

HEYNE  
BÜCHER

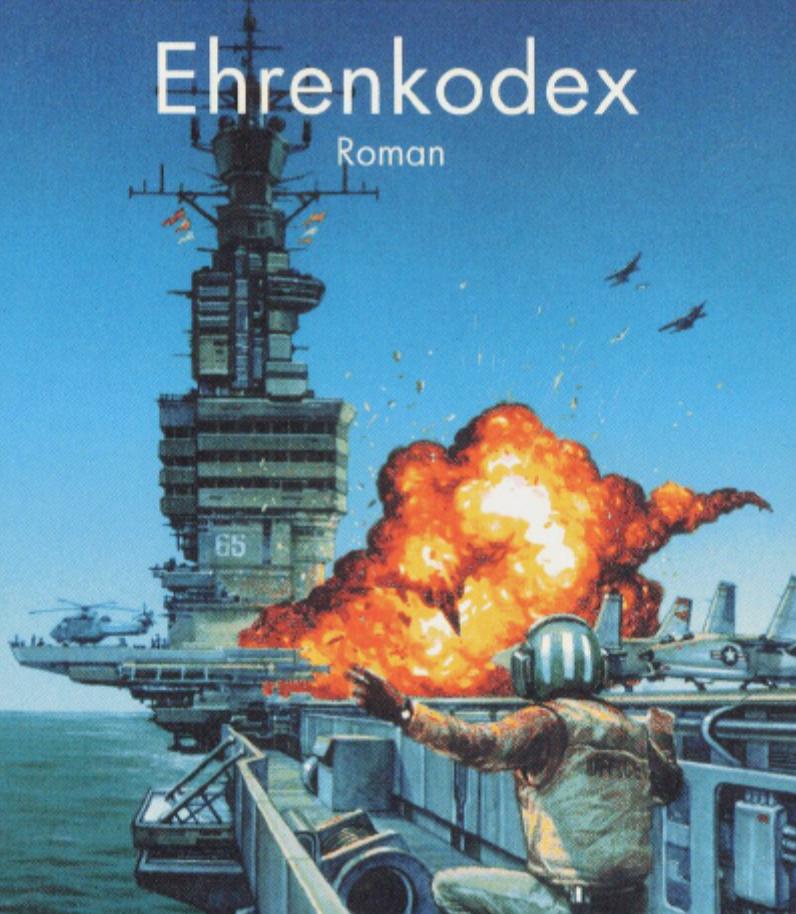
Tom Clancy / Steve Pieczenik

# TOM CLANCYS

NET FORCE 3

## Ehrenkodex

Roman



## Ein neuer Einsatz für die Internet-Agenten des FBI!

Commander Alexander Michaels und seine Leute von der Net Force stehen vor einem Problem: Irgendjemand missbraucht die weltumspannenden Computernetze für seine Zwecke. Die streng geheime Formel eines hochexplosiven Stoffes kursiert plötzlich im Internet, und kurz darauf benützt sie tatsächlich ein Psychopath, um ein Gebäude in die Luft zu jagen. Als nächstes werden alle Agenten der US-Geheimdienste über das Netz enttarnt. Höchste Zeit also, dass Michaels und seine Assistentin Toni Fiorella eingreifen.

Allgemeine Reihe  
Deutsche Erstausgabe  
Best.-Nr. 01/13043

ISBN 3-453-17183-7

DM 14,90/ÖS 109,00

0 1 4 9 0



9 783453 171831

**EIN HEYNE-BUCH**

## Das Buch

Wir befinden uns im Jahr 2010. Die Net Force, eine Spezialabteilung des FBI, ist mit der Überwachung der weltumspannenden Computernetze befasst. In dieser Folge der Net-Force-Reihe sehen sich Commander Alexander Michaels und seine Leute einer Serie von gezielten Indiskretionen gegenüber, die die öffentliche Sicherheit gefährden. Zuerst kursiert die streng geheime Formel eines hochexplosiven Stoffes im Netz - und ein psychopathischer 16-Jähriger lässt damit auch gleich ein Gebäude hochgehen. Als Nächstes werden sämtliche Agenten der US-Geheimdienste in Europa und Asien enttarnt. Wenig später bekommt auch noch die faschistoide Organisation >Sons of Patrick Henry< Wind von vier Plutoniumtransporten, und das durch eine undichte Stelle im Hauptquartier der Net Force ... Während Commander Michaels unter zunehmenden Druck vonseiten einer Senatskommission gerät, arbeiten seine Computerfachleute einerseits und die Einsatztruppe der Net Force unter Colonel John Howard andererseits fieberhaft an der Schadensbegrenzung.

## Die Autoren

Tom Clancy, geboren 1947 in Baltimore, begann noch während seiner Tätigkeit als Versicherungskaufmann zu schreiben und legte schon mit seinem Roman *Jagd auf Roter Oktober* einen Bestseller vor. Mit seinen realitätsnahen und detailgenau recherchierten Spionagethrillern hat er Weltruhm erlangt. Tom Clancy lebt mit seiner Familie in Maryland. Von Tom Clancy sind im Heyne-Verlag erschienen: *Gnadenlos* (01/9863), *Ehrenschuld* (01/10337), *Befehl von oben* (01/10591) und *Operation Rainbow* (43/114). Außerdem erscheinen im Heyne Taschenbuchprogramm die Serien *OP-Center*, *Net Force* und *Power Plays*.

Steve Pieczenik ist von Beruf Psychiater. Er arbeitete während der Amtszeiten von Henry Kissinger, Cyrus Vance und James Baker als Vermittler bei Geiselnahmen und als Krisenmanager. Steve Pieczenik ist Bestsellerautor von psychologisch angelegten Polit-Thrillern.

TOM CLANCY und STEVE PIECZENIK

**TOM CLANCY'S  
NET FORCE 3  
EHRENKODEX**

*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Luis Ruby



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE  
Nr. 01/13043

Titel der Originalausgabe  
TOM CLANCY'S NET FORCE 3:  
HIDDEN AGENDAS

*Umwelthinweis:*  
Das Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Verlagsbüro Dr. Andreas Gößling  
und Oliver Neumann GbR, München

Deutsche Erstausgabe 8/2000

Copyright © 1999 by Netco Partners  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000 by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Denmark 2000

Umschlagillustration: Zoltan Boros/Sziksa Gabor/Agentur Kohlstedt  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: Norhaven, Viborg

ISBN 3-453-17183-7

<http://www.heyne.de>

## **Danksagung**

Wir möchten uns bei Steve Perry für seine kreativen Ideen und unschätzbarer Beiträge zur Vorbereitung des Manuskriptes bedanken. Ebenfalls nicht unerwähnt lassen wollen wir die Hilfe von Martin H. Greenberg, Larry Segriff, Denise Little, John Helfers, Robert Youdelman, Esq., Richard Heller, Esq., und Tom Mallon, Esq.; Mitchell Rubinstein und Laurie Silvers von BIG Entertainment; die wundervollen Mitarbeiter von Penguin Putnam Inc., darunter Phyllis Grann, David Shanks und Tom Colgan; die Produzenten der ABC-Serie, Gil Gates und Dennis Doty; den brillanten Drehbuchautor und Regisseur Rob Lieberman; und die hervorragenden Mitarbeiter von ABC. Wie immer bedanken wir uns bei Robert Gottlieb von der William Morris Agency, unserem Agenten und Freund, ohne den dieses Buch niemals entstanden wäre, sowie bei Jerry Katzman, dem Vizepräsidenten von William Morris, und seinen Fernsehkollegen. Nun liegt es wie immer an Ihnen, unseren Lesern, zu beurteilen, ob unser aller Bemühungen erfolgreich waren.

»Die größten Gefahren für die Freiheit drohen durch hinterhältigen Missbrauch von Seiten von Eiferern, die es gut meinen, doch denen es an Einsicht fehlt.«

*Louis Brandeis*

»Denn nichts ist verborgen, was nicht offenbar werden wird, auch nichts geheim, was nicht bekannt werden und an den Tag kommen wird.«

*Eukas, 8,17*

*(Deutsche Bibelstiftung Stuttgart, 1978)*

## Teil 1

### EIN BISSCHEN WISSEN



*Scanned by Mik – 10/12/2001*

## PROLOG

*Mittwoch, 15. Dezember 2010, 2 Uhr 44  
Baton Rouge, Louisiana*

Ein kalter und feuchter Winterwind spielte um die Fenster des Gebäudes. Die Brise war nicht stark genug, um die makellosen Thermoglas-Scheiben zu erschüttern, aber immerhin so kräftig, dass sie einem Art-deco-Vorsprung gelegentlich ein Pfeifen entlockte. Manchmal klang es beinahe wie ein Stöhnen.

Drinnen grübelte der Nachtwächter - besser gesagt die Nachtwächterin - über einem Laptop, der auf dem Tisch des Wachhäuschens stand. Sie fügte dem Text von Professor Jenkins' langer und unglaublich langweiliger Vorlesung über die Schichten der Felsformationen in Südneuseeland ein paar persönliche Anmerkungen hinzu. Die Vorlesung stammte aus dem überfüllten Geologie-Einführungsseminar, ihrem letzten naturwissenschaftlichen Pflichtfach. Sie hatte dieses Thema so lange vor sich hergeschoben, wie es nur ging, aber der Abschluss rückte schnell näher, und sie kam nicht darum herum. Sie hätte Astronomie genommen, was angeblich ein Spaziergang war, aber der Kurs war voll gewesen, bevor sie sich zur Registrierung eingeloggt hatte. Pech. Sterne waren viel interessanter als Felsen.

Kathryn Brant seufzte, lehnte sich in dem knarzen-den Stuhl zurück und rieb sich die Augen. Geologie. Pfui Teufel.

Sie beugte sich wieder zum Tisch und bekam ein weiteres Geräusch zu hören, als würde ein Nagel aus nassem Holz gezogen. Gott. Brandneu, und schon quietschte der Stuhl, als hätte man ihn jahrelang im Re-

gen von Louisiana stehen lassen. Aber so lief es, wenn man alles vom billigsten Anbieter kaufte. Wahrscheinlich war das Angebot deshalb so günstig, weil die Firma irgendjemanden in der Vertriebsabteilung geschmiert hatte. Bestechung war die übliche Art, in dieser Gegend Geschäfte zu machen. Kat hatte in der Louisiana State University, wo sie zum Glück im letzten Studienjahr war, zwei Semester Politikwissenschaft belegt. Politik zu studieren war fast schon eine Notwendigkeit in Louisiana, wo die Leute immer noch liebevoll von Huey Long sprachen, dem Gouverneur, der Senator geworden und dann im Hauptgebäude des Capitols ermordet worden war - dort drüben in der Eingangshalle, vor mehr als 75 Jahren.

Huey war einer aus einer langen Reihe von Gaunern gewesen, die den Bundesstaat regiert hatten, und das mit dem Segen der Öffentlichkeit. Schließlich hatten die Ölfirmen jahrzehntelang für alles bezahlt, es hatte keine Einkommenssteuer gegeben, keine nennenswerte Vermögenssteuer, und wenn man schon jemanden wählen wollte, warum nicht eine schillernde Figur - vor allem, wenn einen das nichts kostete? Ihr Professor in Politikwissenschaft hatte ihnen einmal erzählt, dass er und seine Freunde als Teenager oft einen Bus zum Capitol nähmen und sich auf die Galerie setzten, wo sie sich das hohe Haus in Aktion ansahen, interessanter, als ins Kino zu gehen, hatte er gesagt. Die Leute kamen aus dem ganzen Land nach Louisiana, um Politik zu studieren, und das mit Recht.

Sie grinste, während der Wind die Glastüren anheulte, die sich zum Gelände um das Capitol hin öffneten. Da draußen stand Huey - im Geiste und in Bronze gegossen -, gerade ums Eck. Der Scheinwerfer vom Dach des hohen, spitzen Gebäudes - einst das höchste in den gesamten Südstaaten und immer noch das weitaus höchste im Louisiana - leuchtete auf die riesige Statue

des volksnahen Märtyrers herab. Immer wieder mal schnallte der Bundesstaat den Gürtel enger und beschloss, den Scheinwerfer abzustellen und so ein paar Dollars zu sparen, aber er wurde immer wieder eingeschaltet. Immer noch kamen die Touristen, um den alten Huey da draußen zu sehen, mit seinen Tauben und allem anderen.

Sich während der Studienzeit seine Brötchen als Wächter im Capitol zu verdienen war nicht der beste Job der Welt, aber er ließ einem eine Menge Zeit zum Lernen, und das war die Hauptsache ...

Ihr Handy summte. Sie grinste wieder und zog die winzige Einheit aus ihrem Gürtel. Sie wusste, wer das war. Niemand sonst würde um diese Zeit noch anrufen. »Hi«, sagte sie.

»Hallo, Kat«, sagte ihr Mann.

»Warum bist du noch auf? Du wirst es nie in Fettgesichts Unterricht schaffen.«

»Scheiß auf ihn. Ich vermisste dich. Ich liege ganz allein hier in diesem großen, alten Bett. Nackt unter den Bettlaken. Voller Lust nach meiner frisch geheirateten Frau.«

Kat lachte. »Du hast nur eine große Klappe, kleiner Bock. Wenn ich jetzt nach Hause käme, würdest du jammern, dass du unbedingt Schlaf brauchst.«

»Nein, Schätzchen. Komm nach Hause, und ich beweise es dir. Ich habe eine große Überraschung für dich.«

»So groß ist sie auch nicht, mein Süßer. Ich würde sagen, es ist gerade mal eine ... Durchschnittsüberraschung.«

»Woher willst du das wissen? Komm heim und schau es dir an. Ich habe Krafttraining gemacht.«

Sie lachte. »Das klingt verführerisch ...«, begann sie. Sie brachte den Satz nicht zu Ende.

Die Druck-Schockwelle traf sie so hart, dass die Er-

mittler sie nie hätten identifizieren können, wenn sie nicht gewusst hätten, wer sie war. Nicht einmal über ihre Zahnunterlagen. Als die Behörden - die Polizei von Stadt und Bundesstaat, das ATF, das FBI - den Schutt durchkämmten, fanden sie in dem blutigen Brei, der Kat Brant gewesen war, nur noch acht ihrer Zähne intakt. Und keinen davon hatte der Laser eines Zahnarztes berührt.

Das einzig Gute war, dass sie nicht leiden musste. Sie erfuhr nicht, was geschehen war.

# 1

*Freitag, 17. Dezember, 12 Uhr 55  
Quantico, Virginia*

Alexander Michaels, Commander der FBI-Eliteeinheit Net Force, fiel genau auf den Allerwertesten. Er prallte härter auf als erwartet, und der Sturz raubte ihm den Atem. Zum Glück fiel er auf die linke Seite seines Hinterteils und nicht auf die rechte, wo vor zwei Monaten nach einem Oberschenkeldurchschuss eine Kugel ausgetreten war. Die Wunde war ganz gut verheilt; es zog nur hin und wieder.

Die Frau, die ihn zu Boden geworfen hatte, war seine Stellvertreterin, Assistent Commander Antonella >Toni< Fiorella - die einen Meter 65 maß und 55 Kilo wog (wenn es überhaupt so viele waren).

Bevor er auch nur versuchen konnte, wieder zu Atem zu kommen, ging Toni neben ihm auf ein Knie nieder und schlug kurz mit dem rechten Ellenbogen zu seinem Gesicht, klatschte dabei mit der rechten Hand ab - zur Betonung und um ihre linke Hand für einen nachfolgenden Hieb in Position zu bringen, sollte sie das für nötig halten.

Doch es war nicht nötig. Michaels hatte nicht die Absicht, nach ihr zu schlagen. Er konnte kaum atmen, und zu lächeln nahm seine ganze Kraft in Anspruch.

Toni streckte ihm eine Hand entgegen, und er ergriff sie. Sie erhob sich und half ihm aufzustehen.

»Sind Sie okay?«

Es gelang ihm, genug Atem zu schöpfen, um zu sagen: »Ja, alles klar.« Weiterzulächeln war eine der schwierigsten Aufgaben, die sich ihm seit einiger Zeit gestellt hatte, aber es gelang ihm.

»Gut. Haben Sie gesehen, was ich gemacht habe?«

»Ich denke ja.«

Im Allgemeinen übten sie solche Würfe auf der gepolsterten Matte, die das FBI aufmerksamerweise im kleineren der zwei Fitnessräume im Net-Force-Hauptquartier zur Verfügung gestellt hatte. Hin und wieder kämpften sie jedoch neben den Matten auf dem Boden. Toni, die sich, seit sie zwölf war, in dieser den Einge-weihten vorbehaltenen Kampfkunst geübt hatte, hatte erklärt, warum ein solches Training nötig war.

»Wenn man die ganze Zeit auf den Matten übt, gewöhnt man sich an die Polsterung. Wenn Sie auf der Straße oder auf dem Gehweg fallen, wird es nicht ganz so einfach sein. Und da eine Menge Kämpfe auf dem Boden enden, müssen Sie wissen, wie sich das an-fühlt.«

Okay. Richtig.

Er konnte es nachvollziehen, obwohl er nicht sicher war, ob er die Techniken jemals so gut lernen würde, dass er auf dem Zementboden aufschlagen und wie ein Gummiball abprallen würde. Aber nach einem Monat Training, fünf Tage die Woche, hatte Michaels sich wenigstens den Namen der Kampfart gemerkt: Pukulan Pentjak Silat. Kurz: Silat. Es war, das hatte ihm Toni erzählt, eine abgespeckte und vereinfachte Version einer komplexeren Kunst, die vor weniger als einem Jahrhun-dert aus dem indonesischen Dschungel gekommen war. Sie hatte sie von einer alten niederländisch-indonesischen Frau gelernt, die gegenüber von den Fiorellas auf der anderen Straßenseite in der Bronx wohnte, nachdem sie miterlebt hatte, wie die alte Frau die Kunst gegen vier Schläger eingesetzt hatte, die sie von der Trep-pe vor ihrem Haus vertreiben wollten. Ein schwerer Fehler.

Michaels war von den Bewegungen beeindruckt, die er Toni hatte machen sehen. Wenn das hier die simplen,

einfacheren Sachen waren, dann konnte er auf die wirklich fiesen Tricks verzichten.

»Okay, versuchen Sie's.«

»Werden Sie links oder rechts schlagen?«, fragte er.

»Ist egal«, sagte sie. »Wenn man seine Mitte beherrscht, wie man sollte, dann funktioniert es auf beide Weisen.«

»Theoretisch.«

Sie lächelte. »Theoretisch.«

Er nickte, versuchte sich zu entspannen und eine neutrale Stellung einzunehmen. Das gehörte auch dazu, hatte Toni gesagt. Es sollte aus jeder beliebigen Position funktionieren, in der man sich zufällig befand, wenn man angegriffen wurde. Schließlich hatte man keine Zeit, sich zu verbeugen und in die Ausgangsstellung zu gehen. Es war nicht wahrscheinlich, dass der Angreifer in einer dunklen Gasse mit einem Messer auf einen zu kam und einem erlaubte, rasch nach Hause zu gehen und seinen Gi anzulegen, während er wartete und sich die Nägel mit der Klinge säuberte. Wenn eine Bewegung nicht praktisch war, hielten die indonesischen Kämpfer nicht viel davon, sie weiterzugeben. Silat war kein *do*, kein spiritueller Weg. Es war aus der Essenz des Straßenkampfes destilliert, bei dem alles galt. Es war keine ästhetische Abfolge auffälliger, schicker Bewegungen, sondern eine Kriegskunst. Beim Silat besiegte man einen Feind nicht nur, man zerstörte ihn. Und man benutzte dazu alles, was einem zur Verfügung stand: Fäuste, Füße, Ellenbogen, Messer, Schlagstöcke, Schusswaffen ...

Toni sprang auf ihn zu.

Man musste zuerst blocken, dann einen Schritt zur Seite machen, auf die Außenseite des Angreifers zu. Stattdessen wurde Michaels hektisch, blockte und ging auf die Innenseite von Tonis vorschnellendem Bein. Theoretisch war das, wie sie gesagt hatte, egal, weil alles erlaubt war, was funktionierte.

Sein rechter Oberschenkel glitt zwischen ihre Beine und presste gegen ihr Schambein. Seine Konzentration auf den eigenen Schutz löste sich plötzlich in Luft auf. Er hatte den Schlag geblockt, aber jetzt stand er nur da, setzte nicht nach. Zu deutlich war er sich der Wärme ihres Schrittes an seinem Schenkel bewusst, sogar durch zwei Trainingshosen hindurch.

Verdammt!

»Alex?«

»Sorry, ich hatte einen Aussetzer.«

Schnell machte Michaels einen Schritt zurück. Vor einigen Monaten war er beinahe von einem Auftragsmörder getötet worden. Wenn Toni nicht gewesen wäre, hätte der Killer ihn erwischt, und deshalb hatte er es für eine gute Idee gehalten zu lernen, wie er sich selbst schützen konnte. Aber in diesem Moment brachte der intime Kampfkontakt mit Toni mehr Probleme mit sich, als er löste. Zumindest schuf er ein konkretes Problem, ohne das er ganz gut auskommen konnte ...

»He, Boss?«

Michaels schüttelte seine erotischen Gedanken ab. Jay Gridley stand am Eingang zur Fitnesshalle und sah ihnen grinsend zu.

»Jay. Was gibt es?«

»Sie sagten, Sie wollten etwas über diese Sache in Louisiana erfahren, sobald es hereinkommt. Ich habe gerade das Paket vom Einsatzteam in Baton Rouge heruntergeladen, mit Video und Berichten. Es ist bei Ihren eingetroffenen Dateien markiert.«

Michaels nickte. »Danke, Jay.« Er sah Toni an. »Ich muss mir das mal anschauen.«

»Wir können am Montag weitermachen, wo wir aufgehört haben«, sagte sie. »Oder arbeiten Sie morgen?«

»Wenn das ginge. Ich wollte eigentlich an dem Auto arbeiten, aber ich muss mir ein paar Finanzsachen anse-

hen. Ich soll am Dienstag vor Senator Whites Ausschuss auftreten.«

»Sie bekommen immer die schönsten Aufgaben«, meinte Toni.

»Nicht wahr?«

Sie verneigten sich voreinander, im komplizierten Anfangs- und Schlussgruß des Silat, dann machte sich Michaels auf den Weg zur Umkleide.

Sheldon Gaynel Worsham war 16 Jahre alt und Schüler an der New Istrouma High School. Er sah aus wie zwölf, war dünn und hatte schwarzes, öliges und glattgegeltes Haar, bis auf eine gewellte Locke, die fettig über seinem rechten Auge hing. Er trug blaue Springerhosen und ein schwarzes T-Shirt mit einem faulig-grünen Pulsepaint-Logo. Das Logo war ein stilisiertes Abzeichen, über das sich in zackigen Lettern das Wort >GeeterBeeter< zog. Was immer das auch heißen mochte.

Der Junge lümmelte in einem billigen Stuhl neben einem schweren Plastiktisch, der von Jahren des Missbrauchs zerkratzt und abgenutzt war. Irgendjemand hatte ein Herz mit Initialen in eine Ecke geritzt, was überraschte, denn es handelte sich offensichtlich um einen Raum, in dem Messer und andere scharfe Objekte im Allgemeinen verboten waren.

Der Mann, der Worsham auf der anderen Seite des Tisches gegenüberstand, war kräftig gebaut, hatte ein rötlches Gesicht und trug einen billigen, dunklen Geschäftsanzug. Es fehlte nur ein flackerndes Neonschild mit der Aufschrift >Cop< über seinem Kopf.

»Also, erzähl mir von dieser Bombe«, sagte der Cop.

Worsham nickte. »Yeah, okay, okay. Also, wir reden hier nicht von Semtex oder C4 oder solchem Scheiß, wir reden von RQX-71, einer streng geheimen Chemikalie, die bei konventionellen Sprengköpfen für Flugkörper

verwendet wird. Sie entspricht einem alten Zeug, dem so genannten PBX-9501. Wollen Sie was über anisotropische Elastizität oder isotropische Polymere wissen? Ausdehnungsraten und so was?«

»Lassen wir das erst mal beiseite«, erwiderte der Cop. »Wo hattest du den Sprengstoff her?«

Der Junge grinste. »Ich hab' ihn im Chemielabor hergestellt. Hab' einen Steckschlüssel vom Tisch des Hausmeisters mitgehen lassen und ihn nachgemacht. Dann hab' ich mir die Alarmcodes besorgt und bin nachts eingestiegen. Hat nur eine Woche gedauert. Es gab so 'nen Punkt, wo es ein bisschen eng wurde, ich dachte schon, ich würde mich selbst in die Luft jagen. Aber dann ist es gut gelaufen.«

»Du hast das Zeug hergestellt. Und ein brandneues, dreistöckiges, stahlverstrebtes Bürogebäude damit hochgehen lassen.«

Worsham grinste noch breiter. »Yeah. Is'n Ding, was?« Er setzte sich in dem Plastikstuhl auf.

»Die Explosion hat eine Wärterin getötet, die sich mit diesem Job das College finanzierte.«

»Na ja, der Teil tut mir Leid, aber das war nicht meine Schuld. Die Wichser hätten meinen Dad nicht feuern sollen, klar?«

»Dein Vater hat beim Bau des Gebäudes mitgearbeitet.«

»Bis die Arschlöcher ihn gefeuert haben, ja. Ich wollte es denen heimzahlen, kapiert?«

Der Cop nickte. »Schätze, das hast du.« Er verlagerte das Gewicht auf seinem Stuhl. Das dünne Plastik quietschte protestierend. »Wie bist du an diese streng geheime Formel gekommen, für dieses RAQ?«

»RQX-71.« Jetzt schenkte der Junge dem Cop sein bisher breitestes Grinsen. »Das war das Einfachste. Ich hab's mir aus dem Netz gezogen.«

Michaels lehnte sich in dem Stuhl im Konferenzraum zurück und sah Toni und Jay Gridley an. Gridley berührte einen Regler, und die Holoprojektion des Verhörs wurde ausgeblendet.

»Voller Reue darüber, dass er die junge Frau getötet hat, nicht wahr?«, fragte Michaels.

»Die Kids haben keine Beziehung zum Tod«, erklärte Jay. »Zu viel Entcoms, zu viele Videos, zu viel Gemetzel in Virtual-Reality-Räumen.«

Toni fragte: »Und die Formel?«

»Wie der kleine Bastard gesagt hat«, antwortete Jay. »Mitten in einem öffentlichen Raum im Net. Wir haben sie herausgenommen, sobald wir sie fanden, aber sie war anonym hineingestellt worden. Wir versuchen, sie zurückzuverfolgen, aber es sieht aus, als wäre sie von irgendwo weitergesendet worden.«

»Wer soll so etwas machen? Und warum?«, fragte Toni.

»Und wie hat derjenige die Formel in die Finger bekommen?«, fügte Michaels hinzu.

Jay zuckte die Achseln. Er tippte das tragbare Gerät an, und das Bild von dem zerstörten Gebäude schimmerte und kam auf den Holoprojektor - ein Haufen Beton- und Metallschutt, hervorstehende Balken, Glassplitter, die unter den Suchscheinwerfern glitzerten. Aus einigen Gebäudeteilen stieg noch immer Rauch.

»Jesus«, stieß Toni hervor.

»Ja«, sagte Michaels. »Aber diese Angelegenheit liegt jetzt in unserer Hand und nicht in Seiner. Wir müssen den Verantwortlichen finden, der diese Formel ins Netz gestellt hat, wo sie dieser Teenager-Soziopath finden konnte.«

»Laut Zähler gab es über neuhundert Zugriffe auf die Datei, bevor wir sie aus dem Verkehr gezogen haben«, warf Jay ein. »Wir sollten darauf hoffen, dass sie sich nicht noch irgendjemand heruntergeladen hat, der wütend ist.«

Michaels schüttelte den Kopf. Neunhundert Zugriffe. Neunhundert Möglichkeiten für jemanden, das Zeug zusammenzumischen. Neunhundert Möglichkeiten, erfolgreich ein Gebäude in die Luft zu jagen wie dieser Junge, Worsham, oder - und das war vielleicht noch schlimmer - sich selbst und eine ganze Schule voller Kinder.

Welcher Abschaum würde so etwas tun? Der junge Worsham war offensichtlich ein Spinner, ihm fehlten ein paar wichtige Schaltungen im Gehirn. Aber wer auch immer die Formel für den Sprengstoff verbreitet hatte - er war wirklich krank. Sie mussten ihn schnellstens finden.

Doch Weihnachten stand kurz bevor. Wegen der Ferien würde alles schleichend langsam sein, außerdem musste Michaels zurück nach Idaho, um seine Tochter Susie wieder zu sehen. Und seine Exfrau Megan. Diese Aussicht weckte gemischte Gefühle in ihm. Die achtjährige Susie war der größte Lichtblick in seinem Leben, aber es war ein weiter Weg von Washington, D.C., nach Boise. Er sah sie nicht annähernd so häufig, wie er sich das gewünscht hätte. Und Megan? Das war ein anderes Minenfeld, dem er im Augenblick nicht zu nahe kommen sollte. Die Scheidung war seit mehr als einem Jahr rechtskräftig, doch wenn sie ihn anrufen und bitten würde, nach Hause zurückzukommen ... Bis vor kurzem hätte es keinen Zweifel gegeben, er wäre gegangen. Aber das Feuer, das er noch in sich trug, war etwas heruntergebrannt, seit er herausgefunden hatte, dass Megan sich mit jemand anderem traf. Einem anderen Mann. Und dass sie es genoss.

»Alex?«

Er sah Toni an. »Entschuldigung, ich habe mich ausgeklinkt. Was gibt es?«

»Joanna Winthrop kommt um halb drei hierher.«

Gridley schnaubte. »Die? Was will die denn hier?«

»Lieutenant Winthrop wird uns bei dieser Aufgabe helfen«, antwortete Michaels. »Colonel Howard hat sie freundlicherweise abgestellt. Genau genommen wird sie mit Ihnen zusammenarbeiten.«

»Was? Ich brauche sie nicht, Boss«, entgegnete Jay. »Ich kriege diesen Typen auch, ohne dass irgendeine Braut...«

»Jay.« Michaels' Ton war scharf.

»Entschuldigung, Boss. Aber sie wird nur im Weg sein.«

»So weit ich mich erinnere, war ihr Notendurchschnitt durch die Bank besser als Ihrer«, warf Toni ein.

»Klar - da, wo sie studiert hat.«

»War das nicht am MIT?«

»Schon, aber das MIT ist nicht mehr das, was es mal war. CIT liegt jetzt auf Platz eins.«

Michaels schüttelte den Kopf. »Jay, was Sie auch für Differenzen mit Lieutenant Winthrop haben mögen, Sie werden darüber hinwegkommen müssen. Wir brauchen in dieser Angelegenheit jede Hilfe, die wir bekommen können.« Er zeigte auf die Holoprojektion.

Gridley nickte, knirschte aber mit den Zähnen; seine Kiefermuskulatur war angespannt.

Großartig, dachte Michaels, noch eine überflüssige Last auf meinen Schultern. Eine eifersüchtige Computer-Primadonna, die ihr Territorium beschützt. Einfach großartig.

Eine Aushilfssekretärin kam in den Konferenzraum.  
»Commander, ich habe Direktor Carver am Apparat.«

Michaels stand auf. »Ich nehme den Anruf in meinem Büro entgegen.« Er winkte Jay und Toni zu. »An die Arbeit, Leute.«

*Freitag, 17. Dezember, 13 Uhr 45  
Washington, D. C.*

Thomas Hughes betrat die Büroräume des Senators, als gehörten sie ihm - und dazu die ganze Stadt, die sie umgab. Er grüßte die Rezeptionistin mit einer Handbewegung. »Bertha. Ist er allein?«

»Ja, Mr. Hughes.«

Hughes nickte. Er kannte Bertha seit mehr als einem Dutzend Jahren. Sie arbeitete für Bob seit seiner ersten Amtszeit, aber sie nannte ihn immer noch >Mr. Hughes<, und er hatte sie auch nicht ermutigt, das zu ändern. Er ging zur inneren Bürotür, klopfte einmal und öffnete sie.

Jason Robert White, 56, der amtserprobte US-Senator aus dem großen Staat Ohio, saß an seinem Schreibtisch, mit einem Computerspiel beschäftigt. Er sah auf und wollte schon die Stirn runzeln wegen der Unterbrechung, als er erkannte, wer so dreist hereingekommen war.

»Hallo, Tom.« White bewegte seine Finger über den Sensor des Handkissens, und die kleinformatige Holoprojektion fror ein. Sie schien zwei Männer im Nahkampf zu zeigen; einer von ihnen war grün und schuppig. Jesus, dachte Hughes.

»Bob. Wie war das Essen mit Hicks?« Hughes ging auf die hellgraue Ledercouch zu, setzte sich und blickte den Mann an, für den er arbeitete.

White sah zehn Jahre jünger aus, als er tatsächlich war, chemisch tiefgebräunt unter seinem perfekt gestylten, kunstvoll ergrauenden Haar. Er trug einen dunkel-

blauen Saigon-Maßanzug, ein Hemd in pastellfarbenem Pink und die gestreifte Regimentskrawatte einer Einheit, die es nie gegeben hatte. Hughes konnte seine Füße nicht sehen, aber die Schuhe waren zweifellos aus Italien oder Australien und handgenäht. Insgesamt war das Outfit des Senators leicht so viel wert, wie Hughes in einem Monat verdiente. White war der Inbegriff eines erfolgreichen Senators, gut aussehend, fit und fühlte sich zweifellos in seiner maßgearbeiteten Kleidung wohl. Er konnte auf dem Klavier einen Wiener Walzer spielen, passabel Französisch und Deutsch sprechen, einem mittelmäßigen Tennisprofi Paroli bieten, und an einem schlechten Tag spielte er den Golfplatz des Country Club in unter hundert Schlägen. Und er bewegte sich in den Zentren der internationalen Macht, als hätte er nie etwas anderes getan.

Hughes dagegen war, und das wusste er, von seinen 52 Jahren jeder Tag anzusehen. Er wog zehn Kilo zu viel, trug ein anständiges, aber keineswegs teures Sakko aus Harris-Tweed und graue Wollhosen von Nordstrom, beide von der Stange; dazu ein Paar Nike-Schuhe. Sein Outfit kostete insgesamt vielleicht ein Zwanzigstel von dem von White.

White lehnte sich in seinem Stuhl zurück und drehte seine Hand in einer So-là-là-Geste. »Na ja, Tom, Sie kennen Hicks ja. Er selbst gibt einem keinen Finger, nimmt aber die ganze Hand. Wenn wir seine Unterstützung wollen, verlangt der ehrenwerte Senator aus Florida, dass die Marineflugbasis von jetzt bis ans Ende aller Zeiten in Pensacola bleibt.«

Hughes nickte. Er hatte nichts anderes erwartet. »Gut. Geben Sie ihm, was er will. Was schert es uns? Seine Stimme ist ausschlaggebend. Wenn wir ihn bekommen, haben wir Boudreaux und Mullins in der Tasche. Wenn wir die kriegen, ist die Sache im Komitee praktisch gelaufen, ohne weitere Debatte.«

White lächelte seinen Stabschef an. »Wird uns wohl bei Admiral Pierce auch nicht schaden.«

»Genau.« Hughes sah auf seine Uhr, eine goldene Rolex, die White ihm an dem Abend geschenkt hatte, an dem sie in den Senat gewählt wurden. Hughes war der Wahlkampfleiter gewesen. So eine Uhr hätte für ihn auf ewig außerhalb seiner finanziellen Möglichkeiten gelegen. Für White, dessen Familie halb Ohio und einen Teil Indianas besaß, war eine Rolex ein Kinkerlitzchen, ein Tropfen aus einem Eimer, der vor Geld überfloss. Sie war das teuerste Schmuckstück, das Hughes jemals getragen hatte, und obwohl er jetzt besser verdiente, hätte er sie sich nicht leisten können.

»Sollten Sie nicht um Viertel nach zwei mit Raleigh auf dem Platz stehen?«, erinnerte er White.

»Der alte Junge hat abgesagt. Zu kalt für ihn. Ich persönlich denke, dass er sich nicht schon wieder von mir in den Hintern treten lassen will. Letztes Mal habe ich ihn um neun Schläge besiegt. Wir nehmen stattdessen um halb drei ein paar Drinks bei Benson.«

»Gut. Vergessen Sie nicht: Warten Sie ab, bis er das mit Stoddard anspricht. Spielen Sie den Kühlen, lassen Sie sich von ihm umwerben. Er braucht nicht zu wissen, dass wir es noch mehr wollen als er.«

»Ich werde wie ein Eisberg sein«, versprach White. Er machte eine Handbewegung hin zur Projektion des Computers, die über seiner Workstation eingefroren war. »Haben Sie schon einmal DinoWarz gespielt?«

»Nein, bisher nicht.«

»Sehr anregendes Nahkampszenario. Es gibt eine 3D-Vollversion, die Sie mitten in der Action platziert. Ein Unterstufenschüler hat sich das ausgedacht und ins Netz gestellt. Sie sollten es einmal ausprobieren.«

Hughes lächelte und versuchte, sich seine Verachtung nicht anmerken zu lassen. White war reich, der Sohn, Enkel und Großeltern wohlhabender Männer. Er

war nicht nur mit einem Silberlöffel im Mund geboren - der Löffel war aus Platin und mit Diamanten besetzt. Wenn er gewollt hätte, hätte White für den Rest seines Lebens eine Million Dollar pro Jahr verpulvern können, ohne dabei seinen Anteil am Reichtum der Familie aufzubrauchen. Er war kein Vollidiot, aber ein Dilletant, ein Pfuscher. Sein Amt war für ihn eine Erwachsenen-version von DinoWarz, und Hughes vermutete, dass es ihm ebenso viel bedeutete. White dachte, US-Senator zu sein war eine spaßige Freizeitbeschäftigung.

»Noch etwas«, sagte Hughes. »Diese Bombensache in Louisiana.«

»Ach ja. Schlimme Geschichte.«

»Mehr als das. Dieser Junge, der Täter, hat sich die Formel für den Sprengstoff aus dem Netz besorgt. Eine angeblich streng geheime militärische Formel.«

»Im Ernst?« White lehnte sich vor, und sein Gesicht näherte sich der durchscheinenden Holoprojektion der beiden Kämpfer. Er bewegte die Finger, und das Bild verschwand.

»Ich denke, das betrifft die Anhörungen zum Thema Net Force. Die sind eigentlich dafür zuständig, so etwas zu verhindern.«

»Das stimmt.«

»Vielleicht möchten Sie das erwähnen, wenn der Etat zur Sprache kommt. Ich werde Sally den Bericht über das Bombenattentat aufbereiten lassen. Diese junge Frau, die dabei getötet wurde, war auf dem College, sie stand vor dem Abschluss.«

»Es ist eine Schande«, sagte White. »Sagen Sie Sally, sie soll die Stelle markieren.«

»Gut.«

Die Sprechanlage klingelte. Es war Bertha. »Sir, Ihre Limousine steht für Ihren Termin um halb drei bereit.«

Hughes erhob sich. »Ich bin dann in meinem Büro. Wir sehen uns bei der Sitzung um vier.«

»Danke, Tom.«

Als der Senator weg war, ging Hughes den Gang hinunter in sein Büro. Er nickte Cheryl zu, seiner Sekretärin. »Irgendetwas Dringendes?«

»Louis Ellis hat aus Dayton angerufen. Er ist nächsten Donnerstag in Washington und möchte, dass ihm der Senator für ein paar Minuten sein Ohr leiht.«

»Lassen Sie Bertha einen Termin machen, am Morgen, eine halbe Stunde.« Ellis, einer der Trinkbrüder von Whites Vater, hatte eine halbe Million für Whites Kampagne für die letzte Wiederwahl gespendet, auf mehr oder weniger legalem Weg über diverse Komitees. Er hatte ihnen dieselbe Summe unter dem Tisch zukommen lassen, und ein hübscher Batzen davon hatte seinen Weg in Hughes' eigenes, sicheres Depot gefunden. Dort war er auf ein dickes Bündel frischer Hunderter getroffen.

Hughes hütete sich schon immer davor, über seine Verhältnisse zu leben. Seine öffentliche Erscheinung entsprach genau dem, was von dem Stabschef eines Senators erwartet wurde, einem Mann, der schäbige 90 000 Dollar im Jahr verdiente. Aber unter verschiedenen Decknamen hatte er einen satten elektronischen Kredit zur Disposition. Trotzdem schadete es nie, für Notfälle etwas hartes Bargeld in der Hand zu haben.

Wenn seine Pläne so liefen, wie er es sich vorstellte, würde er sich mit den Scheinen aus dem Depot kubanische Zigarren anstecken können - wenn ihm danach war.

»Noch etwas?«

»Ihre Masseuse hat angerufen. Sie ist um sieben bei Ihnen zu Hause.«

Hughes nickte. Brit würde ihm eine gute Massage verabreichen, das stimmte. Aber das war nur die Hälfte der Dienstleistung.

Er ging in sein Büro und schloss die Tür hinter sich.

Hughes' Büro war ein spartanischer Raum, dessen einziger Schmuck ein Bild von Picasso war, das an der Wand hinter seinem Schreibtisch hing. Picasso haute ihn nicht um, aber ein Bild von solchem Wert an einer Bürowand zu sehen beeindruckte die Leute, die den alten spanischen Farbenkleckser schätzten. Je nach Laune erzählte Hughes verschiedene Geschichten, wenn man ihn auf das Gemälde ansprach. Manchmal erklärte er den Leuten, er habe es bei einem Garagenverkauf für fünfzig Dollar erstanden, nur um die Kinnladen fallen zu sehen. Andere Male sagte er, eine Frau habe es ihm für seine Fähigkeiten als Liebhaber geschenkt. Hin und wieder, nicht zu oft, gab er die Wahrheit zum Besten - das Bild war ein Geschenk von seinem Chef -, aber das machte nicht so viel Spaß.

Er saß hinter dem Schreibtisch auf einem hölzernen Stuhl, wie ihn Lehrer benutzten. Tatsächlich hatte der Stuhl einmal seinem Sozialkundelehrer in der High School gehört, Charles Joseph, der Hughes prophezeit hatte, er werde es nie zu etwas bringen. Er behielt den Stuhl, um sich daran zu erinnern, dass er in nicht allzu ferner Zukunft an einem Platz sein würde, der über des alten Joseph kühnste Träume hinausging. Senator White und seine Familie würden neben Hughes aussehen wie Sozialhilfeempfänger.

Alles lief wie geplant.

Hughes grinste. Er war auf dem richtigen Weg. Er war, sagte er sich, der cleverste Mann, den er kannte. Er konnte die Sache durchziehen.

Nicht der Schatten eines Zweifels.

Die Anlage piepste.

»Der Vizepräsident auf Leitung drei«, sagte Cheryl.

»Ich nehme den Anruf entgegen«, gab Hughes zurück. »Aber lassen wir ihn ein paar Sekunden warten. Wir wollen schließlich nicht, dass unser Vizepräsident überheblich wird, nicht wahr?«

Cheryl kicherte, und Hughes selbst fühlte sich auch nicht schlecht.  
So weit, so gut.

*Freitag, 17. Dezember, 14 Uhr 40  
Quantico, Virginia*

In seinem Büro sah Alex Michaels auf die Uhr, die in der Ecke der Standard-Holoprojektion blinkte, der ländlichen Szene eines Viehzugs, der auf einer Landstraße in Colorado den Autoverkehr blockierte. Michaels hatte in seiner Collegezeit einen Sommer lang auf einer Ferienranch gearbeitet. Das Ergebnis war, dass er Kühe nicht ausstehen konnte. Das Bild war einer von Jay Gridleys kleinen Scherzen. Der junge Mann liebte solche Aktionen. Er hielt sich für witzig.

Michaels grinste. Jay war tatsächlich ziemlich witzig, auch wenn Michaels es vorzog, wenn jemand anders die Zielscheibe seiner Scherze war.

Der Uhr zufolge war Lieutenant Winthrop schon zehn Minuten zu spät, und das passte nicht zu dem, was er in ihrer Personalakte über sie gelesen hatte. Er berührte die manuelle Bedienung seiner Sprechanlage. Die Sekretärin war eine Zeitarbeiterin und vertrat Nadine, die Urlaub hatte. Vielleicht hatte sie einen Fehler gemacht.

»Liza, hat nicht Lieutenant Winthrop einen Termin um halb drei?«

»Ja, Sir, Commander«, erwiderte die junge Frau. Sie klang etwas durcheinander. »Sie, äh, ist hier, Sir, aber sie ist irgendwie beschäftigt.«

Beschäftigt? Michaels ging hinaus, um zu sehen, was da los war.

Auf dem Boden neben dem Schreibtisch der Sekretärin saß Joanna Winthrop, ein Knäuel von roten, weißen

und blauen Kabeln im Schoß. Sie hatte irgendein Taschenwerkzeug, wahrscheinlich einen Leatherman, in der Hand und drehte damit zwei der farbigen Drähte zusammen.

Er hatte nicht vergessen, wie attraktiv sie war, aber es traf ihn dennoch wie ein kleiner Schock, sie zu sehen. Winthrop war eine der schönsten Frauen, die Michaels je gesehen hatte. Sie war groß und schlank, hatte natürliches, honigblondes langes Haar, das sie hoch gesteckt trug, und grüne Augen, die jeden kostbaren Smaragd in den Schatten stellten. Sie trug einen blauen Overall und schwarze Stiefel, was die meisten Frauen plump hätte erscheinen lassen. An ihr sah die unscheinbare Kleidung definitiv sexy aus.

Sie blickte zu Michaels auf. »Hallo, Commander.« Sie schob das Drahtgewirr unter den Tisch, stand auf, schloss ihre Drahtzange und sagte: »Probieren Sie es jetzt.«

Liza gab etwas auf der Tastatur ihres Befehlsmoduls ein. »Es funktioniert. Danke!«

»Keine Ursache.« Winthrop lächelte strahlend. Das Lächeln war perfekt, bis auf einen leicht schiefen Zahn, der ihm genug Charakter gab, um nicht künstlich auszusehen. Noch immer lächelnd drehte sie sich in seine Richtung, und Michaels konnte die Wärme in ihren Zügen auf fünf Meter Entfernung spüren. Eine umwerfende Frau, schön und intelligent, eine tödliche Kombination. Sie war Single, Mitte zwanzig und viel zu jung für vierzigjährige Knacker wie ihn; dennoch war sie eine Augenweide, keine Frage.

»Tut mir Leid, dass ich zu spät komme, Sir«, sagte sie. »Lizas Tastatur-Input hatte einen Kurzschluss, und Sie wissen ja, wie die Serviceabteilung funktioniert. Die würden zwei Stunden brauchen, um einen Techniker heraufzuschicken, außer in einem Notfall. Und in einem Notfall...«

»... würde es drei Stunden dauern«, brachte Michaels den Satz zu Ende. Das war ein Standardwitz bei der Net Force. »Na, kommen Sie rein.« Er machte eine Geste hin zur Tür und wartete, bis sie vor ihm das Büro betrat. Reine Höflichkeit, sagte er zu sich selbst. Es ging nicht darum, einen Blick auf ihr Hinterteil zu erhaschen. Obwohl er zugeben musste, dass es das wert war. Es erinnerte ihn an einen alten Witz von der Frau eines Priesters, die bei der Anprobe eines neuen Kleides in Versuchung geführt wurde. Der Teufel sagte: »Kauf es, Schätzchen, kauf es!« Die Frau antwortete: »Geh mir aus den Augen, Satan!« Der Teufel trat folgsam hinter sie und sagte: »Hm, von hier steht es dir auch blendend ...«

Michaels schüttelte die halberotischen Gedanken ab. Winthrop war eine Untergebene, über zwölf Jahre jünger als er, und er konnte keine weiteren Verwicklungen gebrauchen. Aber seine Scheidung lag lange zurück, und in den letzten Monaten seiner Ehe war es zu Hause nicht allzu gut gelaufen. Er war seitdem nicht mit einer Frau im Bett gewesen.

Arbeit und Hobbys konnten das Leben eines Mannes nur bis zu einem gewissen Punkt ausfüllen. Man konnte sich nur an einer bestimmten Anzahl von Nächten pro Woche in den Schlaf lesen.

Er blickte auf und sah Toni im Eingang zu seinem Büro stehen, den Blick auf ihn gerichtet. Michaels fühlte sich ertappt, obwohl er nichts getan hatte. Er lächelte ihr halb zu und verschwand in sein Büro. Sollte er sich in eine Büroaffäre hineinstürzen, wäre Toni die erste Wahl, aber das war sicherlich keine gute Idee. Toni war eine Mitarbeiterin und Freundin, und er wollte keine dieser Beziehungen für eine Affäre riskieren. Freunde waren schwerer zu finden als Liebhaber.

Na ja. Wenigstens sagte man das. Er war so lange kein Liebhaber mehr gewesen, dass er ganz vergessen

hatte, wie dieses Spiel ging. Und es war nicht wie mit dem Fahrradfahren, das man nie verlernte.

Er sah Joanna Winthrop an, die vor dem Stuhl auf der anderen Seite seines Schreibtisches stand und auf ihn wartete. Eine umwerfende Frau. Gegen seinen Willen stellte er sich vor, wie ihr Haar geöffnet und auf einem Kissen aussähe, ihr Gesicht, das ihm leidenschaftlich zugewandt wäre ...

Er gönnte sich den Anflug eines Grinsens. Zum Glück war seine Dusche mit einer großen Menge kalten Wassers ausgestattet. Heute Nacht würde er davon wahrscheinlich seinen Teil brauchen.

»Danke, dass Sie die Tastatur repariert haben«, sagte er.

»War mir ein Vergnügen.«

Er ging hinter seinen Schreibtisch, setzte sich und forderte Winthrop mit einer Handbewegung auf, das-selbe zu tun. »Wir haben eventuell ein kleines Problem, Lieutenant. Colonel Howard meinte, Sie könnten uns vielleicht dabei helfen.«

»Ja, Sir, was immer der Colonel möchte. Er hält viel von Ihnen, Sir.«

Michaels sah sie an. Wirklich? Vor ein paar Monaten hätte es ihn überrascht, so etwas zu hören. Obwohl Howard sich seit der Entführung des verrückten Russen vielleicht ein wenig besser fühlte bei dem Gedanken, einen Zivilisten als Commander zu haben. Michaels hatte mit diesem Befehl seinen Job riskiert, und Howard hatte dafür herausragende Arbeit geleistet. Mög-lich, dass bei der Mission gegenseitiger Respekt entstanden war.

»Und er hält eine Menge von Ihnen, Lieutenant. Ih-ren Namen hat er als Ersten genannt, als ich ihn um Unterstüzung bat.«

»Sir, wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann nennen Sie mich bitte Jo oder Winthrop. Diese Sache mit den

Dienstgraden ist nicht notwendig, wenn wir nicht im Einsatz sind.«

»Gut, Jo. Nennen Sie mich Alex - wenn wir schon dabei sind. Wir sind hier ziemlich formlos.«

»Ja, Sir. Äh, ich meine: gern, Alex. Also, was gibt es?« Er lächelte sie an und bewegte die Hand über die Kontrollfelder.

*Samstag, 18. Dezember, 7 Uhr 50  
Quantico, Virginia*

Colonel John Howard trug seinen alten Gortex-Wind-breaker. Er bedeckte den kurzläufigen Revolver, einen Smith & Wesson, Modell 66 .357, der in dem Galco-Halfter genau über seiner rechten Hüfte hing. Wenn er außer Dienst eine Waffe trug, bevorzugte er dieses Halfter. Es hatte eine Plastikschiene, die zwischen Bund und Hemd passte, so dass er es an- und ablegen konnte, ohne den Gürtel ausziehen und es durch die Schlaufen ziehen zu müssen. Es war praktisch und ungefähr genauso unauffällig wie ein gewöhnliches Gürtel- oder Pancake-Halfter.

Zehn Meter entfernt sprang ein Angreifer mit einem Messer aus der Dunkelheit hervor und rannte auf ihn zu. Der Mann war nicht mehr als zwei Sekunden weit weg.

Howard drehte seine Hüfte leicht nach links, so dass sich eine Lücke zwischen seiner Jacke und seinem Körper öffnete, und schob seine rechte Hand unter die Gortexjacke. Er packte den hölzernen Griff des Revolvers und entsicherte die Waffe automatisch mit dem Daumen, als er die Hand schloss. Dann zog er die Smith, stieß sie auf den Angreifer zu, als wollte er ihn schlagen, und betätigte den Abzug. Auf diese Distanz dauerte es zu lange, Kimme und Korn in eine Linie zu bringen. Stattdessen benutzte man die Silhouette dazu, das Ziel aufs Korn zu nehmen.

Zwei Meter vor Howard stoppte der Mann abrupt ab, als ein 91-Korn-BeeSafe-Zerlegungsgeschoss mit

knapp fünfhundert Metern pro Sekunde in seiner Körpermitte einschlug.

Der zweite Schuss kam eine Viertelsekunde nach dem Ersten.

Der Angreifer blieb bewegungslos stehen. Pulsierende rote Lichter glühten auf seiner Brust auf, wo die Kugeln eingedrungen waren. Die meisten Menschen machten sich nicht klar, wie schnell ein Mann mit einem Messer rennen konnte. Noch eine halbe Sekunde, und der virtuelle Kriminelle hätte ihn erwischt.

Howard warf einen Blick auf den Computer neben dem Schießstand. Darüber war eine kleine Holoprojektion des Angreifers, darunter Statistiken. Abgelaufene Zeit: 1,34 Sekunden vom Start bis zum Schuss. Getroffenes Organ: Herz. Geschätzte Wahrscheinlichkeit, den Angreifer mit einem Schuss zu stoppen: 94 Prozent. Der Revolver enthielt nicht so viele Kugeln wie eine taktische Pistole von Heckler & Koch, aber er war eine Art Talisman für Howard, und er fühlte sich wohler damit.

Als er die Waffe ins Halfter zurücksteckte, stellte er fest, dass seine rechte Schulter schmerzte. Nein, nicht schmerzte. Sie fühlte sich müde an. Nach einmal Ziehen? Er war in letzter Zeit öfters müde.

»Nicht schlecht für einen alten Mann«, unterbrach Sergeant Julio Fernandez sein Grübeln. Er war in der Nachbarbox des Schießstands und verursachte eine Menge Rauch und Lärm mit seiner abgenutzten alten 9mm-Armee-Beretta.

»Reset«, sagte Howard und grinste.

Der Räuber verschwand. Wäre er ein echter Angreifer statt eines holografischen Ziels gewesen, hätten die Zerlegungsgeschosse jeweils 550 Pfund Energie in ihn entladen. Weil die Patronen so gefertigt waren, dass sie beim Aufprall aufplatzten, hätten sie das Herz des Angreifers zu einem blutigen Brei zermatscht und wären nicht durch ihn hindurch und dann noch die halbe Stra-

ße hinuntergeflogen, um dabei vielleicht eine alte Dame zu töten, die ihren Hund spazieren führte. Das war in einem Stadtszenario ein wichtiger Aspekt. Natürlich waren Zerlegungsgeschosse nicht dazu da, dicke Wände oder Autotüren zu durchdringen. Doch die nächsten zwei Patronen im Zylinder waren Hohlgeschosse mit einem Standardmantel, die das ausgezeichnet erledigen würden. Wenn der Angreifer in einem Auto gesessen hätte, dann hätte Howard die ersten zwei Patronen durchgleiten lassen oder bei Zeitdruck den Abzug einfach zweimal betätigen können, um zu den Mantelgeschossen zu kommen.

»Morgen, die Herrschaften«, hörte er jemanden hinter sich sagen. Die Wolfsohr-Kopfhörer, die er trug, verstärkten normale Geräusche, schnitten aber alles heraus, was so laut war, dass es dem Gehör hätte schaden können. Er drehte sich um. Es war sein Boss, Alexander Michaels.

»Commander. Was führt Sie an einem Samstagmorgen auf den Schießstand?«

Michaels tippte auf den Taser, den er am Gürtel an seiner rechten Hüfte trug. »Requalifizierung. Ich dachte mir, ich komme besser her, wenn nicht so viel los ist.«

Howard lächelte kurz und schüttelte den Kopf.

»Sie sind kein Fan des Kicktasers, Colonel?«, fragte Michaels.

»Nein, nicht wirklich, Sir. Wenn eine Situation so gefährlich ist, dass man eine Waffe braucht, dann sollte es schon eine richtige Waffe sein.«

»Ich habe mir sagen lassen, dass der Taser den Angreifer in neunzig Prozent der Fälle mit einem Schuss zum Stehen bringt, egal, ob er die Kleidung durchdringt oder nicht. Er kommt gegen Standard-Kevlarwesten an, und man muss nachher keine Leichen wegräumen.«

Howard konnte Fernandez fast grinsen hören. »Ser-geant, Sie haben etwas anzumerken?«

»Na ja, außer der Typ, auf den Sie schießen, trägt was Brennbares am Körper, Sir. Dann geht er nämlich in Flammen auf. In diesem Fall verwandelt Ihre nicht-tödliche Waffe den Kerl in eine menschliche Fackel. Das ist schon ein paar Mal passiert.«

»Der Sergeant hat Recht. Der größte Nachteil ist jedoch, Sir, dass Sie nur einen Schuss haben«, fügte Howard hinzu.

»Jeder Mitarbeiter soll eine oder zwei Extraladungen bei sich tragen. Ich habe gehört, dass ein Experte in zirka zwei Sekunden nachladen kann.«

»In dieser Zeit hat jeder durchschnittliche Schütze mit einer Handfeuerwaffe vier- oder fünfmal auf Ihren Taserexperten geschossen. Oder auf seinen Kollegen - wenn es mehr als einer ist, Sir.«

Michaels grinste. »Sie wissen doch, wie das bei uns Schreibtischhengsten ist, Sarge. Die Waffe ist mehr eine Formalität. Wir kommen nicht so oft ins Feld hinaus.«

»Ich höre da andere Sachen, Sir«, bemerkte Fernandez.

Howard unterdrückte ein Grinsen. Was immer Michaels behauptete, er hatte einer Killerin ins Auge gesehen, die sich ins Hauptquartier eingeschlichen hatte, und sie mit ihrer eigenen Waffe erschossen. Das hatte ihm bei vielen Respekt eingebracht, Howards eingeschlossen.

»Außerdem habe ich engagierte und trainierte Männer wie Sie, um meine einfacheren Kämpfe zu erledigen«, sagte Michaels.

»Das ist auch gut so«, meinte Fernandez, aber so leise, dass Michaels es vermutlich nicht mitbekam.

»Ich lasse Sie weiterüben. Schönen Tag noch, Gentlemen.« Michaels ging ans Ende der langen Reihe von Schießboxen und begann, seine Session vorzubereiten.

Der Sergeant schüttelte den Kopf und sah dann Howard an. »Taser, Nachthemden, klebriger Schaum, Fo-

tonkanonen - womit kommen die FBI-Typen als Nächste daher? Zucker-und-Gewürz-Spray? Blütenschleudern? So viel Aufwand für so wenig Wirkung.«

»Wir leben in politisch korrekten Zeiten, Sergeant. Eine Menschenmenge mit Feuerkraft unter Kontrolle zu halten bedeutet schlechte Schlagzeilen, selbst wenn jeder einzelne Beteiligte ein Terrorist ist und die Taschen voller Handgranaten hat. Es macht sich in den Abendnachrichten einfach nicht gut.«

»Diese Liberalen mit ihren blutenden Herzen werden einem noch mal den ganzen Spaß daran nehmen, Soldat zu sein, Sir.«

»Ja, das werden sie wohl, Sergeant.«

»Kennen Sie die Definition eines Konservativen, Sir?«

»Ich traue mich kaum zu fragen.«

»Ein Liberaler, der überfallen worden ist.«

Howard grinste. »Machen Sie Ihr Ziel startklar, Sergeant, und dann schauen wir mal, ob Sie so gut schießen können, wie Sie reden.«

»Kleine Wette gefällig, Colonel?«

»Ich nehme Ihnen ungern Ihr Geld ab. Aber wenn Sie so viel haben, dass Sie es sich leisten können, es zu verspielen, sind Sie dabei.«

Die beiden lachten.

An seinem Ende des Schießstands hörte Michaels den Colonel und den Sergeant lachen. Wahrscheinlich über ihn und seinen Taser. Na ja, nicht jeder war Soldat. Sein Vater hatte in der Armee Karriere gemacht, und das hatte ausgereicht, um Michaels abzuschrecken. Er wusste, dass er in Notwehr töten konnte, oder um jemanden zu beschützen, den er liebte. Er hatte das getan, als sich die Killerin ins Net-Force-Hauptquartier eingeschlichen hatte und Toni benutzte, um ihn in einen Hinterhalt zu locken. In der Umkleidekabine des Fitnessraums. Er er-

schoss die Frau, die als >Selkie< bekannt war, da sie auf ihn feuerte und versuchte, Toni zu erstechen. Es musste sein, war aber keine Erfahrung, die er wiederholen wollte.

Er stellte seinen Computer auf einen Probelauf für das Taser-Qualifikationsszenario, vergewisserte sich, dass die Ersatzkapsel mit komprimiertem Gas in ihrer Halterung auf der linken Seite seines Gürtels war. Dann zog er den Taser und überprüfte, ob die enthaltene Patrone noch aktiv war. Ja. Er befestigte sie wieder an seinem Gürtel, holte tief Luft und atmete wieder aus. »Aktivieren«, befahl er dem Zielcomputer. »Zwei bis dreißig Sekunden, zufallsgenerierter Start.«

Das neue Tasermodell war drahtlos. Er war nicht sicher, dass er wirklich verstanden hatte, wie es funktionierte, aber angeblich waren die zwei Zwillingsnadeln im Kern kleine, doch effektive Kondensatoren. Sie bekamen von einer simplen 9-Volt-Batterie Strom. Jede Nadel war ein wenig dicker als eine Bleistiftmine. Das Paar trug eine Hochspannungsladung mit niedriger Amperezahl, irgendwo bei 100000 Volt, und wenn beide ein Ziel trafen, wurde ein Stromkreis geschlossen. Der Treibstoff aus komprimiertem Gas - Stickstoff oder Kohlendioxid, je nach Modell - konnte die Nadeln bis zu 15 Meter weit mit einer solchen Kraft schleudern, dass sie Kleidung durchdrangen. Auf eine normale Kampfdistanz - sechs bis sieben Meter - sorgte die Waffe praktisch jedes Mal für den Knock-out.

Sie besaß einen winzigen eingebauten Laser. Wenn man den Griff umfasste, zeigte ein kleiner roter Punkt, wo die Nadeln treffen würden. Verfehlte man das Ziel, machte die Backup-Funktion - ein Paar Elektroden im Griff - den Taser als Schockstock einsetzbar, falls der Angreifer in Reichweite kam. Der Apparat sah aus wie ein langer und dünner Elektrorasierer oder einer der alten Phaser aus *Star Trek: Deep Space Nine*.

Er war einfach genug zu bedienen. Man zeigte mit dem Taser auf das Ziel, packte den Griff, brachte den Laserpunkt in Position und drückte den Feuerknopf. Wenn alles glatt ging, lag der Angreifer eine halbe Sekunde später am Boden, von elektrisch induzierten Zuckungen geschüttelt. Sein Interesse, einem anderen zu schaden, war in den hintersten Winkel seines Gehirns verschwunden. Nach einigen Minuten erholte er sich praktisch vollständig, aber man konnte mit einem hilflos auf dem Boden liegenden Angreifer in ein paar Minuten eine Menge Dinge anfangen.

Natürlich konnten auch die bösen Jungs so eine Waffe verwenden. Um dem vorzubeugen, mussten alle Taser so genannte Etikettierer in ihrem Treibstoff haben, tausende winzige Stückchen farbiges oder klares Plastik, die den registrierten Käufer identifizieren würden. Es war unmöglich, all diese Etiketten zu entfernen, wenn ein Taser abgefeuert worden war.

Ein Angreifer tauchte auf und rannte auf Michaels zu. Er hatte eine Eisenstange in der Hand. Im Rennen hob er die Stange zum Schlag ...

Michaels zog den Taser aus dem Gürtel, richtete ihn auf das Ziel und drückte auf den Griff. Der kleine rote Punkt tanzte auf dem Bein des Verbrechers auf und ab, aber das machte nichts. Er betätigte den Abzug.

Ein gelber Lichtfleck glänzte auf dem Bein des Mannes auf, aber er lief weiter auf Michaels zu.

Mist!

Michaels griff mit der linken Hand nach der Patrone des Tasers. Er drückte auf die beiden Knöpfe, die sie auswarf, und tastete nach der Ersatzpatrone. Aber es war zu spät. Als er nachgeladen hatte, hatte ihn der Attentäter erreicht. Ein lautes Signal ertönte. Der Angreifer fror ein.

Verdammtd. Er hätte es mit der Backup-Funktion versuchen sollen.

Das Computerbild auf Michaels rechter Seite ließ in leuchtendem Rot die Buchstaben >NG-V< aufleuchten - >nicht gestoppt, verloren< Das kleine Bild des Attentäters auf der Projektion zeigte den Grund an. Die Nadeln waren so gefertigt, dass sie sich aufspalteten, um den Bogen des Stromkreises groß genug zu machen, damit das Ganze funktionierte. Auf die Distanz, aus der er ge feuert hatte, war das Bein kein gutes Ziel gewesen. Die linke Nadel hatte den Oberschenkel getroffen, aber das linke Geschoß war 25 Zentimeter rechts davon vorbeigegangen - und zwar deutlich daneben. Es war nicht schwer, einen Schuss zu vermurksen.

Wenn der Mann echt gewesen wäre, hätte Michaels mit einem Schädelbruch rechnen müssen - es sei denn, Tonis Silatstunden hätte ihm geholfen, der Stange auszuweichen und den Mann mit den Schockelektroden zu berühren. Doch darin war Michaels noch nicht so gut, dass er sich darauf hätte verlassen können.

Verärgert schüttelte er den Kopf. Er nahm eine neue Patrone aus dem Haufen auf dem Tisch und legte sie in das Gürtelhalfter. Dann klippte er den Taser wieder an den Gürtel. »Aktivieren«, befahl er dem Zielcomputer. »Zwei bis dreißig Sekunden, zufallsgenerierter Start.«

Absichtlich sah er nicht zu Howard und Fernandez hinüber. Er wusste, dass sie lachten.

*Samstag, 18. Dezember, 8 Uhr 15  
Washington, D. C.*

Toni saß in dem Klubsessel, den ihr ältester Bruder Junior ihr vor drei Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte. Er besaß ein Möbelgeschäft in einer besseren Gegend von Queens - was nicht viel heißen wollte - und war auf einigen Stühlen sitzen geblieben, die er nicht verkaufen und auch nicht zurückschicken konnte. Die Her-

Stellerfirma hatte zwischen der Bestellung und der Ankunft der Lieferung Pleite gemacht. Es war ein bequemer Stuhl, er hatte aber ein fauliges, gesprengeltes Grün, das offenbar keinen von seinen Kunden vom Stuhl gehauen hatte. Trotzdem sollte er nicht einfach nur rumstehen, sagte Junior.

Toni lächelte ins Telefon, eine Voice-Only-Verbindung mit ihrer Mutter. Mama hatte sich nie für den Gedanken erwärmen können, ein Bildtelefon zu benutzen. Was, wenn das Telefon klingelte, bevor sie ein passendes Gesicht aufgesetzt hatte? Wenn ihre Haare durcheinander waren? Wenn sie unter der Dusche stand?

»Mama, wenn du dir so viele Gedanken machst, was mich diese Telefonate kosten, warum holst du dir dann nicht einen ISDN- oder DL-Anschluss und lässt Aldo Papas Computer anschließen? Für zehn Dollar im Monat könnten wir über das Netz so viel sprechen, wie wir wollen.«

»Ich will mit diesem Computerzeug nichts zu tun haben«, sagte Mama. »Das ist zu kompliziert.«

»Es ist nicht komplizierter als telefonieren. Du brauchst nur einzuschalten und ihm meine Nummer zu sagen, wenn du anrufen willst. Wenn ich dich anrufe, musst du nur einen Knopf drücken, wenn es klingelt, und du hast Audio und Video.«

»Es ist zu kompliziert.«

Toni grinste wieder. Mama würde sich nie ändern. Im Erdgeschoss des braunen Sandsteingebäudes, in dem Toni aufgewachsen war, stand ein Computer mit Minimalausstattung, ein Geburtstagsgeschenk von Toni und ihren Brüdern vor ein paar Jahren. Die meisten amerikanischen Haushalte hatten heutzutage einen Heimcomputer, aber Mama wollte damit nichts zu tun haben. Obwohl sie sich nicht bekreuzigte, wenn sie daran vorbeiging, hatte Toni lange Zeit gedacht, dass Mama das

Gerät als Ausgeburt Satans ansah, die nur darauf wartete, ihre Tentakel um sie zu schlängeln und sie in den elektronischen Hades zu zerren.

Sophia Banks Fiorella war 65 und hatte fünf Kinder, vier davon waren Jungen. Alle waren aufs College gegangen. Aldo, mit 31 Jahren der Jüngste, abgesehen von Toni, war ein hoch qualifizierter Programmierer und arbeitete für die New Yorker Justizbehörden. Wenn er Mama mit seinen zahllosen Versuchen bei samstäglichen Abendessen nicht hatte überzeugen können, dann verschwendete Toni ihre Zeit.

»Also, wann kommst du nach Hause?«

»Am Dienstag, spätabends«, antwortete Toni. »Wir bekommen am 24. frei, aber ich muss am 23. arbeiten.«

»Soll Papa dich am Flughafen abholen?«

»Papa sollte nicht Auto fahren, Mama, er sieht nicht mehr gut. Ich dachte, Larry wollte mit ihm darüber quatschen.«

Toni bemerkte, dass sich ihr Bronx-Akzent spürbar verstärkt hatte, seit sie mit ihrer Mutter sprach. Das war immer so. Die Vokale veränderten sich, und manche Endungen verschluckte sie gleich ganz.

»Du kennst doch deinen Vater. Er hört nicht, was er nicht hören will.«

»Wenn er das Autofahren nicht endlich lässt, werden wir ein Lenkradschloss kaufen.«

»Tony Junior hat das schon probiert. Papa hat ungefähr zwei Minuten gebraucht, um herauszufinden, wie er es abmachen kann. Er ist nicht dumm.«

»Ich habe nicht gesagt, dass er dumm ist. Aber er ist halb blind, und wenn er weiter Auto fährt, wird er noch jemanden umbringen.«

»Gut, dann holen dich Larry oder Jimmy ab.«

»Ich fliege nicht, Mama. Ich fahre mit dem Zug und nehme ein Taxi von der Penn Station zu euch.«

»Spät nachts soll meine Tochter in einem Taxi sitzen?«

Das ist gefährlich, ein junges Mädchen allein unterwegs.«

Toni lachte. Sie war bald dreißig und verstand mehr von Selbstverteidigung als jeder Mann, den sie kannte. Sie trug einen Taser, war in dessen Handhabung geprüfte Expertin und seit Jahren Bundesagentin - und Mama wollte nicht, dass sie vom Bahnhof ein Taxi nahm.

»Mach dir um mich keine Sorgen. Ich habe meinen Schlüssel. Ich gehe in die Gästewohnung.«

»Mike kommt mit seiner Frau und den Kindern aus Baltimore. Sie schlafen im großen Schlafzimmer und im Kinderzimmer.«

»Ich bleibe im kleinen Schlafzimmer. Mach dir keine Gedanken, Mama. Wir sehen uns am Weihnachtsmorgen, okay?«

»In Ordnung. Aber jetzt müssen wir aufhören, dieser Anruf kostet dich wahrscheinlich ein Vermögen. Wir sehen uns am Freitag. Um wie viel Uhr willst du aufstehen? Willst du ausschlafen?«

Toni grinste wieder. Egal, was sie antwortete, Mama würde um Punkt halb sieben vor ihrer Tür stehen, und das Frühstück würde fertig sein. »So gegen halb sieben.«

»Okay, dann stehe ich früh auf. Ich hab' dich lieb, mein Kind. Pass auf dich auf.«

»Mach ich, Mama. Ich hab' dich auch lieb.«

Toni legte auf und schüttelte den Kopf. Eine der angenehmen Seiten an ihrer großen katholischen Familie war das jährliche Treffen in den Ferien. Mit ihren Brüdern, deren Frauen und den Neffen und Nichten würden sie bei ihrer Mutter über zwanzig Leute sein. Und das, ohne Onkel und Tanten und den einen oder anderen versprengten Cousin mitzuzählen, der vielleicht zum Abendessen aufkreuzte. Es war nicht mehr so eng, seit sie die Apartments auf beiden Seiten von ihrer alten Wohnung gekauft und die Zwischenwände herausge-

brechen hatten, um eine große daraus zu machen. Aber auch so würde es noch hoch hergehen.

Toni freute sich sehr darauf. Zu schade, dass sie Alex nicht mitbringen konnte. Mama wäre so begeistert zu erfahren, dass Toni einen >potenziellen Ehemann< hatte - jeder Mann, den sie öfter als zweimal ansah, war, so weit es Mama betraf, ein potenzieller Ehemann. Sie wäre so aufgeregt, dass sie nicht stillsitzen könnte, und ununterbrochen damit beschäftigt, sich um ihn zu kümmern.

Irgendwann vielleicht.

*Samstag, 18. Dezember, 11 Uhr 45  
Arizona*

Jay Gridley ritt durchs Netz.

Auf einem Pferd.

Bis vor kurzem hatte er in der virtuellen Realität mit Vorliebe einen Dodge Viper benutzt, in Szenarios, die sich durch Superautobahnen und hohe Geschwindigkeiten auszeichneten. Ein Wahnsinnsauto, der Viper, eine Rakete auf Rädern - er liebte es, das Gaspedal durchzutreten und den Wind in seinen Haaren zu spüren. Aber seit ein paar Wochen ging ihm der Wilde Westen nicht aus dem Kopf, und nach einigem Rechercheaufwand hatte er sich ein Cowboyszenario gebaut. Man konnte für Reisen in der virtuellen Realität - kurz VR - so ziemlich alles verwenden, was man wollte, es brauchte nicht einmal historisch exakt zu sein. Man konnte Cowboys und Astronauten in ein und dasselbe Szenario integrieren. Aber ein Programmierer auf Jays Niveau hatte gewisse Ansprüche. Es sollte wenigstens konsistent sein, und vor allem sollte es gut aussehen.

In diesem Szenario trug Jay Levi's-Jeans mit Knöpfen, Cowboystiefel aus echtem Kalbsleder, die vorne spitz zuliefen, und ein Hemd aus Plaidwolle. Dazu ein rotes Halstuch, einen riesigen kremfarbenen Stetsonhut und an der Hüfte einen sechsschüssigen Colt .45 Peacemaker in einem Lederhalfter. Für ihn taten es keine Cowboyklamotten aus dem Drugstore, keine gefransen Hemden mit Perlmuttknöpfen oder Überziehosen oder solches Zeug. Er saß in einem handgefertigten

Sattel, und sein Pferd war ein gescheckter Hengst namens Buck. Na ja, ein ehemaliger Hengst - das VR-Pferd war kastriert worden, damit es nicht ausbrach, wenn es an einer Stute vorbeiritt. Jay hatte zuerst an ein weißes Pferd oder gar einen Palomino gedacht, aber das wäre dann doch ein wenig übertrieben gewesen. Die meisten Programme von der Stange würden sich nie mit solchen Details befassen, aber sie mussten sich ja auch nicht unbedingt nach seinen Maßstäben richten.

Buck bahnte sich seinen Weg auf einem schmalen Pfad, der sich im Zickzackkurs durch die Ausläufer eines VR-Bergzuges im alten Westen wand. Jay hielt nach Klapperschlangen - Sidewinders nannten sie sie hier -, Indianern und Desperados Ausschau, die ihm möglicherweise auflauerten. Ein Knotenpunkt im Netz kam näher, repräsentiert durch eine Kleinstadt namens Black Rock einige Meilen weiter. Die Sonne stand fast im Zenit, es war heiß und trocken, und er musste anhalten, um etwas zu trinken. Der steinige Pfad war großenteils ausgetrocknet, es gab nur ein paar Eidechsen unddürre Büsche, die vielleicht eines Tages zu Steppenläufern würden - wenn sie Glück hatten und nicht vorher in Flammen aufgingen ...

Jay grinste. Teufel, war er gut. Ein schickes kleines Szenario, auch wenn das Kompliment von ihm selbst kam.

Er zügelte das Pferd neben einem ausgedörrten und staubigen Flussbett, stieg ab und nahm einen Schluck aus der Wasserflasche, einem Behälter aus Segeltuch mit Holzverschluss. Die Flasche fasste etwa eine Gallone und war locker genug gewoben, um ein wenig Flüssigkeit verdunsten zu lassen. Durch die Evaporation sollte das Wasser gekühlt werden, aber es war trotzdem ziemlich warm. Er nahm den Hut ab, goss etwa einen halben Liter hinein und gab Buck davon zu trin-

ken. Das Pferd schlürfte das Wasser geräuschvoll aus dem Hut.

»Es ist nicht mehr weit, mein Junge, nur ein paar Minuten.«

Jay hörte, dass sich hinter der Kurve eine Kutsche näherte. Er schüttete das Wasser aus und setzte den Stetson wieder auf. Dann lockerte er den Colt im Halfter - man konnte nie wissen, was für Gesindel sich hier herumtrieb. Besser, er war darauf vorbereitet, als Erster zu schießen und später nachzufragen.

Es handelte sich nicht um eine Kutsche, sondern um einen Einspänner, der von einer großen grauen Mähre gezogen wurde. Die Hufeisen schlügen im Takt auf den harten Untergrund, und die eisenverkleideten Holzräder klapperten über kleine Felsbrocken. Das Gefährt wurde von einer Frau gelenkt. Sie trug ein langes Baumwollkleid, das einmal indigofarben gewesen war, aber von der Sonne und der Wäsche zu einem blassen Blau ausgebleicht worden war. Da sie saß, waren unter dem Rocksaum ihre hochgeknöpften Schuhe zu sehen. Sie trug eine blaue Haube, die unter dem Kinn festgebunden und nicht ganz so ausgebleicht war wie ihr Kleid. Auf dem Sitz neben ihr lag ein kleiner Stapel Bücher.

Offenbar eine Lehrerin.

Jay entspannte sich und tippte an den Hut, als die Frau näher kam.

»Howdy, Ma'am«, sagte er in seinem besten Cowboyton.

Der Einspänner kam heran, und er bemerkte, dass die Frau gut aussah - nein, sie sah nicht nur gut, sie sah schlicht und einfach blendend aus. Ein paar strohblonde Strähnen lugten unter der Kappe hervor, schöne grüne Augen ...

Zur Hölle. Das war keine Lehrerin, das war ... Lieutenant Joanna Bimbo Winthrop.

Verdamm!

Sie brachte den Einspänner drei Meter vor Jay zum Stehen und lächelte. »Na so was. Jay Gridley. Sie hier zu treffen.« Sie stieg ab und kam bis auf knapp einen Meter auf ihn zu. Ihre Gesichtszüge froren für einen Augenblick ein.

Jay wusste, was sie gerade tat. Sie war in ihrem Netz-Programm und stimmte beide Programme neu aufeinander ab, um dem seinen zu gestatten, das gemeinsame Szenario einzustellen.

Ihr Gesicht erwachte wieder zum Leben. Sie sah sich um. Jetzt konnte sie dasselbe sehen wie er.

»Donnerwetter!«, rief sie lächelnd aus.

»Was machen Sie hier, Winthrop?«

»Vielleicht kann diese kleine Silberkugel es Ihnen erklären.« Sie streckte ihre Hand aus. Darin lag eine glänzende kleine Pistolenpatrone. »Auf geht's, Kugel, sag's ihm.«

Die Patrone schwieg.

»Sehr witzig.« Jay war nicht in der Stimmung, sich von Leuten wie Bimbo Winthrop beleidigen zu lassen. »Was für Freeware verwenden Sie?«

»Keine Freeware, Pferdejunge. Etwas Subtileres als das hier.« Sie deutete auf das Wüstengebiet um sie herum. »Und Komplexeres.«

Ach ja?

In der wirklichen Welt saß Jay Gridley in seinem Bürosessel im Hauptquartier, in voller VR-Montur, an seine Werkstation und das Netz angeschlossen. Seine Finger fuhren über die Tasten und änderten die Standardeinstellung. Nach einer halben Sekunde flackerte die VR und wurde zu Winthrops ...

Er fand sich auf dem Bahnsteig eines Zugbahnhofs wieder. Winthrop stand ihm gegenüber; hinter ihr war ein Personenzug eingefahren. Ihr Haar war hoch gesteckt und unter einem breitkrempigen Hut versteckt.

Sie trug einen langen Mantel aus dunklem Tuch über einem knöchellangen grauen Wollkleid.

Aus ihrer Kleidung und dem Äußeren des Zuges schloss er, dass sie sich im späten 19. oder vielleicht frühen 20. Jahrhundert befanden. Auf einem Bahnhofs-schild zu seiner Linken stand >Klamath Falls<. Es war Winter, die Luft frisch und kalt, es lagen 15 Zentimeter Neuschnee. Außerhalb des überdachten Bahnsteigs hatten sich höhere Schneewehen aufgetürmt. Passagiere stiegen ein, die Frauen in langen Kleidern und Mänteln und mit Hüten, die Männer überwiegend in Anzügen, mit Hut und Überzieher. Ein paar Arbeiter waren unter den wohlhabenderen Passagieren, sie trugen Kappen, Jacken und Arbeitsstiefel.

Ein großer, bleicher Mann in einem dunklen Staubmantel und mit dem Körperbau eines Bodybuilders blieb stehen, um einer alten Dame beim Einsteigen mit dem Gepäck zu helfen. Ein kleines Mädchen rannte vorbei, verfolgt von einem Hund, der wie ein Setter oder ein Jagdhund aussah. Der Geruch von Kohle hing schwer in der Luft, gemischt mit Schwaden von abkühlendem Dampf und einer Ahnung von den Ausdünstungen ungewaschener Körper.

Damals hatten die Leute nicht täglich geduscht. Das war ein hübsches Detail.

Während Jay sich umsah, bemerkte er, dass Joanna Winthrop bei dem gesamten Szenario saubere Arbeit geleistet hatte. Keine Grauzonen, keine skizzenhaften Hintergründe, jede Menge Einzelheiten, bis hin zur Masierung des Holzes auf den Kiefernbaulen, die die Überdachung stützten.

Er sah an sich herunter und bemerkte, dass er einen dreiteiligen grauen Anzug und elegante schwarze Lederschuhe trug. Eine goldene Uhrkette hing über seiner Weste. In einer der Westentaschen bemerkte er ein kremfarbenes Stück Papier und nahm es heraus. Eine

Fahrkarte. Er konnte jedes Wort darauf lesen, selbst das Kleingedruckte. Sehr feine Ausarbeitung.

Er musste zugeben, dass dies hier erstklassige Arbeit war.

Aber das musste er *ihr* gegenüber ja nicht unbedingt zugeben.

»Alles einsteigen«, brüllte der Zugführer.

»Und?«, fragte sie.

»Ein wenig überlaufen. Mir ist meines lieber.« Er setzte ihr Programm außer Kraft und stand eine halbe Sekunde später wieder neben Bück in der Wüste, den Blick auf sie und den Einspanner gerichtet.

»Was wollen Sie?«, fragte er.

»Ich habe Sie gesucht. Wir werden zusammenarbeiten, ob wir wollen oder nicht. Ich weiß, dass Sie mich nicht besonders mögen, und Sie sind auch nicht unter meinen Top Hundred. Aber ich bin Profi, ich komme damit schon zurecht.«

»Meinen Sie damit, ich nicht?«

»Nein, Gridley, ich meine genau das, was ich gesagt habe. Es geht nicht darum, wer der bessere Programmierer ist, es geht darum, einen Auftrag zu erledigen. Commander Michaels will mich bei diesem Projekt dabei haben, deshalb bin ich hier. Wir brauchen nicht Händchen haltend durch Frühlingsauen zu spazieren, aber wir müssen einander auch nicht im Weg sein. Können wir uns darauf einigen?«

Jay sah sein Pferd an. Er konnte begreifen, warum Cowboys so viel Zeit unterwegs verbrachten. Frauen, vor allem hübsche Frauen, sorgten gewöhnlich für Komplikationen. Ihm hatten sich keine Türen wegen seines Aussehens geöffnet, und er war verdammt sicher, dass das bei Winthrop der Fall gewesen war. Aber er seufzte und nickte. »Okay. Wir können versuchen, einander nicht in die Quere zu kommen.«

»Wenn ich vor Ihnen auf etwas stoße, gebe ich es weiter.«

»Nicht sehr wahrscheinlich, dass das passiert«, brummte er leise in sich hinein.

»Wie bitte?«

»Nichts. Ich werde dasselbe tun.«

Sie sagte etwas, das er nicht verstand.

»Was?«

»Ach, nichts. Dann lasse ich Sie mal mit Ihrem Szenario allein.«

Sie stieg auf ihren Einspänner und zog die Zügel über dem Rücken der großen Mähre an. »Hüh«, rief sie. Sie winkte, während sie sich von der Stadt entfernte.

Jay sah ihr hinterher. Das Pferd wieherte.

»Ja, mein Freund, genau so geht's mir auch. Na los, wir haben in der Stadt zu tun, Buck, alter Junge.«

Er setzte den rechten Fuß ins Steigisen und saß auf.

Sie trotteten auf die Stadt zu.

*Samstag, 18. Dezember, 11Uhr45*

*Chevy Chase, Maryland*

Hughes hatte seinen Virtual Global Interface Link - kurz Virgil - bei sich in der Limousine, doch er wollte Platt nicht damit anrufen. Das Telefonsignal war angeblich binär kodiert, und niemand konnte mithören, wenn er das Telefon im Virgil benutzte, doch er traute der Sache nicht. Das Virgil, ein großartiges Spielzeug, wie er fand, war etwa so groß wie ein Elektrorasierer. Außer dem Telefon enthielt es ein GPS, eine Uhr, Radio, TV, Modem, Creditchip, Kamera, Scanner und sogar eine Faxfunktion. Wäre er nicht Whites Stabschef gewesen, hätte er natürlich keinen Zugang zu einem solchen Gerät gehabt. Er hätte es sich nicht leisten können und wäre wahrscheinlich gar nicht erst auf die Liste potentieller Benutzer gekommen, selbst wenn er das nötige Geld zusammengespart hätte.

Unmittelbar vor ihnen, mitten in der Einsamkeit des Landes, bemerkte er eine Telefonzelle. Er wies den Fahrer an, stehen zu bleiben.

Es war kalt draußen, ein klammer Wind blies, und am Himmel war das dunkle, schwere, perlmuttfarbene Leuchten von Schneewolken kurz vor dem Sturm zu sehen. Hughes betrat die von Graffiti übersäte, mit hellem Plastik verkleidete Telefonzelle und zog die Tür zu. Er stellte den bildlosen Vox-only-Modus ein, befestigte den Einwegscrambler auf dem Mundstück, wählte, ließ es einmal klingeln und hängte wieder ein. Platt hatte an seinem Ende der Leitung die nötige Ausrüstung, um die Nummer zurückzuverfolgen, sowie einen passenden Scrambler. Niemand würde ihr Gespräch entschlüsseln können.

Dreißig Sekunden später klingelte das Telefon. Es müsste sich schon um einen sehr großen Zufall handeln, wenn das nicht Platt war.

»Ja«, sagte Hughes.

»Hallo«, antwortete Platt. Er packte jede Menge Süd-Georgia in dieses eine lang gezogene Wort.

»Also, wie ist die Lage?«

»Na ja, wir haben da ein kleines Problem. Sieht so aus, als wollte der Große Häuptling Sie persönlich sehen, bevor er den Deal absegnet.«

»Unmöglich. Ich habe Sie als meinen Stellvertreter geschickt.«

»Hab' ich Ei Presidente Sambo auch gesagt, aber er hört nicht mal zu, is' irgend so'n Eingeborenending. Sie wissen, wie diese Neger sind, irgendwas ist immer.«

Hughes biss die Zähne zusammen. Platt war ein Cracker - wie arme Weiße in Teilen der Südstaaten genannt wurden -, ein Rassist und wahrscheinlich ein angesehenes Mitglied des Ku Klux Klan von Georgia und der Sons of the Confederate Veterans. Ihn nach Guinea-Bissau zu schicken - ein bitterarmes, kleines tropisches

Land an der Westküste Afrikas, eingepfercht zwischen Guinea und dem Senegal - war eine Einladung zum Desaster. Platt war so weiß, dass er leuchtete, und 99 Prozent der Bevölkerung von Guinea-Bissau waren schwarz. Was noch schlimmer war: Sie sprachen Portugiesisch oder Kreolisch, dazu eine Reihe von afrikanischen Sprachen mit Namen wie Pajadinka, Gola, Bigola, und so weiter. Soweit er wusste, beherrschte Platt keine Fremdsprache. Es fiel ihm schwer genug, sich auf Englisch verständlich zu machen - sein Georgia-Dialekt war dick wie Zuckerrohrsirup. Vermutlich war es hilfreich, über einsneunzig groß und wie Herkules gebaut zu sein. Auch wenn sie ihn nicht mochten, waren die Leute höflich zu Platt. Und obwohl er ungehobelt war, war er nicht dumm. Er spielte gerne den netten Jungen und ließ die Leute denken, weiter wäre nichts an ihm dran. Aber er kannte sich mit Computern aus, von Laptops bis hin zu Großrechnern. Er konnte mit jeder nur denkbaren Schusswaffe umgehen und sowohl Computer als auch Waffen reparieren.

»Jedenfalls hat El Presidente gesagt, entweder schneien Sie auf einen Plausch vorbei, oder es läuft gar nichts.«

Verdamm! Hughes tastete nach seinem elektronischen Kalender, tippte den Monat Januar ein und sah sich die Sache an. Das würde kompliziert werden. Er würde sich einen unerwarteten Termin einfallen und heimlich einreisen müssen. Er hatte eine Reihe Pässe und Visa, die er benützen konnte. Die Angelegenheit nervte, und es würde nicht billig werden, aber es war machbar. »Alles klar. Sagen Sie Präsident Domingos, ich komme am ... 13. Januar. Das ist ein Donnerstag.«

»Donnerstag, der 13. Ist notiert.«

»Und Sie kommen nach Washington. Ich habe eine weitere Aufgabe für Sie.«

»Washington.« Es klang wie >Warsh-ing-ton<. »Hirn-

mel, da gibt's ja fast so viele Neger wie hier. Und wissen Sie was? Die haben hier gerade mal viertausend Telefone im ganzen Land. Schätze, die benutzen noch Trommeln. Die Eingeborenen geben keine Ruhe. Und arrogant sind sie auch. Wenn mich noch einmal so ein Typ angafft, dann setzt es was.«

»Bringen Sie niemanden um.«

Platt lachte. »Ich? Himmel, ich bring' doch keinen um. Ich schubse höchstens ein paar von denen vom Gehsteig.« Er lachte wieder, ein schweres, heiseres Geräusch. »Nur haben sie hier in den meisten Orten keine Gehsteige. Aber ich kann das auch in Washington erledigen.«

»Kommen Sie einfach zurück. Wie sieht es mit den undichten Stellen aus?«

»Die nächste steht schon auf dem Plan. Is mit 'nem Timer eingestellt auf Montagmorgen, wenn Sie's genau wissen wollen.«

»Gut. Auf Wiedersehen.«

Hughes entfernte den Scrambler vom Mundstück des Telefons und ließ ihn in seine Tasche fallen. Herrgott. Platt war völlig durchgeknallt. Wahrscheinlich ein psychotischer Soziopath - und ein gefährliches Werkzeug. Notwendig, aber man konnte sich damit auch ins eigene Fleisch schneiden. Er musste aufpassen und sich bald überlegen, wie Platt... verschwinden könnte. Endgültig.

Hughes öffnete die Tür der Telefonzelle. Ein kalter Windstoß traf ihn und jagte ihm eine Gänsehaut über den Nacken. Er konnte den nahen Schnee riechen. Es war besser, in die Stadt zurückzufahren, bevor die Straßen zu Parkplätzen wurden.

Er nickte dem Fahrer zu, als er wieder einstieg. »Fahren wir nach Hause.«

*Montag, 20. Dezember, 8 Uhr 55  
Washington, D. C.*

Der unsichtbare Dämon mit den grünen Augen hatte seine Klauen tief in Tyrone Howards Rücken geschlagen, und es tat in einem Ausmaß weh, das er vor wenigen Monaten für unmöglich gehalten hätte. Ihm war schlecht, er wollte sich übergeben, schreien oder jemandem eine reinhauen - vielleicht auch alles gleichzeitig. Doch keine dieser Möglichkeiten stand ihm zur Verfügung. Die Schüler der Eisenhower Middle School waren an einige Seltsamkeiten in diesen schmuddeligen grünen Gängen gewöhnt, aber ein vor Eifersucht amoklaufender 13-Jähriger gehörte nicht dazu.

Der Grund für Tyrones Schmerz stand zehn Meter weiter und lächelte den Quarterback des Footballteams an, einen großen und muskulösen Kerl namens Jefferson Benson. Belladonna Wright war ein Jahr älter als Tyrone und ohne Zweifel das tollste Mädchen in Washington D.C. An der Ostküste. Vielleicht auf der ganzen Welt. Und seit er ihr dabei geholfen hatte, ihren Computerkurs zu bestehen, hatten sie einige Zeit zusammen verbracht. Sie hatte ihrem Freund mehr oder weniger den Laufpass gegeben, einem Herbie > Knochenbrecher < LeMott, der schon in die Highschool ging und Kapitän des Ringerteams war. Seither waren sie und Tyrone in die Mall gegangen, hatten die Virtuelle Realität erkundet und in ihrem Schlafzimmer gesessen und sich geküsst, bis er dachte, er würde explodieren.

Er war *total* in Bella verliebt.

Und da stand sie, in Mikrokleid und Trägershirt und

Plateauschuhen mit Gummiabsätzen, und redete mit einem anderen Jungen. Lächelte ihn an. Einen Typ, der Tyrone zu einem Knoten zusammenbinden und 15 Meter weit werfen konnte, ohne auch nur ins Schwitzen zu kommen. Das Einzige, womit Tyrone aufwarten konnte, war sein Grips. Doch mochte der Geist auch langfristig mächtiger sein als Muskelschmalz, in der direkten Auseinandersetzung würde der Typ mit den Muskeln ihn zu Brei schlagen, solange er ihm nicht anderes entgegenhalten konnte als sein Hirn.

»Oh, oh. Sieht nach Ärger im Paradies aus«, erklang eine Stimme hinter ihm.

Tyrone schaute Bella nicht direkt an, sondern beobachtete sie aus dem Augenwinkel, während er sich an der Tür seines Schließfachs zu schaffen machte. Er brauchte sich nicht nach der Person umzusehen, die ihn angesprochen hatte. Es war James Joseph Hatfield, ein Hinterwäldler aus West Virginia, der so schlechte Augen hatte, dass er keine Kontaktlinsen tragen konnte. Also lief er mit dicken Plastikgläsern herum, hinter denen er wie eine riesige weiße Nachteule aussah.

»Halt die Klappe, Jimmy-Joe.«

»He, bleib cool, Alter, sie redet doch nur mit ihm, sie fischt nicht nach dem Aal in seiner Hose ...«

Tyrone drehte sich um und sah seinen besten Freund an. In seinen Augen glitzerte die Mordlust.

»Okay, okay, nur die Ruhe, mein Junge«, sagte Jimmy-Joe. »Aber denk mal drüber nach. Wenn sie einen dummen großen Sportlertypen wollte, dann wäre sie noch mit Knochenbrecher zusammen, stimmt's? Ich meine, neben dem sieht Benson aus wie 'ne Garnele.«

Und Tyrone sah neben Benson aus wie 'ne Mikrobe. »Kann sein.«

»Entspann dich. Du denkst zu viel nach.« Jimmy-Joe klopfte Tyrone auf den Rücken.

Tyrone setzte die Beobachtung aus dem Augenwin-

kel fort und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. In diesem Moment drehte sich der große, muskulöse Jefferson Benson um und rannte elegant den Flur hinunter, einer geölten Kugel gleich. Die Leute traten zur Seite, um ihn vorbeizulassen.

Bella sah auf und erblickte Tyrone und Jimmy-Joe. Sie lächelte und winkte. »Hallo, Ty!«

Tyrone fühlte sich gleich besser, als er sah, wie sie ihn anlächelte. Er fühlte sich, wie sich Atlas gefühlt haben musste, als Herkules ihm die Welt von den Schultern nahm. Auf einmal war das Leben wunderbar. Er konnte singen, er konnte tanzen, er konnte wie eine Wolke schweben.

Bella kam auf ihn zu. Die Leute blieben stehen, um ihr nachzusehen. Eine Königin der Schulgänge, wiegte sie sich beim Gehen gleich einer Palme in der tropischen Brise. Tyrones Herz schlug wie die Trommeln vom Mohawk. O Mann ...!

Sie blieb vor ihm stehen. »Nach der Schule gehe ich in die Mall, wenn es nicht wieder schneit«, sagte sie. »Kommst du mit?«

»Oh, ja«, antwortete Tyrone. »Hatte ich sowieso vor.«

»Astrein, Ty. Wir sehen uns im Shop.«

Bella ließ ihr perfektes Lächeln noch einmal erstrahlen, legte ihm kurz die Hand auf die Schulter und wandte sich dann zum Gehen. Tyrone sah ihr hinterher, ein Mann in Trance, unfähig, den Blick von ihr zu lösen. Seine Schulter fühlte sich heiß an, wo sie ihn berührte.

»Nennt dich Ty, legt dir die *Hand* auf die Schulter ... He, das läuft doch prima. PDF, wie man sich's nicht besser vorstellen könnte«, sagte Jimmy-Joe. Er meinte perfekter Datenfluss.

Tyrone grinste. Ja, das stimmte. Das Leben konnte kaum besser sein. Wie auch? Die schönste Frau der Welt

hatte sich gerade mit ihm verabredet, statt mit dem Footballklotz. Das haute ihn einfach um. Umwerfend. Wunderbar ...

»Und, wie läuft's mit dem Upgrade?«

Tyrone sah Bella um die Ecke biegen und aus dem Blickfeld verschwinden. Einen Moment lang genoss er die Erinnerung, wie sie von hinten aussah.

»Hallo? Kontrollstation an Raumkapsel Tyrone, sind Sie empfangsbereit?« Jimmy-Joe imitierte das statische Rauschen eines Radios. »Raumkapsel Ty, bitte kommen ...«

Tyrone erwachte aus dem Trancezustand. Jimmy-Joes Frage bezog sich auf die Überarbeitung des Netgames, das er programmiert und ins Netz gestellt hatte - Dino-Warz.

»Ach, das. Ich habe nicht viel Zeit gehabt, um daran zu arbeiten.«

»Was? Du verarschst mich, oder?«

»Keine Verarschung«, antwortete Tyrone. Er hatte jede freie Minute, die er zusammenkratzen konnte, mit Bella verbracht. Und wenn er nicht mit ihr zusammen war, dann dachte er an sie. Träumte von ihr.

Gierte nach ihr ...

»Alter, du bist ja völlig daneben!«

»Ist doch nur ein Spiel«, sagte Tyrone.

Jimmy-Joe starzte ihn an, als hätte sich Tyrone gerade in eine Riesenkakerlake verwandelt, die einen ausgeflippten Swing aufs Parkett legte. »Nur ein Spiel? Nur ein Spiel? Du hast einen Testosteron-Kurzschluss im Hirn, Kumpel.«

Die Glocke läutete zum Unterrichtsbeginn. Jimmy-Joe trottete kopfschüttelnd davon. »Wir sehen uns später, Alter.«

Tyrone starzte seinem Freund nach. Er verstand das nicht. Spiele waren eine feine Sache, aber wie sollte ein Spiel sich damit messen, mit Belladonna Wright Hand-

chen zu halten? Diese warmen, magischen Lippen zu küssen? Seine Hände auf diese warmen ...?

Denk nicht *daran*, Tyrone. Nicht hier und jetzt.

Ein Videospiel? Nein, selbst ein ausgereiftes VR-Spiel war definitiv nicht mit Bella zu vergleichen.

Hastig lief er zu seiner ersten Stunde. Nach der Schule würde er in die Mall gehen, schwor er sich bei der achten Macht.

*Montag, 20. Dezember, 9 Uhr 05*

*Quantico, Virginia*

Julio Fernandez blickte auf die Holoprojektion, die hinter dem Kursleiter in der Luft schwebte. Das Bild zeigte eine Reihe von mathematischen Gleichungen, durchsetzt von Abbildungen, die aussahen wie ein almodisches Theaterbillett, ein krümeliger Keks und ein schwerer Metallsafe mit einem großen Schloss mit Drehanzeige. Förderunterricht in Computerbildtechnik für Deppen.

Der Kursleiter sagte: »Okay, wer kann mir sagen, was der Ausdruck >Sicherheit durch Dunkelheit< bedeutet?«

Fernandez starre auf den Bildschirm hinunter, der in die Oberfläche seines Schreibtischs eingebaut war. Ruf jemand anderen auf, dachte er. Sie waren 15 im Programmierkurs, also hatte er ganz gute Chancen, dass der Tölpel von Lehrer einen seiner Klassenkameraden drannehmen würde. Nur dass der Tölpel es aus irgendinem Grund auf ihn abgesehen zu haben schien. Der Lehrer hieß Horowitz. Er war vielleicht 24, klein, unersetzt, trug ausgeleierte Anzüge, hatte Akne und immer eine Miene, als hätte er irgendwo im Intimbereich einen schmerzhaften Ausschlag. Er sah aus, als würde er sich lieber diesen Ausschlag nackt und in aller Öffentlichkeit kratzen, als die Unterrichtsstunde über sich ergehen zu

lassen. Fernandez wusste, wie sich das anfühlte. Wenn es sich irgendwie vermeiden ließe, wäre er auch nicht hier. Wenigstens war Horowitz Zivilist und nicht Offizier.

Dass der Kursraum nach altem, sauer gewordenem Schweiß roch, machte es auch nicht besser.

Natürlich hätte er sich die Vorlesungen und das Kursmaterial herunterladen und alleine zu Hause lernen können. Niemand hielt ihm eine Pistole an den Kopf und zwang ihn teilzunehmen. Die meisten übrigen Kursteilnehmer waren Feebs - Studenten der FBI-Akademie -, und der Kurs war verpflichtend für sie, wenn auch mehr eine Formsache. Alle hatten eine Collegeausbildung, die meisten sogar Jura studiert, und dieser schlappe kleine Einführungskurs war eine Kleinigkeit, die sie im Schlaf erledigen konnten.

Für Sergeant Julio Fernandez sah es anders aus. Er verstand von Computer so viel wie von Quantenmechanik oder von den Paarungsgewohnheiten des Blauwals. Selbst an seinem besten Tag kam er nicht allzu weit. Als er versucht hatte, die Materie allein zu lernen, war sie zwischen den grauen Zellen durchgerutscht, als wäre sein Gehirn aus reinem Teflon. Er hatte gehofft, dass es ihm helfen würde, dem Lehrer und den Fragen und Antworten der anderen Schüler zuzuhören. Doch bis jetzt, nach drei Sitzungen, hatte der Kurs sein Wissen über das Thema nicht sonderlich vergrößert. Ein Thema, das er hasste, das er aber lernen musste. Beim Gebrauch seiner Hände oder im Umgang mit Waffen stand Fernandez niemandem nach. Er konnte ein Lager im Dschungel oder in einer Wüste aufschlagen und in der Wildnis überleben. Doch wenn es am Computer über Tasturbefehle hinausging, tat er sich schwer. Und das war nicht gut für einen Net-Force-Mann ...

»Schauen wir mal... Sergeant Fernandez? Sicherheit durch Dunkelheit?«

Toll. Einfach toll. »Sir, ich glaube, das bedeutet, dass die Sicherung eines bestimmten Computersystems wie eine ... Festung ist. Man weiß, dass es da ist, man kann es recht einfach finden, aber der Zugang zum System ist gepanzert oder vermint oder mit so vielen Schlössern verriegelt, dass man sie nicht öffnen kann, selbst wenn man bis an die Tür laufen kann.«

»Was für eine süße Metapher. Sie wissen doch, was eine Metapher ist, Sergeant?«

Einige von den Feebs kicherten.

Fernandez spürte, wie er unter seiner dunklen Haut errötete. Er war alt genug, um der Vater dieses Kerls zu sein, und der kleine Bastard führte ihn hier vor. »Ich weiß, was eine Metapher ist.«

»Nun, wie es aussieht, haben Sie im Kern Recht, und das ist zweifellos ein mittelgroßes Wunder. Die heutige Stunde behandelt Prinzipien der Sicherung in verschiedenen Formen, von Firewalls zu verschlüsselten Passwörtern, von individuellen Zugangscodes, Gültigkeitszeiten und Auslaufdatum bis zu Sicherheitscookies. Frischen und abgestandenen.«

Ein paar Feebs lachten über das Witzchen von den >Keksen<.

Der Kursleiter winkte, und die Holoprojektion wurde von einer anderen ersetzt. Sie zeigte einen kleinen Jungen, der vor einer Workstation saß. Er sah aus wie fünf. Wahrscheinlich zielte der Kurs auf dieses Publikum ab, kleine Kinder.

Fernandez fletschte die Zähne. Selbst wenn er die richtige Antwort gab, drehte es der Tölpel so hin, dass er wie ein Dummkopf aussah. Es befriedigte Horowitz wohl, Schüler schlecht aussehen zu lassen. Er bekam sicher anderswo nicht viel geboten, mit seinem Zitronengesicht und seinen Pickeln.

Vielleicht war es ein Fehler, hier zu sein. Vielleicht sollte Fernandez seine Zeit auf dem Übungsplatz ver-

bringen, statt sich vom jungen Meister Horowitz fertig machen zu lassen. Vielleicht sollte er einfach abhauen und paragliden gehen, seine Zeit mit etwas verbringen, womit er sich auskannte: sich auf den Boden werfen, durch den Dreck robben, Rekruten herumkommandieren - >Stellung! Sprung auf!< - und wenn er schon dabei war, den Gleichschritt zählen ...

Eine Sekunde lang genoss er den Gedanken.

Nein. Er würde diesen Mist lernen, und wenn es ihn umbrachte. Wenn dann die jungen frisch gebackenen Lieutenants auf einer Mission anfingen, ihren Computerjargon herunterzurattern, konnte er nicken und würde wenigstens ungefähr wissen, wovon sie redeten.

Er hatte da einen speziellen Lieutenant im Sinn ...

»Also, wer kann uns sagen, was passiert, wenn ein elektronisches Ticket auf einer verschlüsselten Zugangssite ausläuft? Sergeant Fernandez, wenn Sie schon auf Ihrem bildhaften Trip sind, wollen Sie uns nicht noch eines von Ihren hausgemachten Metapherchen kredenzen?«

Fernandez sah Horowitz an. Er war sehr in Versuchung, einfach aufzustehen und zu gehen. Seine zweite Idee war, ihm einen hübschen, sauberen Schwinger in seinen weichen Wanst zu verpassen und Horowitz dann wieder das Atmen beizubringen. Das war ein wirklich angenehmer Gedanke ...

»Kommen Sie, Sergeant, kommen Sie, Schnelligkeit ist grundlegend! Beim Programmieren, im Leben, überall. Wer zögert, ist verloren und sieht in die Röhre!«

»Ich glaube, dass Sie da falsch liegen, Sir.«

Horowitz musterte ihn wie ein Frosch eine aufmüpfige Fliege. »Ach, wirklich? Bitte klären Sie uns auf. Zeigen Sie uns, wie sehr wir in die Irre gehen.«

Fernandez musste weit ausholen. »Sir, als ich meine Grundausbildung durchlief, hatten wir einen alten Sergeant als Ausbilder, der uns den Umgang mit Handfeu-

erwaffen beibrachte. Er erzählte uns eine Geschichte aus der Zeit, als er Rekrut gewesen war, über die Rivalität zwischen zwei Kampfausbildern im Sergeant-Rang aus zwei verschiedenen Kompanien. Scheint, dass es zu einem Schießwettbewerb zwischen den beiden kam, einem Wettschießen mit den damals gebräuchlichen M16.«

Fernandez sah Horowitz an. »Das ist ein vollautomatisches Gewehr, das M16. Sie wissen, was ein Gewehr ist, Sir?«

Horowitz runzelte die Stirn. Gut, dass Fernandez nicht von irgendeiner Bewertung für diesen Kurs abhängig war - er würde nie durchkommen. Aber die Feeds hatten an diesem Punkt schon eine gewisse Schießausbildung hinter sich, und so galt ihre Aufmerksamkeit ihm.

»Der erste Sergeant, er hieß Butler, trat an die Linie. Der Timer piepste, und er legte das Magazin ein und lud durch. Oder versuchte es wenigstens. Nichts passierte, das Magazin wollte die Patrone nicht einwerfen. Also ließ er das Magazin fallen, legte ein neues ein. Kostete ihn nur ein paar Sekunden. Dasselbe Ergebnis. Da der Wettbewerb auf zwei Magazine beschränkt war, hatte er Pech gehabt. Er hob die Hand und musste aufgeben.

Jetzt war der zweite Sergeant dran, Mahoney hieß er. Er legte das Magazin ein, lud durch, schoss seine Runde in akzeptabler Zeit. Nichts, womit man sich brüsten könnte, aber gut genug, um unter den ersten fünf zu sein, wenn er Glück hatte. Sauberes Schießen, mäßig schnell, präzise.

In der Zwischenzeit kam Butler darauf, was sein Problem war. Er hatte, ohne es zu merken, seine Magazine mit je einem Schuss überladen. Das brachte zu viel Druck auf die Federn, und sie konnten die Patronen nicht einwerfen. Also bat sich Butler eine Wiederholung

wegen Materialfehlers aus. Es war ein lahmer Tag, und der RO - der zuständige Offizier für den Schießstand - ließ ihn noch einmal schießen, nachdem alle durch waren.

Und dieses Mal triumphierte Butler. Er machte alle fertig. Beste Zeit, kein Fehlschuss, er traf rechts, links und in der Mitte wie eine Maschine. Butler war dreißig Sekunden schneller als Mahoney mit der Runde fertig. Die Jungs, die ihn vorher ausgelacht hatten, sahen ihn mit neuem Respekt an. Es gab keinen Zweifel, der Mann konnte schießen.

Also grinste Butler Mahoney an, grüßte sarkastisch und stolzierte davon.

Mahoney packte seine Waffe und die übrige Ausrüstung zusammen. Da kam einer der Schützen, die von der Rivalität wussten, zu ihm herüber. >Dumm gelau-fen<, sagte der Typ. >Ich weiß, du wolltest ihn unbedingt schlagen. <

Maloney lächelte und erwiderte: >Er hat den Wettbe-werb gewonnen, aber wenn wir uns auf einem Schlachtfeld gegenüberstünden, dann wäre Butler Geschichte, und ich wäre noch da. In einer Feuerzone, wo es richtig abgeht, bekommst du keine zweite Chance gegen einen Typen, der auch nur halbwegs schießen kann. Und bei einem echten Schusswechsel gibt es auch keinen zweiten Sieger. <<

Fernandez sah den fetten jungen Kursleiter an. »Ein langsamer Schuss, der ins Ziel geht, ist besser als ein schneller, der danebengeht, Sir.«

Die Klasse lachte, und es war an Horowitz, rot zu werden. »Ich sehe Sie nach dem Unterricht, Fernandez.«

»Wird mir eine Freude sein.«

Nachdem die übrigen Kursteilnehmer gegangen waren, blieb Fernandez knapp zwei Meter von Horowitz' Tisch entfernt stehen.

Der Ausbilder sagte: »Sergeant, Ihre Einstellung bedarf einer Veränderung. Ich bin mir darüber im Klaren, dass Sie in diesem Kurs keine Punkte sammeln. Das heißt, Sie sind nicht darauf angewiesen zu bestehen, aber wenn das der Fall wäre, bin ich sicher, dass Sie den Kurs im nächsten Semester wiederholen würden.«

Fernandez trat an den Tisch heran, legte seine Hände auf die Tischplatte und beugte sich zu dem jungen Mann hinunter. Er befand sich innerhalb von Horowitz' persönlicher Distanz, was dem unangenehm sein musste - Fernandez drang in sein Territorium ein. Horowitz lehnte sich so weit wie möglich in seinem Stuhl zurück, und sein Gesicht zeigte Spuren von Angst.

»Lassen Sie sich mal was gesagt sein, Söhnchen. Sie haben die soziale Kompetenz und den Grips eines Wasserbüffels. Sie sind so damit beschäftigt, sich aufzuspielen und allen zu zeigen, wie schlau Sie sind, dass Ihre Fähigkeiten als Lehrer - wenn es sie gibt - nicht aus der Ecke rauskommen, in die Sie Ihren Schädel gesteckt haben. Ich weiß, das hier ist für Sie wie Konversation mit Vierjährigen, aber Sie sind doch angeblich ein Lehrer. Es ist Ihr Job, und Sie verhunzen ihn.«

»Na, hören Sie!«

»Halten Sie's Maul.« Fernandez hielt die Stimme flach und ruhig.

Horowitz gehorchte.

»Ich bin die meiste Zeit über ein umgänglicher Mensch. Deshalb hocken Sie jetzt nicht auf den Knien und betrachten die Überreste Ihrer letzten Mahlzeit, die über Ihre Schuhe und den Fußboden verteilt ist. Ich bin hier fertig, Junior. Ich komme nicht wieder. Ein Glück für uns beide.«

Soweit also sein Vorsatz, diesen Mist zu lernen. Na gut. Es gab andere Möglichkeiten. Es musste welche geben. Er richtete sich auf, lächelte und wandte sich zum Gehen.

Hinter ihm ertönte Horowitz' Stimme in schrillen Tonlagen, die bis zum Sopran hinaufreichten: »Wie heißt Ihr Vorgesetzter? Ich werde mich über Sie wegen Bedrohung beschweren!«

Fernandez drehte sich um. Er lächelte immer noch. »Mein CO ist Colonel John Howard. Grüßen Sie ihn von mir, wenn Sie ihn anrufen. Aber ich habe Ihnen nicht gedroht, Freundchen. Wenn ich es getan hätte, brauchten Sie jetzt eine frische Unterhose. Adios.«

Kopfschüttelnd verließ er den Kursraum. Seine innere Stimme sagte: *kein guter Schachzug, Julio, mein Junge. Einen kleinen Pisser von Lehrer einzuschüchtern wird dir nicht beim Lernen helfen.*

Ja, ja. Aber es hatte sich gut angefühlt, oder?

Er war fast sicher, dass er seine innere Stimme leise lachen hörte.

*Montag, 20. Dezember, 10 Uhr 05  
Washington, D. C.*

Platt lief den Gehsteig neben der Mall hinunter, in T-Shirt und Jeans, ohne Jacke, und versuchte die frostige Kälte und den dreckigen Schneematsch zu ignorieren, den die Räumfahrzeuge den Bordstein entlang aufgehäuft hatten. Es war gar nicht so kalt - um den Gefrierpunkt herum -, aber die Temperatur drang ihm in die Knochen. Wenigstens blies kein Wind. Zum Glück hatte er seine Kevlarstiefel mit Stahlkappen an, so dass es ihn nicht an den Füßen fror. Doch da er bei einem Meter neunzig und 110 Kilogramm über kein nennenswertes Körperfett verfügt - er konnte auf seinem muskelbepackten Bauch keines greifen -, hatte er auch keine Isolierung. Platt ging fünfmal die Woche in den Kraftraum, wenn ein Fitnessstudio in der Nähe war, hatte auch anständige Geräte zu Hause für den Fall, dass er nicht rausgehen wollte. Wenn er unterwegs war, benutzte er elastische Bänder oder ein tragbares Gerät. Das bestand im Prinzip nur aus zusammengeschraubten Titaniumstäben mit gewobener Kohlefaser. Es stellte einen Rahmen dar, an dem man Klimmzüge und Dips durchführen konnte. Kostete ein verdammtes Vermögen, aber das war es wert. Es wog fast nichts, und wenn er es auseinander nahm, passte es perfekt in einen normalen Koffer. Mit dem Expander und dem eigenen Körpergewicht konnte man den Oberkörper wenn nötig einige Wochen ohne Gewichte in Schuss halten. Für die Beine kam nicht viel dabei heraus, aber dafür gab es ja einbeinige Kniebeugen und Treppen.

Er mochte Washington nicht, weder die Stadt noch die Leute, die dort lebten und arbeiteten, und auch nicht die großen alten Marmorbauten. *Nichts* mochte er hier. Aber wenn man ohne Jacke durch die Kälte lief, sahen einen die Leute genauso an wie überall sonst - außer vielleicht in Los Angeles.

Platt grinste. Er erinnerte sich daran, wie er das erste Mal in L.A. gewesen war, vor zwölf Jahren oder so, als er ein grüner Junge von einer Farm außerhalb von Marietta war. Als er gerade den Hollywood Boulevard hinunterging - ein Tourist, der die goldenen Sterne auf dem Gehweg anstaunte -, kam er an einer alten Dame vorbei, die vor dem Chinese Theater stand. Sie war splitterfasernackt und lächelte und winkte allen zu. Das kam ihm nicht richtig vor, dass die Oma von irgendwem so mit nacktem Hintern auf der Straße stand. Also nahm Platt sein Telefon heraus und rief die Bullen an. Erzählte ihnen von der nackten Frau. Und der gelangweilte Cop am Telefon sagte: »So ... Welche nackte Frau meinen Sie?«

*Welche* nackte Frau. Als ob es mehr als eine gäbe. Er fragte nach, und es stellte sich heraus, dass genau das der Fall war.

Jesus. Der Polizei nach gab es vier- oder fünfmal die Woche einen Nackten auf Hollywoods Straßen. Verdammt. Die Leute waren ganz schön hirnamputiert in LA-LA-Land.

Er sah auf die Uhr. Kurz nach zehn. Er grinste erneut. Ungefähr jetzt würde die per Zeitschaltung abgeschickte Datei so richtig im Netz einschlagen, und das würde wirken wie eine Tonne frischer Exkreme in einem dieser großen alten Industrieventilatoren. Wenn die Bombe unten in Louisiana keine Aufmerksamkeit erregt hatte, würde das die Leute hier sicher wachrütteln. Da würden ein paar Äderchen platzen, darauf konnte man Gift nehmen.

Zwei Schwarze kamen ihm entgegen. Afro-Amerikaner. Nannten sie sich immer noch so? O Mann, diese > Brüder < in ihren Wollanzügen und Kamelhaarmänteln waren wahrscheinlich noch nie näher als fünftausend Meilen an A-fri-ka herangekommen. Wohl in Mississipi oder Georgia geboren und wegen weißer Muschis und billigem Dope in die Großstadt gekommen. Platt sah die Sache so: Wurde man in diesem Land geboren, war man *Amerikaner*, Punkt. Man hörte schließlich auch die Weißen nicht davon reden, dass sie Deutsch-Amerikaner oder Franko-Amerikaner seien. Das war alles Bullshit, noch so eine dreiste Nigger-Tour. Konnten sich nennen, wie sie wollten, sie blieben doch Schwarze, das war nicht zu übersehen.

Die zwei in ihren Anzügen starrten ihn an, aber sie waren nicht die Richtigen. Zu schmächtig, zu zivilisiert. Wahrscheinlich waren sie Anwälte oder Angestellte in einem Ministerium, die sich seit ihrer Sandkastenzeit nicht mehr geprügelt hatten.

Platt grinste. Er konnte die Schwarzen fast denken hören: *Schau dir diesen verrückten Weißer an, rennt im T-Shirt durch die Kälte!*

*Ja, aber er ist 'n großer verrückter Weißer, wollen wir nicht lieber die Straßenseite wechseln?*

Etwa eine Querstraße weiter fand er, was er suchte. Ein großer Typ in Jeans und Motorradstiefeln, Lederjacke und mit Gargoyle-Sonnenbrille hielt sich für besonders cool. Fast so gebaut wie Platt. Und allein. Zwei machten Platt auch nichts aus, aber er war nicht dumm. Eine Gang war keine gute Idee, außer man war bewaffnet, denn die Jungs waren's sicher auch, obwohl Schusswaffen in dieser Stadt verboten waren. Platt hatte nichts außer einem kleinen Kershawmesser mit feststellbarem Aluminiumgriff dabei. Die Klinge war gerade mal sieben Zentimeter lang, und obwohl er es so schnell wie ein Schnappmesser aufgehen lassen und ei-

nen Gegner in blutige Schnipsel schneiden konnte, war das nicht die beste Option gegen drei oder vier Schläger mit Schießeisen. Er trug in der Stadt nur ungern eine Schusswaffe, wenn dazu keine besondere Notwendigkeit bestand, und er wollte das Messer in einem Kampf Mann gegen Mann nicht gebrauchen, außer der andere zog selber eines.

Oder der Junge war ein Karate- oder Judo-Typ, der es wirklich draufhatte. Das meiste von diesem Zeug war nutzlos, es funktionierte auf der Straße nicht. Aber hin und wieder traf man einen, der schlau genug war, die Sache einfach zu halten, mit genug Kenntnis und Timing, um es funktionieren zu lassen. Das musste er zugeben, einige beherrschten den Tanz. Dann wurde man ziemlich in den Arsch getreten. Wenn das passierte, konnte er heimlich das Messer ziehen und auf eine Lücke warten. Obwohl ein Typ, der genug von diesem Reifresserzeug draufhatte, um einen mit bloßen Händen zu verprügeln, normalerweise auch mit einem Messer klarkam. Platt hatte einige üble Erinnerungen an Gegner, die er falsch eingeschätzt hatte. Aber dieser Typ in seiner Lederjacke sah nicht wie ein Bruce Lee aus, und außerdem wollte Platt ihn nur ein wenig fertig machen, nicht umbringen.

»Was schaust du so blöd, *Boy*?«

Der große Schwarze hielt inne. »Wen meinst du mit *Boy, Spaßvogel?*«

»Ich seh' hier sonst keinen, *Boy*.«

Leder-Boy nahm seine Sonnenbrille ab und ließ sie sorgfältig in die Tasche gleiten. Er lächelte.

Platt lächelte zurück. Oh, das wird ein Spaß ...

*Montag, 20. Dezember, 10 Uhr 20  
Quantico, Virginia*

Alex Michaels saß an seinem Schreibtisch und sah sich den neuesten Kram an, der in der Mailbox seines Rechners eingetroffen war. Neuigkeiten kamen jede halbe Stunde herein, noch schneller, wenn die Nachricht markiert war. Und es gab immer irgendeine neue Krise, um die die Net Force sich kümmern musste, oder das Land ging den Bach runter.

Er holte sich den letzten Schub Nachrichten auf den Bildschirm und überflog sie.

Jemand hatte Intel-SuperPent-Wetlight-Chips im Wert von ein paar Millionen Dollar aus einer Fabrik in Aloha, Oregon, gestohlen. Das war vielleicht ein Name, Aloha. Der Gründer der Stadt hatte wohl eine angenehme Zeit auf Hawaii verbracht. Die Chips waren klein genug, um alle zusammen in der Brusttasche eines Hemdes Platz zu finden, ohne dass die Tasche durchhing. Viel Glück dabei, sie zu finden, bevor sie auf den Weg nach Seoul gebracht wurden, um dort neu bespielt und installiert zu werden.

Nächstes Thema ...

Stanley der Trickser hatte einen neuen VR-Laden eröffnet und verkaufte dort wieder mal Pornos. Es gab kein Produkt, mit denen er die Kunden köderte, damit sie den Laden betraten, bis auf die öffentlich zugänglichen JPEG-Bilder zum Anheizen und Quick-Time-VRs. Er nahm ihr elektronisches Geld, versprach, ihnen heißes Zeug zu schicken, machte den Laden dicht und wechselte den Standort. Sie hatten Stanley einige Male hochgehen lassen, immer in New York City. Er mietete ein billiges Zimmer mit Netzanschluss und Telefon, stöpselte seinen Computer ein, zog seine Nummer durch und war in der Regel weg, bis die zuständige Stadtpolizei kam. Während er selbst nicht die Grenze zu

einem anderen Bundesstaat überschritt, kamen seine Opfer von überall her, und die Net Force musste sich mit dem Problem befassen. Ihre Aufgabe wurde durch die Tatsache kompliziert, dass die meisten Leute, die beim Kauf von Pornografie abgezockt wurden, keinen gesteigerten Wert darauf legten, dass die offiziellen Stellen erfuhren, was sie taten. Also nahmen die meisten Kunden den Verlust in Kauf und hielten still. Kaum einer wollte der eigenen Frau erklären, dass er hundert Dollar bei dem Versuch verloren hatte, die VR >Darla vögelte Detroit< zu kopieren. Sie könnte neugierig werden und wissen wollen, was ihr Liebling die ganze Zeit hinter verschlossener Tür in seinem Arbeitszimmer trieb.

Stanley s Tour war klassischer Nepp. Der Grund dafür, dass die meisten Betrüger, wenn sie keine Nieten waren, ihre Spielchen weiter abziehen konnten, bestand darin, dass sie Menschen ansprachen und zu Komplizen machten, die gegen Gesetze oder die Moral verstießen. Jemand, der sich Sorgen um die Rechtmäßigkeit seines Tuns machte, zögerte, bevor er sich bei der Polizei darüber beschwerte, betrogen worden zu sein.

Natürlich gab es immer jemanden, dem sein Geld wichtiger war als sein Ruf. Deshalb fand sich immer ein Tölpel, der Stanley anzeigte.

Das Hauptproblem lag darin, dass es Dutzende, ja Hunderte solcher Kleingauner wie Stanley gab. Sobald sie jemanden über eine Bundesgrenze hinweg abzockten, bekam die Net Force davon zu hören.

Michaels schüttelte den Kopf und scrollte sich auf der Projektion weiter.

Da war ein Bericht über eine schief gelaufene Überweisung in einer kleinen Bank in South Dakota. Ein geschäftstüchtiger Cyberdieb hatte einige Hunderttausend durch eine Reihe schneller elektronischer Bewegungen auf sein Konto gelotst. Die FBI-Sicherheitsleute hatten

ihn erwischt, nur leider etwas spät. Das Geld war schnell zurückgebucht, doch sie mussten den Dieb, der sich aus dem Staub gemacht hatte, fassen und herausfinden, wie er sich dem Zugriff der Justiz überhaupt so lange hatte entziehen können. Es handelte sich um ein Insiderdelikt - der Dieb arbeitete als Berater bei der Bank. So wie die Federal Reserve heutzutage auf das Geld aufpasste, handelte es sich praktisch immer um Insiderdelikte.

Was hatten sie noch?

»Sir«, unterbrach ihn Liza über die Sprechanlage. »Don Segal von der CIA ist auf der Hotline. Er sagt, es geht um einen Notfall.«

Michaels lächelte über die Aufregung seiner Sekretärin. Die meisten Notfälle entpuppten sich letzten Endes als halb so wild. »Ich nehme den Anruf entgegen.«

»Hallo, Don.« Segal war der Assistant Director des Auslandsgeheimdienstes, ein netter Mann, dessen Frau gerade ihr drittes Kind zur Welt gebracht hatte, einen Jungen.

»Alex, wir haben ein großes Problem.«

»Ich muss morgen vor Whites Ausschuss aussagen«, sagte Michaels. »Ist es von dieser Kategorie?«

»Im Ernst, Alex. Jemand hat eben eine Liste mit all unseren Außendienstoperationen im euroasiatischen Raum ins Netz gestellt.«

»Um Himmels willen!«

»Allerdings. Jeder amerikanische Spion in Europa, Russland, China, Japan, Korea - sie sind alle geoutet. Das Außenministerium springt im Dreieck. Eine Menge Operationen laufen in angeblichen Freundschaften ab, bei unseren Verbündeten. Das wird uns einige Gefälligkeiten und viele Entschuldigungen kosten. Aber wir haben auch Agenten in Ländern, wo man sie erst erschießen und nachher befragen wird. Wir haben einen kompletten Rückruf gestartet, aber ein paar von ihnen werden nicht rechtzeitig rauskommen und gefasst werden.«

»Verdammt!«, rief Michaels.

»Und denken Sie mal an Folgendes - wenn der Betroffene Europa und Asien hat, wer sagt uns, dass er nicht auch über den Mittleren Osten, Afrika und Südamerika verfügt?«

Michaels brachte kein Wort heraus. »Verdammt« gab den Ernst der Lage nicht annähernd wieder.

»Wir müssen diesen Mistkerl finden, Alex.«

»Verdammt, ja, das müssen wir.«

*Montag, 20. Dezember, 10 Uhr 25  
Quantico, Virginia*

Joanna Winthrop wusch sich die Hände und griff nach einem Papierhandtuch. Da sah sie ihr Spiegelbild über dem Waschbecken der Damentoilette.

Sie schüttelte den Kopf über ihren >Doppelgänger<. Ihr Leben lang hatte man ihr gesagt, wie schön sie sei, Männer - junge und alte - und mehr als nur ein paar Frauen, doch sie verstand immer noch nicht, warum. Sie hatte gelernt, die Blicke zu übergehen, aber noch immer hielten Leute sie auf der Straße an, Fremde, um ihr zu sagen, wie attraktiv sie war. Es war schmeichelhaft. Es war interessant.

Doch es beschäftigte sie.

Und es war ihr ein Rätsel. Sie hatte eine Schwester, Diane, die *wirklich* schön war, und neben der sie sich seit jeher unansehnlich fühlte. Ihre Mutter war mit fünfzig eine umwerfende Frau, deren Lachfalten und graue Haare nur die Perfektion von Knochenbau und Muskulatur betonten. Gut, Joanna war nicht gerade hässlich, aber unter den Winthrop-Frauen lag sie auf Platz Drei, was Schönheit anging. Das war ihre Meinung.

Die meisten anderen Menschen schienen diese Einschätzung nicht zu teilen. Es war zeit ihres Lebens ein zwiespältiger Segen gewesen. Sicher, es war toll, als Kind zu allen Partys eingeladen zu werden, bei allen hoch im Kurs zu stehen, beliebt zu sein, begehrt. Sie hatte das als Norm akzeptiert, sich nie Gedanken darüber gemacht - bis ihr eines Tages klar wurde, dass die meisten Leute sie nur als ... *Dekoration* ansahen. Sie

brauchte lediglich dazustehen, zu lächeln und gut auszusehen, ein Schmuckobjekt, das genügte ihnen. Ihr genügte das nicht. Es war nichts, was sie geschaffen, was sie sich erarbeitet hätte. Sie war so geboren. Und wer konnte sich darauf etwas einbilden?

Jungen brachten in ihrer Anwesenheit kaum ein Wort heraus und standen Schlange, um sich in Tollpatsche verwandeln zu dürfen. Über kurz oder lang wurde Joanna klar, dass sie für sie keine reale Person war, sondern eine Trophäe - man musste sie jagen, fangen und dann zur Schau stellen. Schaut mal, Jungs, was da an *meinem* Arm hängt. Wünschtet ihr nicht, sie würde *euch* gehören?

Sie war gescheit, in der Schule kam sie gut zurecht, und sie stand auch nach objektiven akademischen Maßstäben gut da, aber das schien niemanden zu interessieren. Bis auf Joanna Winthrop.

Die Schönheit verlor ihren Reiz. Zu viele Leute waren nicht in der Lage, darüber hinauszusehen - oder wollten es nicht.

Sie warf das nasse Papierhandtuch in den Abfalleimer und sah noch einmal in den Spiegel. Der erste Junge, mit dem sie geschlafen hatte - mit 17 -, war der Vorsitzende des Wissenschaftsklubs ihrer Schule gewesen, nicht einer von den Dutzenden Sportlertypen, die sie verfolgt hatten. Er war intelligent, hatte eine sanfte Stimme und sah gut aus, in der Art eines an Schwindsucht dahinsterbenden Dichters. Ein sensibler, intelligenter junger Mann, dem an ihr lag und der sie wegen ihres Verstandes respektierte. Dachte sie jedenfalls.

Am nächsten Tag prahlte er vor seinen Freunden damit, sie ins Bett gekriegt zu haben. So weit seine Sensibilität, seine Wertschätzung und sein Respekt. Es brach ihr das Herz.

Die meisten Mädchen, die sie kannte, waren eifersüchtig auf ihr Aussehen, vor allem die hübschen, und

nachtragend und boshart. Ihre einzige wirkliche Freundin in der Schule war Maudie Van Buren, die flachbrüstig war, 25 Kilo zu viel wog und auf schwarze Trainingsanzüge und Turnschuhe stand. Maudie war das Aussehen egal, ihr eigenes, das von Joanna, das aller Menschen. Sie verstand nicht, warum Joanna ein Problem damit hatte, beliebt zu sein. Sie sagte immer, sie fände es toll, von allen für alles eingeplant zu werden.

Sie besuchten unterschiedliche Universitäten - Winthrop ging aufs MIT und Van Buren auf die UCLA -, blieben aber in Verbindung. Und sie trafen sich jedes Jahr für eine Woche in einer Skihütte in der Gegend von Boulder, Colorado, die Maudies Onkel gehörte. In den Ferien zwischen Grund- und Hauptstudium führten sie eines ihrer besten Gespräche. Maudie hatte eine Diät gemacht und mit Sport angefangen, und sie war ihrem Kokon aus Trainingsanzügen und Fett als ein schlanker - und schöner - Schmetterling entschlüpft.

Bei einigen Flaschen trüben, hausgebräutem Biers, das Maudies Onkel vor seiner Abreise im Kühlschrank gestapelt hatte, unterhielten sich die zwei jungen Frauen.

»Ich glaub, ich hab's endlich kapiert«, meinte Maudie. »Die Sache mit dem Schönsein.«

Winthrop nippte an dem dunklen Gebräu. »Hmhm.«

»Ich meine, als ich eine Tonne war, wenn sich da jemand auf mich einließ, dann tat er das wegen meiner Person, so wie ich war, und wenn ich ausging, war es nicht gerade so, dass ich mich vor Bewunderern nicht hätte retten können. Jetzt rufen mich Typen an, für die ich unsichtbar war, als ich eine Menge mehr auf den Rippen hatte. Es ist, als wäre ich reich geworden. Plötzlich will jeder mein Freund sein.« Sie nahm einen tiefen Zug von dem Bier. »Ich meine, ein Typ, der sich nur wegen deines Aussehens für dich interessiert, hat so viel Tiefgang wie eine Nussschale, oder? Es ist irgend-

wie schwer, so jemandem großes Vertrauen entgegenzubringen. >Oh, Baby, ich liebe deinen Verstand<, klingt etwas hohl, wenn er gerade deinen BH auffummelt.«

Joanna grinste über einem weiteren Schluck Bier.  
»Das musst du mir erzählen, Schwester.«

Maudie sah sie an, als nähme sie sie zum ersten Mal wahr. »Du hast damit dein ganzes Leben lang umgehen müssen. Wie hast du dich damit arrangiert?«

»Wer hat sich mit was arrangiert? Ich stolpere, sooft ich aus dem Haus gehe. Man lernt, damit zu leben.«

»Vielleicht fange ich wieder zu essen an«, gab Maudie zurück. »Wozu der Stress? Vielleicht ist es besser, dick und meiner Freunde sicher zu sein, als schlank und misstrauisch.«

»Nein, ich glaube, am besten ist es, jemanden zu finden, der über dein Gesicht und deine Titten hinwegsehen kann. Der sich selber nicht zu viele Gedanken darüber macht. Es ist okay, wenn sie finden, dass du gut aussiehst. Das ist in Ordnung, solange sie merken, dass das nicht alles ist.«

»Hast du so jemand?«

»*I got you, Babe.*«

»Ich meine, einen Mann.«

»Nee. Noch nicht. Aber ich habe noch Hoffnung. Er muss irgendwo sein.«

»Pass auf, nicht, dass ich ihn vor dir finde.«

Sie lachten und tranken weiter das malzige Hausgebraute ...

Winthrops Virgil piepste, und sie kehrte in die Gegenwart zurück. Sie zog das Gerät aus seiner Halterung am Gürtel. Ein Anruf. Die Identifikationsnummer zeigte ihr, dass Commander Michaels sie sprechen wollte. Es musste etwas Wichtiges sein, wenn er vom anderen Ende des Ganges anrief. »Ja, Sir?«

»Wir sind in einer komplizierten Situation, Joanna. Es wäre nett, wenn Sie in mein Büro kommen könnten.«

Sie klinkte sich aus, steckte den Virgil zurück an den Gürtel, warf einen letzten Blick in den Spiegel und ging zur Tür.

*Montag, 20. Dezember, 10 Uhr 45*

Michaels sah die drei Leiter seines Computerteams an, die beste Gruppe, mit der er je gearbeitet hatte. Sie erwiderten seinen Blick gespannt, während er mit seiner Erklärung der Situation zum Ende kam.

»Also gut, Leute, das war's. Die CIA macht sich berechtigte Sorgen und will, dass wir etwas unternehmen. Vierzig Jahre Arbeit gehen gerade den Bach runter, und jeden Augenblick kann noch etwas nachkommen. Berechnen wir mal die Risiken und konstruieren das weitere Szenario. Jay, was liegt uns bisher vor?«

»Ich wünschte, ich könnte das als gute Nachricht bezeichnen, aber bis jetzt liegt rein gar nichts vor. Ich glaube nicht, dass wir es hier mit einem kleinen Hacker zu tun haben. Das Wenige, was ich herausgefunden habe, sieht für mich noch etwas krasser aus als dieser Russe, mit dem wir es vor kurzem zu tun hatten. Der Kerl hat sich herein- und wieder hinausgeschlichen, aber nicht viele Spuren hinterlassen - ich habe seine Fußabdrücke noch nicht gefunden.«

»Toni? Wie kommt er an diese Infos?«

»Es gibt drei Möglichkeiten. Erstens, er bricht in geheime Dateien ein und stiehlt sie. Zweitens, jemand, der sie kennt, versorgt ihn damit. Drittens, er selbst kennt sie.«

»Also könnte es fast jeder sein«, warf Joanna ein. »Jemand außerhalb der Mauern oder jemand drinnen.«

»Wie finden wir ihn?«, fragte Michaels.

Sie sahen alle mürrisch drein, und Michaels wusste, warum. Wenn der Unbekannte keine offensichtliche

Spur hinterlassen hatte und nicht zurückkam, in ein Loch stolperte und sich das Bein brach oder so, war es im besten Fall zweifelhaft, dass sie ihn fanden.

»Okay, überspringen wir den Punkt. Wie können wir ihn aufhalten?« Auch auf diese Frage kannte Michaels die Antwort schon, aber er wollte die volle Aufmerksamkeit seines Teams erzielen.

Jay sagte: »Wir haben bereits sämtliche Dienste informiert, dass sie ihre Systeme stärker sichern sollen, die Passwörter ändern, die Zeiten, in denen die Systeme nicht erreichbar sind, von regelmäßig auf zufallsgeneriert umstellen, all das.«

»Das hilft, wenn er selber draußen steht und herein schaut«, gab Toni zurück, »aber nicht, wenn er als Angestellter Zugang zu geheimen Informationen hat.«

»Oder wenn er sie von einem Insider bekommt«, fügte Joanna hinzu.

»Wir haben einige offensichtliche Ziele mit Warnsignalen ausgerüstet«, erklärte Jay. »Überwachungssoftware mit Alarmsignalen, selbsttätige Registriervorrichtungen und so. Aber wenn er dumm genug wäre, auf so etwas hereinzufallen, bezweifle ich, dass er überhaupt hereingekommen wäre.«

Michaels nickte. Es war nicht ihre Schuld, aber sie mussten den Kerl fassen, bevor noch mehr Menschen starben. Er musste jetzt hart sein. »Leute, dieser Typ, wer es auch ist, ist unseres Wissens für den Tod von mindestens einem Menschen verantwortlich, vielleicht auch mehr, und es ist wahrscheinlich, dass er noch mehr verursachen wird. Er hat die nationale Sicherheit in Gefahr gebracht, unsere Freunde und Feinde gleichermaßen gegen uns aufgebracht, und irgendwo unten auf der Liste steht noch, dass er die Net Force schlecht aussehen lässt. Es gibt Leute, die das hier gegen uns verwenden werden, und das ist ein Problem, aber noch unsere geringste Sorge. Ich will ein paar Plä-

ne für eventuelle Notfälle und einige operative Szenarien, die diesen Bastard festnageln und aus dem Netz entfernen. Benutzen Sie so viel Rechenzeit auf dem Cray, wie Sie wollen, geben Sie aus, was nötig ist, lassen Sie sich von denen helfen, die Ihnen einen Gefallen schulden, was auch immer. Das hier hat höchste Priorität. Wir haben natürlich noch andere Dinge zu erledigen, aber diese Sache steht ganz oben, ist das klar?«

Sie nickten und murmelten Zustimmung.

»Okay, dann los.«

Nachdem sie gegangen waren, stand Michaels da und blickte ins Leere. Es regnete nie, es gab nur Wolkenbrüche. Und sein Job war es, den Regen aufzuhalten.

*Montag, 20. Dezember, 12.05*

Toni dehnte ihre Beinmuskulatur, indem sie sich in die linke Sempok-Position begab: Sie ließ ihren rechten Fuß hinter den linken und über ihn hinaus gleiten und ging hinunter, bis ihr Po den Boden berührte, dann schnellte sie hoch und wechselte auf die andere Seite. Ein guter Silat-Kämpfer konnte aus einer sitzenden Position verteidigen oder angreifen, konnte aufspringen, treten, fegen, zuschlagen oder rasch auf eine Seite ausweichen. Es sah nicht immer schön aus, aber es funktionierte, und das war das Entscheidende. Beim Silat lag das Ziel darin, seine Aufgabe zu erledigen, nicht für irgendeinen Zuschauer attraktive Posen einzunehmen.

Sie blickte auf und sah Alex mit seiner Tasche die Halle betreten. Überrascht hob sie die Augenbrauen. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass er heute zum Unterricht kam. Nicht angesichts dieser Spionagesache.

»Ich dachte nicht, dass ich Sie heute sehe«, sagte sie.

»Ich auch nicht«, erwiderte er. »Aber zur Mittagszeit

kann ich sonst nicht viel machen. Alle, mit denen ich sprechen möchte, werden unterwegs sein, und ich unterbreche ungern Leute bei einem schnellen Happen. Außerdem bringt mich das Training auf Trab. Ich ziehe mich um - bin in einer Minute wieder da.«

Er ging zur Umkleide, und Toni machte sich wieder an die Lockerungsübungen. Armer Alex. Er nahm das alles so persönlich, als ob die ganzen Ereignisse seine Schuld wären. Sie hielt ihm den Rücken frei, so gut sie konnte, versuchte, sich um ihn zu kümmern, aber sie konnte nicht all den Mist aufhalten, der auf seinem Schreibtisch landete.

Natürlich, wenn sie die Möglichkeit dazu hätte, würde sie sein Leben abseits vom Arbeitsplatz wesentlich entspannter gestalten. Er brauchte jemanden, der sich um ihn kümmerte, ihm den Rücken massierte, ihm vor dem Abendessen einen Drink mixte ...  
... es ihm so richtig besorgte?

Toni schmunzelte. Na ja, das auch. *Das* würde wohl nicht passieren. Soweit Toni wusste, war er seiner Exfrau noch immer treu. Das war ein ebenso bewundernswerter wie aber auch frustrierender Zug an ihm. Obwohl sie natürlich bemerkt hatte, wie er Joanna Winthrop ansah, die umwerfend gut aussah und diesen Schlafzimmerblick hatte. Dabei hatte sich Tonis Magen zusammengekrampft. Wie sollte man mit einer Frau mithalten, deren Gesicht Himmel und Hölle in Bewegung bringen konnte? Die einen dazu passenden Körper hatte und obendrein so hell war wie eine Tausend-Watt-Glühbirne? Es war wirklich nicht fair, dass sie schön *und* gescheit war.

Toni stieß einen Seufzer aus. Sie konnte es ihm kaum vorwerfen, wenn er der schönen Miss Lieutenant nachstellen wollte, oder? Alex brachte Toni nicht dieselben Gefühle entgegen wie sie ihm. Sie *liebte* ihn, und trotzdem, trotzdem war sie gestrauchelt. Natürlich war der

One-Night-Stand mit Rusty ein Riesenfehler gewesen. Sie hatte den Schaden sofort danach behoben, so gut sie konnte, und jetzt war Rusty tot, also wusste niemand etwas davon. Und niemand würde davon erfahren. Aber sie wusste es. Sie war in ihren Chef verliebt, aber sie hatte mit einem anderen Mann geschlafen. Wie konnte sie das ignorieren? Es war ein schreckliches Gefühl.

Toni schlug mit dem Ellenbogen nach einem imaginären Gegner. Schade, dass sie ihr Liebesleben nicht so unter Kontrolle hatte wie physische Angriffe. Das Leben wäre viel einfacher. Mit einem möglichen Partner kämpfen, ihn niederwerfen, und er gehörte dir für immer.

Schade, dass es nicht so einfach war.

*Montag, 20. Dezember, 14 Uhr 05  
Bladensburg, Maryland*

Hughes fuhr allein zu einem seiner sicheren Häuser, um Platt zu treffen.

Es gab immer Geschäfte, die sich nicht aus der Ferne erledigen ließen, genau wie in Guinea-Bissau, und man brauchte Orte, wo man solche Deals ohne neugierige Blicke abwickeln konnte.

Dieses Versteck war ein einfaches Ein-Zimmer-Apartment im dritten Stock eines Hauses tief in den Eingeweiden eines der neuen monströsen Wohnkomplexe auf der anderen Seite der Distriktgrenze in Maryland. Der Komplex war Teil einer ausgedehnten Schlafkolonie, die mit der Zeit die Hauptstadt der USA eingeschlossen hatte. Sie hatte sich erst langsam ausgebreitet und dann plötzlich wie ein architektonisches Krebsgeschwür gewuchert, das sich in riesigen, zusammengeschusterten Klumpen und Knoten aus Pressspan

in alle Richtungen ausdehnte. Solche Orte waren die moderne Entsprechung von Wellblechhütten - nur vermutlich nicht so stabil.

Hier handelte es sich um eine dieser Billigkonstruktionen, das River View Province. Drei Stockwerke hoch, tausend Wohneinheiten stark, weniger als sechs Monate alt, der perfekte Platz, um geheime Treffen abzuhalten. Niemand kannte seine Nachbarn, und das Gebäude war so groß, dass keiner bemerkte, wer kam und ging. Es lag zwischen Colmar Manor und Bladensburg an der SR 450, und wenn man sich im dritten Stock in der Einheit befand, die Platt gemietet hatte, und sich in der Küche aus dem Fenster lehnte, konnte man die nördliche Gabelung des Anacostia River sehen - was immer das wert war.

Hughes fuhr einen Mietwagen, einen kleinen grauen Dodge Soundso, der einer Million anderer Autos auf der Straße glich. Die Wahrscheinlichkeit, dass er bemerkt wurde, war so groß, als hätte er eine Tarnkappe aufgehabt. Es war unwahrscheinlich, dass er hier jemandem aus seiner Bekanntschaft begegnete, und außer einem Politiknarren würde ihn niemand erkennen. In jedem Fall würde niemand ihn und Platt zusammen sehen.

Er steuerte den Wagen über den riesigen Parkplatz, verfuhr sich, als er an einer der idiotisch benannten und nummerierten Straßen falsch abbog - Catbird 17 -, und stieß endlich auf die seinem Apartment zugewiesene Parklücke. Er sah sich um. Es war kalt, der Himmel klar, niemand in der Nähe bis auf einen großen Mann, der an langen, aufziehbaren Leinen zwei schwarzbraune Deutsche Schäferhunde ausführte. Die Hunde schnüffelten herum, blickten vor und zurück, in gespannter Aufmerksamkeit, auf der Suche nach Wölfen, die sie verbellen konnten. Wie lebte man mit zwei Hunden dieser Größe in einer dieser winzigen Wohnungen? Der arme

Kerl verbrachte wohl den halben Tag damit, diese Monster auszuführen; sonst fraßen sie wahrscheinlich seine Möbel und rissen Löcher in den Teppich. Hughes mochte Hunde, und obwohl er momentan keine Zeit dafür hatte, würde er sich vielleicht ein ganzes Rudel besorgen, wenn er sich erst eingerichtet hatte. Er würde dann Platz und Zeit genug haben, um mit ihnen zu spielen.

Er nahm den Aufzug in den dritten Stock, ging den Gang hinunter zur Wohneinheit, öffnete die Tür mit einer Schlüsselkarte aus Plastik und trat rasch ein.

Platt war schon da. Er stand an der Küchenzeile und hielt etwas, das aussah wie eine Plastiktüte voller Eiswürfel, gegen die rechte Seite seines Kopfes. Er hatte Kratzer und eine Schürfwunde auf einer Wange, und die Knöchel beider Hände waren aufgerissen und blutverkrustet.

»Was zum Teufel ist denn mit Ihnen passiert?«

Platt grinste und nahm den Eisbeutel vom Kopf. »Hatte 'n bisschen Ärger mit einem unserer unterprivilegierten schwarzen Brüder. Hat mir gut eine an den Schädel geknallt. So was kühlt man am besten gleich, sonst hat man am Ende ein Ohr wie 'n Kohlkopf. Ich seh' zu gut aus, um mich wie 'n abgehälfterter Boxer zurichten zu lassen.«

Hughes starrte ihn an. »Ich hatte Sie angewiesen, sich unauffällig zu verhalten. Sie sollten keine Aufmerksamkeit auf sich lenken.«

»Hab' kein nennenswertes Aufsehen erregt. Der Boy hat ein paar Zähne verloren, vielleicht eine oder zwei Rippen gebrochen, dem geht's in 'ner Woche oder so wieder blendend. Is' wahrscheinlich nicht mal ins Krankenhaus gegangen. Ach was, jeder Zahnklempner kann ihm die Zähne wieder einsetzen. Ich hab' Leine gezogen, bevor die Bullen da waren, wenn sie überhaupt gekommen sind. War nur ein hübscher, kleiner Tanz, kei-

ne große Sache. Er war gar nicht schlecht drauf, wir hatten Spaß.«

Ein Mann, der sich aus Spaß prügelte. Platt war ohne Zweifel wahnsinnig.

»Haben Sie etwas für mich?«, fragte Platt.

Hughes entnahm seinem Aktenkoffer einen dicken Umschlag aus Packpapier und warf ihn Platt zu, der ihn einhändig auffing.

»Da sind zwanzigtausend in gebrauchten Hundertern drin.«

»Das sollte ein paar Wochen lang Futter auf den Tisch bringen«, meinte Platt.

»Sehen Sie nur zu, dass Sie die NSA-Liste mit den Satelliten von diesem Sachbearbeiter bekommen.«

»Ich freu' mich schon auf die Codes. Vielleicht kann ich dann gratis HBO gucken.«

Hughes schüttelte den Kopf.

»Können Sie die Kerle in Langley vor sich sehen, wie sie wie Hühner mit abgehackten Köpfen rumrennen? Wetten, dass wir verdammt fix 'nen neuen CIA-Direktor kriegen.« Platt lachte.

»Die Liste mit den Spionen hat für einigen Wirbel gesorgt«, gab Hughes zu. »Aber wir müssen den Druck aufrecht erhalten.«

»Kein Problem. Die japanischen Börsencodes gehen in der Früh raus, und die Fluginformation für die Kokainlieferungen des Hijos-del-Sol-Kartells geht morgen Nachmittag an ihre Hauptrivalen, Hermanos Morte. Das gibt ein Blutbad und Teufelsschnee über ganz Columbia, bevor's dunkel wird. Die Drogenpolizei wird ausflippen bei dem Versuch 'rauszufinden, wo oben und unten ist.«

»Was ist mit den Banken?«

»Ich hab' da was für Mittwoch, keine große Sache, nur ein paar Tausend Geldautomaten an der Ostküste, die verrückt spielen werden. Geben 'ne Menge Cash an

jeden aus, der eine Smartcard benutzt. Bin schon gespannt, wie viel davon zurückgegeben wird.«

»Okay. Noch was?«

»Nee. Ich hab 'nen Termin bei einer Masseuse heute Nachmittag. Wird meine Verspannungen lösen.«

Hughes schüttelte erneut den Kopf. Platt wusste nichts davon, aber er wurde seit sechs Wochen von einem sehr diskreten - und sehr teuren - Detektivbüro überwacht, das dafür angeheuert worden war, ihn im Auge zu behalten. Da Hughes dem Kraftprotz ungefähr so weit traute, wie er ihn mit einer Hand werfen konnte, hielt er es für klug sicherzugehen, dass Platt keine Spielchen trieb, die er nicht spielen sollte. Zweifellos würde Hughes später von seinen Zuträgern etwas über die Schlägerei auf der Straße hören. Wie er auch über die >Masseuse< informiert werden würde, die kam, um Platts Bedürfnisse zu stillen.

Die Frau würde natürlich schwarz sein. Das waren sie immer.

Platt hatte sich während der vergangenen sechs Wochen 14-mal per Telefon Massagedienste kommen lassen. Während seines Aufenthalts in Guinea-Bissau hatte er sich einen Überblick über die Angebote eines halben Dutzends Prostituierter verschafft, dazu kam eine Straßenendirne während seiner langen Wartezeit am Flughafen in Kairo. Alle waren schwarz gewesen, mehr als zwanzig insgesamt. Er misshandelte die Nutten nicht, soweit Hughes Detektive das herausfinden konnten, und war nur an den üblichen heterosexuellen Geschichten interessiert. Keine Peitschen, Ketten oder seltsame Kleidung.

Platts Rassismus ging offenbar nicht so weit, dass er weibliche Exemplare afrikanischer Herkunft einschloss. Er war ein wandelnder Widerspruch. Er war in der Lage, am Morgen einen Schwarzen zusammenzuschlagen, um am Nachmittag mit einer schwarzen Frau zu

vögeln. Doppelmoral war etwas Wunderbares. Die Welt würde sich ohne sie nicht weiterdrehen.

»Gut«, schloss Hughes. »Ich rufe Sie an, sobald ich etwas Neues für Sie habe.«

»Verstanden«, antwortete Platt. »*See you later, alligator.*«

*Dienstag, 21. Dezember, 8 Uhr 25  
Washington, D. C.*

Im Sitzungsraum des Senats war es mindestens drei Grad zu warm, was Alex Michaels sicher nicht weniger schwitzen ließ als die Situation selbst. Er saß auf dem heißen Stuhl, an einem Tisch, der den Opfern der Inquisition vorbehalten war - euphemistisch gewöhnlich als >geladene Zeugen< bezeichnet -, vor einer Runde von Senatoren, deren Podium hoch genug gebaut war, um keinen Zweifel daran zu lassen, wer hier das Sagen hatte. Das musste so sein, in einer Gesellschaft, die Höhe mit Überlegenheit gleichsetzte. Neben Michaels saß Glenn Black, einer der wichtigsten juristischen Füchse des FBI. Die beiden hatten eine Reihe andere Zeugen und interessierte Zuschauer im Rücken und die acht Senatoren von Robert Whites Unterausschuss für Finanzfragen vor sich.

Das Budget der Net Force war das einzige Thema auf der heutigen Tagesordnung. Nach ein paar Höflichkeiten gingen sie, unter Führung Whites, zum Angriff über.

Es würde ein langer Tag werden.

Michaels hasste diesen Teil seiner Arbeit: vor Ausschüssen zu sitzen, deren Mitglieder normalerweise eine Skala abdeckten, die von Idiotie bis Brillanz reichte, aber so gut wie nie eine Ahnung hatten, worum es *wirklich* ging. Wie klug sie auch waren, die Senatoren hingen von ihrem Mitarbeiterstab ab, der sie mit Informationen versorgte. Während einige von den Mitarbeitern diverser Stäbe recht viel auf dem Kasten hatten,

waren ihre Möglichkeiten, etwas herauszufinden, in der Regel beschränkt. Viele Polizei- und Geheimdienste rückten bei Anfragen nur widerwillig Informationen heraus, die im nächsten Wirtschaftsjahr ihr Budget schmälern könnten. Was die Senatoren zugetragen bekamen, war normalerweise auf dem Stand der Berichte in den Abendnachrichten. Wie bei einem Stein, der über einen Teich sprang, wurden lediglich die gut sichtbaren Informationen berührt, und das auch nur kurz. Die Tiefen darunter blieben verborgen und für alle praktischen Zwecke unzugänglich.

Die Wahrheit nicht zu kennen war für Leute wie Senator White jedoch nie ein Hindernis. Zwar war er unter seinen Kollegen nicht die trübste Tasse, doch auch an seinen besten Tagen konnte man ihn nicht eben brillant nennen.

»Commander Michaels, was genau versuchen Sie dem Ausschuss mitzuteilen? Dass es der Net Force egal ist, wenn irgendein Verrückter eine Anleitung zum Bombenbauen veröffentlicht und frisch verheiratete Frauen ums Leben bringt?«

»Nein, Sir, Senator White, das habe ich nicht gesagt.« Michaels wurde allmählich sauer, und seine Antwort war ein wenig kürzer und schärfer, als sie sein sollte. Black lehnte sich herüber, legte seine Hand über Michaels' Mikrofon und wisperte: »Bleiben Sie locker, Alex, es ist erst 8 Uhr 30. Wir sind noch den ganzen Tag hier. Er zieht doch nur eine Show ab für die C-SPAN-Kameras und das Publikum zu Hause.«

Michaels nickte und fügte halblaut hinzu: »Er ist ein Dummkopf.«

»Seit wann ist das ein Hindernis dafür, öffentliche Posten zu bekleiden?«

Michaels grinste. Glenn hatte Recht. Es würde eine lange Sitzung werden. Es brachte nichts, wenn ihm der Kragen platzte. Er verhielt sich bei solchen Gelegenhei-

ten gewöhnlich unauffällig, und das war auch sinnvoll. Sollten sie ihre Phrasen dreschen. Wenn es dann um die Abstimmung selbst ging, war der Lärm nicht mehr viel wert. Das wusste er. Und trotzdem ...

White fuhr fort: »Es hört sich für mich so an, als ob die Net Force es vorziehen würde, größere Fische zu braten, Commander. Doch ich muss sagen, Sir, von meinem Standpunkt aus ist Ihr Öl bei weitem nicht heiß genug dafür.«

Er muss einen neuen Redenschreiber haben, dachte Michaels. Einen, der sein Image als reicher Mann herunterspielen und ihm einen volkstümlichen Zug geben möchte. Viel Glück dabei, Schreiberling.

Michaels wusste, dass sein Boss, Walt Carver, der FBI-Direktor, hinter ihm unter den Zuhörern saß. Bis-her hatte Carver White mit Hilfe seines Netzwerks und seiner Kontakte aus der Zeit, als er im Senat gewesen war, im Zaum halten können, aber der wurde immer aggressiver. Michaels musste wenigstens eine gute Figur abgeben, während er auf dem heißen Stuhl saß, und Peinlichkeiten für sich oder das FBI vermeiden.

»Ich bin sicher, dass ich von Öl nicht so viel versteh wie der ehrenwerte Senator aus dem Staat Ohio.« Michaels hatte das nicht wirklich sagen wollen, es war ihm herausgerutscht. Gedämpftes Gelächter erklang. Eine kleine Anspielung auf Whites Vermögen- ein Teil stammte aus dem Ölgeschäft, in dem sein Großvater tätig gewesen war.

White runzelte die Stirn. Michaels hielt sein Lächeln zurück. Vielleicht war es nicht klug, den Löwen zu rei-zen, besonders wenn man mit ihm im selben Käfig war, aber es war schon ein gutes Gefühl.

»In Ihrer Organisation scheint es einige gravierende Probleme zu geben«, sagte White. Er blätterte in ein paar Computerausdrucken. »Das betrifft Angelegenhei-ten der nationalen Sicherheit, Themen, über die ich öf-

fentlich nicht reden werde. Aber es handelt sich um schwer wiegende Dinge, die die Net Force nicht angemessen im Griff hat.« Er sah Michaels an. »Wozu einen Dienst gründen, der seine Arbeit nicht erledigt, Commander Michaels?«

»Ich bin sicher, Senator, dass Sie mehr von Diensten verstehen, die ihren Job nicht erledigen, als ich.« Weiteres Gelächter, aber Michaels fing einen warnenden Blick von Glenn auf, der leicht zu verstehen war: *Nimm's locker, mein Junge. Es ist unklug, mit einem Mann zu streiten, der das Mikrofon in der Hand hat. Besonders unklug ist es, ihn vor laufenden Kameras schlecht aussehen zu lassen.*

Michaels seufzte. Er musste sein Mundwerk beherrschen. Doch auch wenn ihm das gelang, würde es ein *sehr* langer Tag werden.

*Dienstag, 21. Dezember, 10 Uhr*

*Dry Gulch, Arizona*

Die Westernstadt Dry Gulch befand sich einen Tagesritt von Black Rock entfernt. Jay Gridley hatte nicht so viel Zeit in dem Szenario verbringen wollen, also loggte er sich am Strand ein. Black Rock war ein Schlag ins Wasser gewesen, keine Spur von den bösen Jungs. Dafür war Gridley weitergeritten.

Es war jetzt fast Mittag, und die Sonne brannte auf die ausgebleichte Straße nieder, die so trocken war, dass bei jedem Schritt seines treuen Rosses Bück Wolken rotgrauen Staubs in der stillstehenden Luft hingen. Kurz bevor er die Nebengebäude hinter dem Laden des Schmieds und den Mietställen erreichte, zog Gridley einen U.S.-Marschallstern aus der Tasche seiner Levi's und steckte ihn an sein Hemd. Das Silber leuchtete hell in dem harten Licht. Er wollte nicht, dass unterwegs je-

mand den Spiegelglanz des Abzeichens sah, aber in der Stadt legte er auf die Autorität wert, die ihm der Stern sicherte.

Wie Black Rock ähnelte Dry Gulch einer Ortschaft in einem Western, der Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts spielte. Die Hauptstraße - die einzige Straße überhaupt - war recht breit und lag zwischen zwei Reihen von Läden mit falschen Fassaden. Da gab es unter anderem die von Staub bedeckte Tullis' Good Eats Cantina, den Dry Gulch General Store, Mabel's Bekleidung & Schneiderei, die Anwälte Honigstock & Honigstock, das Bestattungsunternehmen King, die Dry-Gulch-Bank, den La Bella Saloon und das Büro des Sheriffs mitsamt dem Stadtgefängnis.

Jay nickte und tippte sich an den Hut, eine ältere Frau in einem langen Kleid grüßend, die die Straße überquerte. »Howdy, Ma'am.«

Die alte Dame warf ihm einen misstrauischen Blick zu, eilte weiter und stieg auf den Bürgersteig vor den Läden. Der Gehsteig lag dreißig Zentimeter höher als die Straße, und das war klug geplant. Wahrscheinlich stand bei den seltenen Regenfällen alles unter Wasser, und die Fußgänger waren dankbar, dass sie nicht im Schlamm gehen mussten.

Einige Jungen rannten hinter den flachen Reifen von Holzfässern her, die sie lachend mit kurzen Stöcken die Straße hinuntertrieben. In der Ferne stieß eine Wachtel einen Paarungsruf aus.

Jay lenkte Bück vor das Sheriffsbüro. Ein alter Mann mit grauem Schnauzer saß auf einem Holzstuhl und schnitzte mit einem Klappmesser an einem dicken Stock herum. Mit seiner Lederweste, dem schmierigen, schwarz-rot karierten Hemd, einer einst dunklen Hose aus Segeltuch und den schwarzen Stiefeln sah er wie ein Minenarbeiter aus.

Der Sattel gab ein ledriges Quietschen von sich, als

Jay im linken Steigbügel stand und absaß. Er wickelte Bucks Zügel um einen Querpfosten.

Der alte Mann spie eine faulige braune Masse nach einer Eidechse, die auf der Suche nach Schatten den Gehsteig entlangkroch. Er verfehlte sie um einen halben Meter.

»Daneben, verdammt!«, grunzte er. Seine Stimme klang, als wäre sie in einem Whiskyfass getränkt, dann in schwerer Salzlauge gepökelt und schließlich dreißig oder vierzig Jahre in der Wüste vergessen worden.

Jay nickte dem Alten zu und ging zum Eingang. Seine Stiefel machten ein dumpfes Geräusch auf dem Gehweg.

»Wenn Sie den Sheriff suchen, der ist nicht da.«

Jay hielt inne. »Wo kann ich ihn finden?«

»Boot Hill - auf dem Friedhof.« Der alte Mann lachte gackernd, bis das Lachen zu einem Pfeifen wurde und schließlich in einen Husten auslief. Er spuckte noch mehr Tabaksaft aus, aber die Eidechse war längst außerhalb seiner Reichweite. »Daneben, verdammt.«

»Gibt's hier einen Hilfssheriff?«

»Yep - den haben sie gleich neben dem Sheriff eingebuddelt.« Eine weitere Runde Gackern, Pfeifen und Husten folgte.

Der sitzt hier schon lange und betet, dass ein Fremder kommt, damit er seinen Spruch loswird, dachte Jay.

Als der Alte wieder zu Atem kam, erklärte er: »Die Thompson-Brüder kamen vor drei Tagen, um die Bank auszurauben. Ich nehm' an, Sie als Marshai wissen, wer das ist. Haben zwei Kassierer, den Sheriff und den Deputy umgelegt. Der Sheriff hat einen von ihnen erledigt, und die alte Tullis hat einen vom Pferd gepustet, als sie aus der Stadt ritten, mit der alten Zwölf-Kaliber-Schrotflinte, die sie in ihrer Cantina unter dem Tresen hat. Die übrigen drei sind wie vom Teufel gejagt abgehauen. Aber sie haben kein Geld gekriegt, und ich glaube nicht,

dass sie sich so schnell wieder in der Stadt blicken lassen.«

»Wie heißen Sie, Opa?«

»Die Leute hier nennen mich Gabby.«

*Den Schwafler? Kann mir nicht denken, wie es dazu kommt.* »Also gut, Gabby, ich bin ein paar Ganoven aus dem Osten auf den Fersen. Richtig miese *hombres*.«

»Keine Gauner hier gehabt in letzter Zeit«, antwortete Gabby. »Vielleicht welche auf der Durchreise mit der Postkutsche. Der Wells-Fargo-Posten ist am anderen Ende der Stadt.« Er zeigte mit dem Stecken, an dem er geschnitzt hatte, in die Richtung. »Hinter dem Bordell da drüben.«

»Besten Dank, Gabby.«

Jay ging zu Buck und stieg auf. Er nickte Gabby zum Abschied zu und ließ das Pferd hinüber zum Wells-Fargo-Büro traben. Natürlich konnte der alte Mann ein Firewall sein. Vielleicht saß der Sheriff schnarchend im Büro, die Füße auf dem Tisch, oder er lag auf der Pritsche in einer Zelle. Vielleicht trank er auch gerade was in der Cantina oder im La Belle, und Gabby stand Schmiere für Fremdlinge, die mit dem Gesetz sprechen wollten. Jay würde die Kutschengesellschaft überprüfen, sich das Telegrafenbüro anschauen - an den Masten sah er, dass die Stadt ans Telegrafennetz angeschlossen war -, und wenn er da nichts fand, würde er zurückkommen und sich an Gabby vorbeimogeln, um sicherzugehen, dass er die Wahrheit sagte.

Er lächelte und fragte sich, wie man einen alten, stinkenden Lügner, der wie ein Goldsucher aussah, als Firewall nehmen konnte.

Jay war fast am Wells-Fargo-Depot, als ein kräftiger, dunkelhäutiger Mann mit schwarzen Haaren, einem hängenden Schnauzbart und zwei Pistolen in den Hälften vor ihm auf die Straße trat. »Moment mal, Freundchen.«

Der Mann hatte definitiv etwas Bedrohliches an sich. Er trug einen schwarzen Anzug über einem weißen Hemd und der Krawatte und einen Derbyhut statt eines Cowboyhutes.

Jay musterte den Mann. Seine Pistolen waren keine Colt .45er Peacemakers wie die von Jay. Sie sahen aus wie Smith & Wesson Schofield .44er, Toplader mit 18 Zentimeter langen Läufen. Stark und präzise, ver-dammt gute Waffen, aber sie ließen sich nur langsam ziehen. Wenn es ums Ziehen ging, war die Größe wichtig. Je kürzer, desto besser ...

Jay saß ab und führte sein Pferd erneut zu einem Holzpfosten, diesmal vor dem Bordell. Vier Pferde waren bereits dort angebunden. Das geräumige Haus hatte drei große Fenster im zweiten Stock, und drei oder vier hübsche Frauen in bunten Petticoats und Unterwäsche lehnten sich aus den offenen Fenstern, um die zwei Männer auf der Straße zu begutachten. Jay tippte sich an den Hut. »Tag, Ladys«, rief er.

Die Frauen kicherten. Eine von ihnen winkte. »Kom-men Sie rauf, Marshai.«

Jay grinste und wandte sich dem Mann mit dem Derby zu. Er bewegte sich vom Pferd weg, so dass Bück nicht direkt hinter ihm stand. »Was kann ich für Sie tun, Amigo?«

»Die Sache ist die, ich mag keine Gesetzeshüter. Ich denke, vielleicht sollten Sie umdrehen und dahin zu-rückgehen, wo Sie hergekommen sind.« Der kräftige Mann zog den Mantel über seinen Revolvern zurück. »Wäre gut für Ihre Gesundheit.«

»Haben Sie einen Namen?«, fragte Jay.  
»Bartholomew Dupree. Man nennt mich Black Bart«, antwortete der Mann.

*Dachte ich mir fast.*

Jay ließ seine Hand hinunter zum Griff seines Colts gleiten. »Tut mir Leid, Bart, ich muss zur Postkutschen-

Station rüber. Warum treten Sie nicht einfach beiseite und lassen mich vorbei?«

»Das geht nicht, Marshal.« Bart bewegte die Finger, lockerte sie.

Definitiv ein Firewall, und zwar einer, der es in sich hatte. Also war Jay auf der richtigen Spur; sein Zielobjekt war hier vorbeigekommen. Doch er würde wegen einer Straßensperre nicht aufgeben. Der einsame Jay Gridley war nicht zufällig dorthin gekommen, wo er heute war. Er war der Beste.

»Dann zieh«, forderte Jay Bart auf.

Bart griff nach seinen Pistolen. Er war schnell - doch Jay war schneller. Die .45er sprach den Bruchteil einer Sekunde vor den zwei .44ern. Ein kehliges Fauchen erklang, und dicker weißer Rauch brach um Zungen von orangem Feuer hervor. Die Bruchstücke unverbrannten Pulvers trafen Jays Hand. Erneut spannte er den Hahn des großen Revolvers, doch das erwies sich als unnötig. Bart sank auf ein Knie, die Pistolen entglitten seinen erlahmten Fingern; dann kippte er seitlich zu Boden. Staub wirbelte von der Straße auf und vermischt sich mit den stinkenden Schwarzpulverschwaden.

Jay löste den Hahn, schob die Waffe ins Halfter und ging hinüber zu Bart, der auf der Seite im Dreck lag. Genau zwischen die Augen getroffen, bemerkte Jay zufrieden.

*Du hättest dich nicht mit Lonesome Jay anlegen sollen, Freundchen.*

Aus dem Saloon hinter ihm drang Musik, eine Art hallendes *Wah-wah-wah*, das mehr nach Synthesizer als nach einem normalen Klavier klang. Er grinste. Er hatte als Kind wohl zu viele Clint-Eastwood-Filme gesehen.

Ein dunkelhaariger Mann im grauen Bankiersanzug und mit stahlgerahmter Brille trat aus den Arkaden neben dem Freudenhaus hervor und ging auf Jay zu, der dastand und den Leichnam betrachtete. »Vielleicht be-

nötigen Sie meine Dienste, mein Freund?« Er hielt ihm eine Visitenkarte entgegen. Darauf stand *Peter Honigstock. Rechtsanwalt.*

Jay wandte sich um, so dass sein Marschallstern ins Gesichtsfeld des Anwalts kam. »Nein. Nur die des Totengräbers.«

»Verstehe«, sagte Honigstock.

Jay drehte sich um, nickte den Täubchen im Bordell zu und machte sich auf den Weg zur Poststation. Danach würde er zum Büro des Sheriffs zurückkehren und ein Hühnchen mit dem alten Gabby rupfen, dem verlogenen Bastard.

*Dienstag, 21. Dezember, 15 Uhr 25  
Washington, D. C.*

John Howard saß zu Hause in einem Sessel in seinem Arbeitszimmer. Er wandte den Blick von den Landkarten des Nordwestpazifiks ab und sah auf die Uhr. In etwa fünf Minuten musste er zum Flughafen aufbrechen, um Nadines Mutter abzuholen. Der Gedanke, sich dem Verkehr zur Rushhour zu stellen, machte ihn noch müder, als er sich ohnehin schon fühlte, und das wollte etwas heißen.

Er wusste nicht, wo das Problem lag, oder warum er in letzter Zeit so ausgelaugt war. Beim Gewichtheben konnte er nicht powern, und bei seiner üblichen Laufstrecke ging ihm nach ein paar Meilen die Luft aus, so dass er fast gehen musste. Und er schlief auch nicht wirklich gut - er ging früh zu Bett, wälzte sich die ganze Nacht herum und wachte früh am Morgen müde und gerädert auf. Es fühlte sich an, als wenn er zu viel trainiert hätte, aber so viel war es gar nicht, nur das Nötige, um in Form zu bleiben. Und auch in der Arbeit stand er nicht unter Druck. Ein paar Manöverübungen in der Wüste im Staat Washington rückten näher und ein Winterlager im Schnee in den Hügeln von West Virginia, Mitte Januar. Sonst nichts.

Wurde er vielleicht alt?

Nein, er war erst 42. Er kannte zehn Jahre ältere Männer, die ihn in Grund und Boden rannten; so einfach konnte die Sache nicht sein.

*Nein? Manche Leute altern schneller als andere, Johnny-boy. Erinnerst du dich an das Treffen zum zwanzigjährigen*

*Highschool-Jubiläum? Einige von den Jungs, mit denen du den Abschluss gemacht hast, hatten so viel graues Haar und so viele Falten, dass man sie für deinen Vater hätte halten können. Wenn du ihnen auf der Straße begegnen würdest, dann würdest du gar nicht merken, wer sie sind. Vielleicht läuft deine Uhr schnell ab ...*

Howard schüttelte den Kopf. Das konnte er überhaupt nicht gebrauchen, vielen Dank. Er hatte noch kein einziges graues Haar und sah besser und muskulöser aus als mit zwanzig. Vielleicht brauchte er nur ein paar Vitamine.

Er stieß den Stuhl weg und stand auf. Hier herumzusitzen und ans Altwerden zu denken nutzte niemandem. Erst recht nicht, wenn seine Schwiegermutter sich in einen gallespuckenden schwarzen Vulkan verwandelte, weil er zu spät zum Flughafen kam. Diese Frau hatte etwas Bösartiges an sich und das passende Mundwerk dazu. Er setzte sich besser in Bewegung.

Nadine war in der Küche und bereitete das Abendessen zu. Howard wollte ihr sagen, dass er sich auf den Weg mache, überlegte es sich dann aber anders. Eigentlich konnte er, wenn er schon dabei war, Tyrone vorher ein bisschen auf Trab bringen.

Der Junge war in seinem Zimmer. Aber statt wie festgeschweißt am Computer zu sitzen wie sonst, lag er auf dem Bett, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und starrte die Decke an.

»Geht's dir gut, mein Sohn?«

»Ich bin okay.«

»Es ist Zeit, Oma abzuholen.«

Tyrone drehte den Kopf leicht zur Seite. »Ich glaub', ich bleibe hier.«

»Wie bitte?«

»Ich meine, ich sehe Oma ja, wenn sie hier ist.«

Howard starrte seinen Sohn an, als wären ihm plötzlich ein Schwanz und zwei Hörner gewachsen. Seine

Großmutter nicht abholen? Was war aus dem Jungen geworden, der in >Oma! Oma! Oma!<-Rufe ausbrach und den ganzen Weg zum Flughafen im Auto auf- und abhüpfte? Der die alte Schachtel fast umwarf, wenn er sie umarmte, und um sie herumtanzte wie ein Geisteskranker?

»Sie wird sich fragen, wo du geblieben bist.«

»Sie ist doch eine ganze Woche da.«

Dieses Mädchen, das war's natürlich. Mädchen machten aus heranwachsenden Jungen wilde Tiere, die aus einem Pfuhl wütender Hormone herauszukrabbeln versuchten. Und Tyrone war inzwischen ganz offiziell ein Teenager. Er wurde schweigsam, lustlos, zog sich zurück und war etwa so mitteilsam wie ein Zaunpfahl.

»Du kannst deine Anrufe weiterleiten lassen ...«, begann Howard.

Unvermittelt setzte sich Tyrone auf, dann erhob er sich. »Ich gehe in die Mall.«

Howard spürte die Wut in sich hochsteigen. »Jetzt warte mal einen Moment, junger Herr. Du sagst mir nicht, was du tun wirst - *du fragst l*«

Tyrone nahm eine Habachtstellung ein, vollführte einen zackigen Gruß und erwiederte: »Yes, Sir, Colonel Howard, Sir!«

Der Zorn packte Howard. Er musste sich zurückhalten, um nicht auszuholen und dem Jungen eine herunterzuhauen. Er war müde, fühlte sich nicht toll, und dazu blühten ihm anderthalb Stunden Autofahrt, um eine Frau vom Flughafen abzuholen, die ihn noch nie gemocht hatte und niemals davor zurückgeschreckt war, ihm mitzuteilen, dass er für ihre Tochter nicht gut genug sei. Was er jetzt verdammt noch mal nicht brauchte, waren die Frechheiten eines Jungen, der seinen Vater für ein Fossil hielt, das auf dem Rücken eines grasfressenden Dinosauriers zur Schule geritten war.

Ein paar Sekunden lang sagte Howard nichts. Der

Zorn ließ ein klein wenig nach, als er sich daran erinnerte, dass er selbst einmal jung und dumm gewesen war, dass er geglaubt hatte, seine Eltern könnten sich nicht mal ansatzweise durch den Nebel ihres Alters hindurch erinnern, wie es gewesen war, jung zu sein. Aber trotzdem, wenn er seinem Vater so auf der Nase herumgetanzt wäre, wie Tyrone gerade bei ihm ...

Howard war ein jähzorniger Mensch. Als er sechs oder sieben war, hatte sich sein kleiner Bruder Ritchie einmal beim Indianer-und-Cowboy-Spielen von hinten angeschlichen und ihm mit dem Knauf seines Spielzeugrevolvers eine übergezogen, um ihn wie im Fernsehen auszuknocken. Der Schlag warf ihn nicht um, aber er wurde richtig wütend. Er brüllte wie ein zorniger Büffel, drehte sich um und jagte seinen Bruder über die Straße auf ihr Haus zu, wild entschlossen, dem kleinen Bastard den Schädel einzuschlagen, wenn er ihn erwischte.

Ihr Vater, der gerade im Vorgarten die Azaleenbüsche schnitt, hörte Ritchie kreischen und stellte sich zwischen die beiden. »Was ist hier los?«, fragte er.

Und Howard, blind und taub vor überschäumender Wut, schrie etwas unfassbar Dummes: »Geh mir aus dem Weg!« Dann schlug er mit seinem Spielzeugrevolver nach den Beinen seines Vaters, um ihn zur Seite zu bewegen.

Seine nächste Erinnerung war, dass er am Boden lag, in den warmen Sommernachmittag schaute und sich fragte, wie er dahin gekommen war. Sein Vater hatte ihm einen Schwinger gegen den Kopf verpasst und ihm gezeigt, was Sache war.

Howard, der nie die Hand gegen Tyrone erhoben hatte, wusste jetzt, wie sich sein Vater damals gefühlt hatte. Er entschuldigte sich im Stillen bei dem Alten. *Sony, Pop.*

Und Tyrone, der bis vor kurzem ein vorbildlicher

Sohn gewesen war, sah auf den Boden und sagte, wie ein Echo von Howards Gedanken: »Sorry, Pop.«

Pubertäre Ängste. *Erinnere dich, John. Denk dran, wie es war, als niemand verstanden hat, was in dir vorging, niemand wissen konnte, wie du dich gefühlt hast.*

»Schon gut, vergiss es. Ich gehe Oma abholen - fahr du nur zur Mall. Sie wird das schon verstehen.«

Er sah, wie sein Sohn darüber nachdachte. Die Loyalität gegenüber seiner Großmutter kämpfte mit seiner Verehrung für dieses Mädchen.

Dieses Mal siegte die Loyalität.

»Nein, ich komme mit zum Flughafen. Wenn nicht, gibt Oma dir die Schuld.« Er grinste.

Howard grinste zurück. *Das* war Tyrone. Da war er wieder, wenigstens für einen Moment.

Nadine trat auf den Gang heraus, mit dem Instinkt der Ehefrau und Mutter, die spürte, dass etwas in der Luft lag. »He, ihr zwei. Alles in Ordnung bei euch?«

Howard sah sich nach seiner Frau um, die für ihn immer noch die schönste Frau war, die er je getroffen hatte, selbst nach 15 Jahren Ehe. »Alles wunderbar.«

Wenigstens für den Augenblick stimmte das. Aber Tyrone war erst 13. Sie konnten sich also auf weitere sechs Jahre freuen.

Gütiger Himmel.

*Dienstag, 21. Dezember, 20 Uhr 15*

*Washington, D. C.*

Platt lag nackt auf dem Bauch in einem kleinen Hotel in der C Street, unweit der Kongressbibliothek. Eine Frau, auch sie nackt, saß auf seinem Rücken und grub die Hände in seine Nacken- und Schultermuskulatur, in die Trapez- und Deltamuskeln. Ihre Schenkel und ihr Schritt fühlten sich warm an auf seiner Haut.

Sie massierte ziemlich gut, was ungewöhnlich war für Telefornutten. Die meisten wischten irgendwie halbherzig mit den Fingerkuppen über den Körper, kratzten vielleicht ein wenig mit den Fingernägeln, aber dieses Mädchen legte sich richtig ins Zeug. Er würde ihr ein gutes Trinkgeld dafür geben. Sie war hoch gewachsen, etwas dünn, keine Titten, aber ein toller Hintern. Und ihre Hände waren wesentlich kräftiger, als man es beim Hinsehen vermutet hätte.

»Verflixt, Schätzchen, die sind ja steinhart«, sagte sie, während sie mit den Daumen fest auf die sensiblen Punkte direkt unterhalb der Schulterblätter drückte. Das tat weh, aber es war ein angenehmer Schmerz.

»Du hast noch nicht mal die Hälfte gesehen, Baby«, gab er zurück. »Warte, bis ich mich umdrehe.«

Sie lachte. »Ich habe schon gesehen, dass du für einen weißen Jungen ziemlich bepackt bist.« Sie meinte nicht seine Muskeln. »Was tust du beruflich?«

»Ich bin im Import/Export-Geschäft und reise viel. Ich komme 'rum in der Welt, sorge dafür, dass was läuft.«

»Echt? Ich wollte immer schon mal ins Ausland. Hab' die Staaten noch nie verlassen. Ich wollte schon immer mal nach Japan.«

Ihre Hände fühlten sich verdammt gut an, während sie die verspannten Muskeln knetete. »Hmh«, machte er. »Du willst nicht nach Afrika? Deine Heimat sehen?«

»Scheiße, wozu das denn? Gibt schon hierzulande genug Schwarze.«

Er lachte. Sie war ihm sympathisch. »Wenn ich nächstes Mal nach Japan komme, bring ich dir vielleicht ein Souvenir mit.«

»Das wäre schön. Einen hübschen roten Seidenkimo-no.«

Platt drehte sich auf den Rücken. Sie ging ein wenig hoch, dann machte sie es sich wieder über seinen Bei-

nen bequem, als er umgedreht dalag. Er grinste sie an:  
»Ein roter Seidenkimono, kein Problem.«

»Meine Güte, schau sich einer das an!«, rief sie und strahlte ihn mit regelmäßigen weißen Zähnen an, die gegen ihre braune Haut leuchteten. »Was haben wir denn da?« Sie griff nach unten. Er ließ seine Hände unter ihren Hintern gleiten und hob sie etwas hoch. Auf geht's, Baby!

*Dienstag, 21. Dezember, 20 Uhr 15  
Washington, D. C.*

In seinem Büro schrieb Hughes eine Zusammenfassung der Punkte zu Ende, die White bei seinem morgigen Treffen mit dem Vizepräsidenten ansprechen sollte, bevor er in den Urlaub nach Ohio fuhr.

Es klopfte an der Tür. Wenn man vom Teufel sprach ...

»Bob?«

»Dachte ich mir, dass ich Sie hier finde«, sagte White. Er trat ins Büro und legte ein kleines Päckchen auf den Tisch. »Zu Weihnachten. Sie haben doch nicht geglaubt, ich würde das vergessen, oder?«

Hughes lächelte. »Wie könnte ich, Bob? Ich habe Ihnen doch eine Notiz in den Timer geschrieben.«

Die beiden Männer lachten.

Hughes griff in eine Schublade, zog eine in Weihnachtspapier eingepackte Schachtel hervor und reichte sie White. Es war schwer, Geschenke für einen Millionär suchen, der sich kaufte, was immer ihm in den Sinn kam, aber Hughes gab sich immer Mühe, etwas Ausgefallenes zu finden. Und er wusste, White liebte Überraschungen.

»Darf ich es aufmachen?« Wie ein Kind.

»Sicher.«

Gespannt riss der Senator die grün-rote Verpackung ab und hob den Deckel von der Schachtel. Er nahm etwas heraus, das aussah wie ein Lederschüsselchen für Süßigkeiten, das auf einem hölzernen Aufbau im Inneren der Schachtel stand. In dem ledernen Behältnis befand sich ein Game-Infoball, eine phosphoreszierende, silbrige Kugel von der Größe einer Murmel. Sie war passgenau gefertigt für eine SonySega PlayStation. White war im Besitz dieses Gerätes, seit die ersten herausgekommen waren. Er sah Hughes an und hob eine Augenbraue.

»Das ist die Betatest-Version von DinoWarz II - voll VR-ausgestattet«, erklärte Hughes. »Kommt erst in ein paar Monaten auf den Markt.«

»Wirklich? Wow, danke, Tom! Wie sind Sie da rausgekommen?«

»Ich habe gute Kontakte zu den richtigen Stellen.«

White rollte den Ball zwischen den Fingern hin und her, und Hughes spürte, dass er es gar nicht erwarten konnte, nach Hause zu kommen und das Spiel auszuprobieren. Der Senator sah sich den Behälter an. »Ist das eine Pralinenschüssel? Sieht ungewöhnlich aus.«

»Das ist der plastiküberzogene Hoden eines Bullen«, sagte Hughes.

»Was? Sie wollen mich auf den Arm nehmen.«

»Nein. Ich kann mir vorstellen, dass Sie gern ein paar Leuten Pfefferminzbonbons daraus anbieten möchten.«

White lachte und schüttelte den Kopf. »Ich nehme morgen früh den Familienjet nach Hause. Kann ich Sie irgendwohin mitnehmen?«

»Nein. Ich werde weiter hier herumhängen - jetzt, wo Sie weg sind, komme ich endlich ein wenig zum Arbeiten.«

Sie lachten wieder.

»Schätze, ich mache mein Geschenk am besten auch mal auf«, sagte Hughes. Er öffnete das Päckchen. Darin

befand sich eine geschnitzte Elfenbeinfigur, die achtzehn oder zwanzig Zentimeter lang war. Eine Frau, die ausgestreckt auf der Seite lag, auf einen Ellenbogen gestützt. Hughes wusste, worum es sich handelte. Das war eine chinesische Medizinpuppe. Früher zeigten sich in China Frauen aus höheren Gesellschaftsschichten einem anderen Mann als ihrem eigenen nicht unbekleidet. Manchmal nicht einmal diesem. Wenn sie zum Arzt mussten, nahmen sie eine Puppe mit. Auf die Frage des Doktors nach ihren Beschwerden zeigten sie ihm anhand der Puppe, wo das Problem lag. Und der Arzt stellte seine Diagnose auf dieser Grundlage und aufgrund von Symptomen, ohne je den Körper seiner Patientin gesehen oder berührt zu haben. So wie er White kannte, dachte Hughes, musste die Statuette ein Vermögen wert sein. Die Arbeit war eine Kostbarkeit.

Er gab anerkennende Laute von sich. »Sie ist wunderschön, Bob. Vielen Dank.«

»Na ja, es ist kein Bullenhoden, aber ich habe getan, was ich konnte. Sie hat einmal der Frau oder Konkubine eines Kaisers gehört, ich habe vergessen, was von beidem. Bertha hat die Dokumentation dazu. Sie wird sie Ihnen nach den Feiertagen aushändigen.«

»Ich finde das Geschenk toll, wirklich. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich davon profitiere, für Sie zu arbeiten.« Das war die reine Wahrheit.

»Ich hätte den Job ohne Sie gar nicht bekommen, Tom. Frohe Weihnachten.«

»Frohe Weihnachten«, erwiderte Hughes. *Wenn ich nur ein bisschen Glück habe, dachte er, wird das neue Jahr mein bestes für Sie wird es dagegen vielleicht das schlimmste ...*

*Mittwoch, 22. Dezember, 8 Uhr 25  
Quantico, Virginia*

Alex Michaels wollte das Mitarbeitertreffen nicht in die Länge ziehen, damit sie wieder an ihre Schreibtische kamen. Es waren nur noch ein paar Tage bis Weihnachten, und die Arbeit ging nicht sonderlich voran, da alle sich darauf vorbereiteten, in die Ferien zu fahren. Natürlich schloss das Büro nicht, es gab immer eine Mindestbesetzung, doch jeder, der nicht dafür eingeteilt war, konnte, wenn er wollte, früher gehen. Michaels blickte in den Konferenzraum auf seine wichtigsten Mitarbeiter: Toni, Jay, Howard und Joanna Winthrop. Sie hatten alle ein gewisses Dienstalter - bis auf Joanna, die zu Howards Abteilung gehörte -, also mussten sie über Weihnachten nicht dableiben.

»Gut, das wären die grundlegenden Sachen. Sie wissen alle, dass die Geschichte mit den Informationen aus dem Netz heikel ist. Nehmen Sie also Ihre Flachbildschirmrechner mit, und wenn Sie irgendwelche schlauen Ideen haben, geben Sie sie an uns andere weiter.«

Er kannte die Pläne seiner Mitarbeiter bereits. Doch egal, wo sie sich aufhielten, sie würden an der Sache dranbleiben. Toni fuhr für eine Woche heim in die Bronx zu ihrer Familie. Sie würde am folgenden Mittwoch wieder da sein. Jays Eltern besuchten Verwandte in Thailand. Deshalb blieb er vor Ort und würde wohl möglichst viel Zeit im Hauptquartier verbringen. Howard hatte Verwandtenbesuch und würde in der Stadt bleiben. Joanna wollte eine alte Freundin in einer Berghütte in Colorado treffen. Und Michaels fuhr nach

Boise, um Susie zu sehen. Und Megan. Bei dem Gedanken hatte er gemischte Gefühle.

»Hat jemand etwas Neues?«

Jay berichtete: »Ich habe im neuen Murray-Report über Krankheits- und Sterblichkeitsziffern ein paar interessante Statistiken gefunden. Dem MRKS zufolge ist die Lebenserwartung für Männer in Washington, D.C., die niedrigste aller Großstädte im ganzen Land. Sie ist auch niedriger als die der ländlichen Gebiete, mit Ausnahme einiger Gemeinden in South Dakota. Dreiundsechzig Jahre. Wenn man dagegen in Cache County, Utah lebt, kann man mit fünfzehn Jahren mehr rechnen - man wird reife siebenundachtzig. Beiden Zahlen dürfen Sie acht bis zehn Jahre hinzufügen, wenn Sie eine Frau sind.«

»Wetten, dass es sich in Washington wesentlich länger anfühlt«, warf Howard ein.

»Ich weiß nicht«, gab Toni zu bedenken. »Waren Sie jemals in Utah?«

»Genau«, meinte Jay. »Denen ist nur zu langweilig zum Sterben.«

Michaels lächelte. »Faszinierend. Irgendetwas, das mit unserer Arbeit hier zu tun hat?«

»Nein. Ich bin durch die Firewalls des Informanten durchgedrungen, aber die Spur verlief im Sand, eine Sackgasse in einem Canyon. Er ist mir seitdem nicht mehr vor die Kanone gelaufen.«

»Hüh«, sagte Joanna leise.

»Wie bitte?«, fragte Michaels.

»Sorry, ein Insiderwitz.«

»Also gut. Das war's. Wenn einer von Ihnen den Informanten vor den Ferien fasst, würde ich einiges darauf verewetten, dass der Weihnachtsmann Ihnen etwas Nettes vorbeibringt - mindestens eine Auszeichnung durch den Präsidenten.«

»Junge, Junge«, sagte Jay. »Ein neuer Boden für den Käfig meines Wellensittichs.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie einen Wellensittich haben«, bemerkte Toni.

»Habe ich auch nicht, aber für diesen Anlass besorge ich mir einen.«

»Jemand muss die Net Force auf dem L.A.W.-Treffen auf Big Island in Kona vertreten«, setzte Michaels nach.

»Ich! Ich!«, rief Jay. »Schicken Sie mich!«

»Fangen Sie uns einen Gauner, und Sie können etwas für Ihren Teint tun.«

Joanna schmunzelte.

»Was ist da so lustig?«, fragte Jay.

»Nichts. Ich habe mir nur gerade vorgestellt, wie ich auf diesem Strand mit dem schwarzen Sand liege, von dem ich gehört habe.«

»Packen Sie Ihren Bikini nicht zu früh ein«, erwiderete Jay.

»Nein? Na, ich würde an Ihrer Stelle auch warten, bevor ich mir kübelweise Sonnencreme kaufe.«

»Ich denke, das reicht.« Michaels beendete die Diskussion. »Zurück an die Arbeit.«

Als sich die Gruppe auflöste, kam Julio Fernandez herein. Er nickte Michaels zu und trat zu Colonel Howard. Der war gerade im Gespräch mit Joanna Winthrop.

»Colonel, Lieutenant.«

»Sarge«, grüßte Howard.

Michaels fing ein schnelles Glitzern in Fernandez' Augen auf, als er die junge Frau ansah. Nun, er konnte verstehen, dass der Sergeant Winthrop unter die Lupe nahm.

Als sie wieder in ihrem Teil des Gebäudes waren, trat Toni an Alex heran. »Haben Sie eine Minute für mich?«

»Sicher.«

In seinem Büro zog sie ein kleines Päckchen hervor, das mit einer roten Schleife dekoriert war. »Frohe Weihnachten«, sagte sie.

»Danke. Darf ich es gleich aufmachen?«

»Nein. Sie müssen warten, bis Susie ihre Geschenke auspackt. Dann werden Sie es brauchen.«

»Ah, eine Verschwörung. Alles klar, ich warte. Hier, ich habe auch eine Kleinigkeit für Sie.« Er öffnete seine Schreibtischschublade und nahm eine flache Schachtel heraus, die in die gedruckte Ausgabe des sonntäglichen Comicteils aus der Arlingtoner Zeitung eingeschlagen war.

Sie lächelte über die Verpackung und hob das Päckchen hoch. »Ein Buch?«

»Machen Sie es auf.«

Sie entfernte vorsichtig das Klebeband von den Ecken; dann faltete sie die bunte Zeitung zusammen.

»Wollen Sie das Papier behalten, Toni?«

»Sorry, eine alte Gewohnheit.« Sie nahm das Buch heraus. »Oh, wow!«

Es handelte sich um die Erstausgabe von Donn F. Draegers *Weapons and Fighting Arts of Indonesia* von 1972.

»Wo haben Sie das denn gefunden? Das ist ein Klassiker.« Sie blätterte mit derselben Achtsamkeit wie vorhin die Seiten um und sah sich die Schwarzweiß-Illustrationen an. »Ich habe noch nie ein Original gesehen, nur die Print-on-Demand- und die CD-ROM-Version.«

Er zuckte die Achseln. »Hab's irgendwo aufgegabelt. Dachte mir, es gefällt Ihnen.« Und ob er es irgendwo aufgegabelt< hatte! Sechs Wochen lang hatte er einen Antiquariatsservice hinter dem Buch herjagen lassen, das ihn schließlich einen Wochenlohn kostete. Na schön. Er gab nicht viel Geld aus. Abgesehen von seinen Lebenshaltungskosten und Susies Unterhalt war sein einziges Hobby das Restaurieren von Oldtimern. Sein derzeitiges Projekt war ein Plymouth Prowler. Das war nicht billig, aber wenn er die Wagen hergerichtet

hatte und verkaufte, bekam er sämtliche Ausgaben wieder herein und noch mehr. Das Buch hatte eine kleine Beule auf seinem Konto verursacht, doch Toni verdiente es. Er konnte seine Arbeit ohne sie nicht erledigen. Und ihre Miene, als sie das Geschenk sah, war die Sache wert. Er lächelte.

Toni wollte das Buch gerade schließen, als ihr die Titelseite ins Auge fiel. »He, es ist ja vom Autor unterschrieben!«

»Ach, wirklich? Wie das?« Die Widmung hatte den Preis des Buchs um ein paar hundert Dollar in die Höhe getrieben.

Spontan fiel sie ihm um den Hals.

Gott, fühlte sich das gut an, wenn sie sich so an ihn schmiegte. Sie hätte den ganzen Tag da bleiben können ...

Sie löste sich von ihm und schenkte ihm ein breites Lächeln. »Danke. Mein Geschenk ist nichts dagegen. Das wäre nicht nötig gewesen.«

Er zuckte die Achseln. »Na ja, mich könnte morgen, wenn ich den Müll hinaustrage, ein großer Meteorit treffen. Was würde mir mein Geld dann bringen? Ich weiß es wirklich zu schätzen, was Sie hier leisten, Toni.«

Ein Schweigen breitete sich aus, das langsam peinlich wurde. Er setzte hinzu: »Sie fahren also nach Hause zu Ihren Leuten?«

»Ja. Es gibt eine große Zusammenkunft, mit meinen Brüdern und Schwägerinnen, Nichten und Neffen, Onkel und Tanten. Eine richtige Armee von Verwandten.« Sie machte eine Pause. »Ich hoffe, Ihr Besuch bei Susie verläuft gut.«

»Danke.«

»Ich mache mich besser wieder an die Arbeit. Nochmals danke für das Buch, Alex.«

»Gern geschehen.«

*Donnerstag, 23. Dezember, 6 Uhr 45  
Quantico, Virginia*

Joanna Winthrop nahm den Vorschlag von Commander Michaels an, früher Schluss zu machen, und organisierte sich einen Platz als blinder Passagier in einer Militärmaschine, die von Quantico abflog und auf dem Weg nach Alaska in Denver hielt. Als sie dies Colonel Howard gegenüber erwähnte, bot Sarge Fernandez ihr an, sie zum Flughafen zu bringen.

»Ich kann ein Taxi nehmen«, antwortete sie.

»Kein Problem, Lieutenant, ich fahre sowieso hinaus, muss ein paar Sachen erledigen. Ich komme vorbei und nehme sie mit.«

Angenehmer war es schon für sie. »Na gut.«

Also saß sie später auf dem Beifahrersitz von Fernandez' Privatwagen, einem 17 Jahre alten schiefergrauen Volvo. Sie lächelte. »Lustig, ich hätte gedacht, Sie würden einen rassigeren Wagen fahren.«

»Er bringt mich ans Ziel. Langsam und stetig. Und er steht nicht ständig in der Werkstatt herum.«

»Na, ich bin Ihnen fürs Mitnehmen dankbar.«

»Kein Problem.«

Sie fuhren ein paar Minuten schweigend vor sich hin, aber sie war sich wohl bewusst, dass er ihr kleine Seitenblicke zuwarf. Hm. Er war ein Mann, und sie kannte diesen Blick.

Er setzte an: »Kann ich Sie etwas Persönliches fragen, Lieutenant?«

Himmel, jetzt kommt's, dachte sie. Gleich macht er mich an.

Sie hatte einige Übung darin, wenn sie wollte, männliche Aufmerksamkeit zum Erliegen zu bringen. Obwohl Fernandez einen gewissen Latino-Charme hatte, wäre eine Beziehung mit ihm keine gute Idee. Wenn gleich die Ränge bei der Net Force mehr quasi-militä-

risch waren und es nicht ausdrücklich verboten war zu fraternisieren wie in der regulären Armee, so gab es doch einen Rangunterschied zwischen ihnen. Also konnte sie ihm ganz sanft einen Korb geben. »Schießen Sie los.«

»Ist Ihnen die Arbeit mit Computern schon immer leicht gefallen?«

Hm. Das hatte sie nicht erwartet. »Wie bitte?«

»Ich habe Sie beobachtet. Sie sind gut, das steht außer Frage, aber Sie lassen es auch noch leicht aussehen. Ich habe mich nur gefragt, ob es das ist. Einfach, meine ich.«

Sie dachte eine Sekunde lang darüber nach. Sie wollte nicht selbstgefällig klingen, aber die Wahrheit sagen. »Ja. Ich denke, ich komme damit ohne große Mühe damit klar. Schon immer. Irgendwie fällt es mir leicht.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann bei strömendem Regen ein schweres Maschinengewehr auseinander nehmen und es wieder zusammensetzen, aber wenn es um Bits und Bytes geht, bin ich eine Null.«

Sie lachte. Männer gaben ihre Schwächen so selten zu, dass es erfrischend war, so etwas zu hören.

»Ich meine, ich habe versucht es zu lernen, aber ich bin blockiert, die Information prallt an mir ab, sie setzt sich nicht. Ich habe es kürzlich mit einem Kurs probiert, aber ich hatte einen ... persönlichen Konflikt mit dem Kursleiter. Ich glaube, er hat einfach gemerkt, dass ich strohdumm bin und es nie kapieren werde.«

»Wenn man etwas wirklich begriffen hat, kann man es auch auf verständliche Weise erklären.«

»Wie bitte?«

»George Turner, ein Schriftsteller, den ich in meiner Collegezeit bewundert habe. Wissen Sie, wie ein Computer funktioniert, die theoretischen Grundlagen?«

»Ja. Oder, genau genommen ... nein.«

»Okay. Sagen wir, Sie schieben Wache, Sie bewachen

den Eingang. Sie öffnen, wenn jemand mit dem richtigen Passwort kommt, und sie machen dicht, wenn das Passwort nicht vorhanden ist. So weit klar?«

»Sicher.«

»Jetzt wissen Sie, wie ein Computer funktioniert. Eine Tür ist offen oder geschlossen. Ein Schalter steht auf Ein oder Aus. Die Antwort ist Ja oder Nein, wenn jemand an den Ort kommt, wo Sie Wache schieben. Das geht ganz schnell, dieses Umschalten, aber das ist die Grundlage, und alles andere hängt damit zusammen.«

»Ohne Scheiß? Entschuldigung, ich meine ...«

»Ohne Scheiß«, bestätigte Joanna.

»Verdammt. Warum hat's mir bis jetzt noch nie jemand so erklärt?«

»Weil Sie es bisher mit schlechten Lehrern zu tun hatten. Ein guter Lehrer benutzt Begriffe, mit denen der Schüler etwas anfangen kann, und nimmt sich die Zeit, um herauszufinden, welche Begriffe das sind. Als ich aufs College gegangen bin, habe ich einen Kurs in Psychologie besucht. Der Professor hat eine Geschichte über tendenziöse IQ-Tests für Kinder erzählt. Sie kennen das, man zeigt ein Bild von einer Tasse, dann eine Untertasse, einen Tisch, ein Auto und fragt: Wozu gehört die Tasse?«

»Und weiter?«

»In den Familien aus der Mittel- und Oberschicht nehmen die Kinder alle die Untertasse, weil Tassen und Untertassen zusammengehören, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Aber in den ärmeren Stadtteilen gehören vielleicht Tassen zu Tischen, weil es dort keine Untertassen gibt. Und bei Kindern aus Familien ohne festen Wohnsitz passt die Tasse vielleicht zum Auto, weil die Familie eben im Auto wohnt.«

»Sozio-ökonomische Voreingenommenheit«, sagte Fernandez.

Sie nickte. Er war wirklich nicht dumm. »Genau. Das Gleiche trifft auf rassische, religiöse oder andere kulturelle Faktoren zu. Also denkt am Ende jeder, diese Kinder wären dumm, und sie werden auf einem anderen Niveau unterrichtet, wo doch das Problem am entgegengesetzten Ende liegt, im Kopf der Erzieher. Weil die nicht das Wissen der Schüler, so wie ihr eigenes, in ihre Überlegungen einbezogen haben.«

»Ich verstehe.«

»Ihr Kopf hat kein Problem. Sie brauchen nichts als einen Lehrer, der Ihnen die Dinge in Begriffen erklärt, zu denen Sie bereits in Beziehung stehen. Sie sind Soldat, suchen Sie sich einen Soldaten, der sich mit Computern auskennt, von dem können Sie lernen.«

»Oder von ihr«, warf Fernandez ein.

»Oder von ihr.« Sie warf ihm einen Blick zu. »Soll das heißen, Sie bitten mich darum, Sie zu unterrichten?«

»Ich wäre Ihnen außerordentlich verbunden«, sagte er. Und das mit einem ganz normalen Gesichtsausdruck.

Sie lächelte. »Das ist keine Masche, um in meine Nähe zu kommen, weil Sie mich für eine schöne Frau halten, oder, Fernandez?«

»Nein, Ma'am. Sie verfügen über Wissen, das ich nicht habe, und ich würde das sehr gerne lernen. Es gehört zu meinem Job und ich bin nicht gut darin. Das stört mich. Ich muss kein Einstein werden, aber ich möchte schon so viel davon kapieren, wie notwendig ist. Ich meine, ja, Sie *sind* eine schöne Frau, aber was hier eine größere Rolle spielt, ist, dass Sie klug sind.«

Sie blinzelte und sah Fernandez in einem neuen Licht. Mein Gott, wenn er die Wahrheit sagte, dann bewunderte er sie für ihren *Verstand*.

»Vielleicht können wir etwas auf die Beine stellen. Kommen Sie nach den Ferien zu mir.«

»Okay, Ma'am.«

»Und hören Sie auf, mich >Ma'am< zu nennen. Nennen Sie mich Joanna.«

»Zu mir hat man schon so gut wie alles gesagt, aber meine Freunde nennen mich Sarge oder Julio.«

»Dann also Julio.«

Sie grinste wieder. *Oh, warte nur, bis Maudie das zu hören bekommt!*

# 11

*Donnerstag, 23. Dezember, 16 Uhr 10  
Im Luftraum über Süd-Ohio*

»Möchten Sie etwas trinken, Sir?«

Alex Michaels sah von dem Magazin auf, in dem er gerade einen Artikel über den Bau des höchsten Gebäudes der Welt las, die neuen Twin Towers in Sri Lanka. Das neue Bauwerk würde nach seiner Fertigstellung das zweithöchste Gebäude, das ebenfalls in Sri Lanka stand, um 21 Meter überragen.

»Haben Sie Cola?«

»Ja, Sir.« Der Steward reichte ihm einen Plastikbecher mit Eis und eine der neuen Coladosen aus biologisch abbaubarem Plastik. Die Dose hielt zehn Jahre lang, wenn sie nicht geöffnet wurde, aber sobald frische Luft die Innenseite berührte, begann sich das Plastik zu zer setzen. Binnen neun Monaten wurde daraus ein pulveriger, ungiftiger Reststoff, der sich im ersten Regenguss vollständig auflöste. Man warf die Dose auf den Boden, und nach einem Jahr war sie verschwunden.

Der Steward ging zur nächsten Sitzreihe weiter. Michaels goss sich das Getränk ein, dann saß er da und sah zu, wie es im Glas schäumte. Er befand sich in der Businessclass. Die Ausstattung war die einer großen Boeing 777, und er saß neben der Tür auf der Steuerbordseite. Diesen Sitz sicherte er sich am liebsten, wenn es ging: am Ausgang. Es hatte den Anschein, als wäre etwas mehr Platz in dieser Sitzreihe, obwohl er sich das vielleicht nur einbildete. Die Hauptsache war: Wenn es während des Fluges ein Problem gab, wollte er in einer Position sein, die es ihm erlaubte zu *handeln*.

Er hatte damit begonnen, sich an den Ausgang zu setzen, nachdem er auf einem Flug nach Los Angeles einen alten Herrn am Notausgang sitzen sah, der vielleicht fünfzig Kilogramm Körpergewicht hatte. Möglicherweise, dass der Mann einen Adrenalinstoß bekam und die Tür ohne weiteres aufbekam, wenn bei der Landung die Räder brachen oder so, doch Michaels wollte sein Leben und das der übrigen Passagiere nicht darauf verwetten. Vielleicht platzte dem alten Herrn stattdessen ein Blutgefäß. Andererseits, es konnte auch sein, dass der alte Mann so wie Tonis Silatmeisterin war und verborgene Kräfte in ihm steckten. Michaels wusste, dass er nicht so voreilig urteilen sollte. Aber es war immer noch besser, wenn ein halbwegs kräftiger, vierzigjähriger Bundesangestellter an dieser Tür saß und nicht ein siebzigjähriges Leichtgewicht. Bessere für alle.

Natürlich würde er lieber Erster Klasse fliegen. Ein paar Mal hatte er auf Geschäftsflügen dieses Privilegs genossen, und es war ohne Zweifel komfortabler. Aber wenn er privat flog, war das einfach nicht zu rechtfertigen. Er sagte sich, dass der hintere Teil des Flugzeugs zum gleichen Zeitpunkt ankam wie der vordere, und für Stoffservietten und Champagner einige hundert Dollar mehr zu zahlen, schien ihm übertrieben.

Es war genug Zeit für einen Film, bevor sie in Denver ankamen, wo Michaels in einen Anschlussflug nach Boise umsteigen musste. Die Fluglinien hatten ihre Probleme mit dem Verlust von Gepäck mittlerweile ganz gut im Griff, aber er wollte kein Risiko eingehen. Deshalb hatte er seinen Koffer mit den Rollen im Gepäckfach untergebracht, zusammen mit Susies Weihnachtsgeschenk, einem Band/Vox-Synthesizer. Sie hatte einen Musikstil namens Technometro-Funk entdeckt, der unter den Kids für Furore sorgte. Michaels' Geschmack umfasste Jazz-Fusion, Classic Rock, die Bigbands der vierziger Jahre bis hin zu klassischer Musik. Über die

Poptrends war er seit Jahren nicht auf dem Laufenden. Er merkte, dass er alt wurde, wenn er die Zeitung las, die Billboard Top Ten sah und sich klar machte, dass er keinen Einzigen der zehn Songs oder der Künstler kannte, die sie darboten. Wer konnte einen Song ernst nehmen, der >Mama Moustache Mama Sister< hieß und von Menschen namens >HeeBeeJeeBeeDeeBeeDoo< aufgenommen worden war? Oder >Bunk Bunk!<, von >DogDurt<?

Mit Hilfe des Synthesizers konnte sich Susie angeblich in jede beliebige Gruppe hineinprogrammieren und sich dann selbst dabei erleben, wie sie mit ihnen auf der Bühne stand. Für jemanden in ihrem Alter schien es ein recht komplexes Spielzeug zu sein, aber sie hatte es sich gewünscht. Es war auch verdammt schwer gewesen, einiges aufzutreiben. Offenbar wollte jedes zweite Kind im Land eines von diesen Dingern. Zum Glück hatte Toni eins gefunden, so dass er vor seiner Tochter als Held da-stehen konnte.

Toni tat das oft: ihn gut aussehen lassen.

Er warf einen Blick auf den Bildschirm, der in die Rückseite des Vordersitzes eingebaut war. Der Winkel des Bildschirms ließ sich verändern, so dass man selbst daraufsehen konnte, wenn sich der Passagier vor einem entschloss, sich ganz zurückzulehnen. Aber er hatte keine Lust, einen Film zu sehen, Video-VR zu spielen oder seine Flugstrecke auf einer Karte mit einer kleinen Fluganimation zu verfolgen. Es war angenehm, mit der Zeitschrift im Schoß dazusitzen und auf den kalten Boden unter ihnen zu schauen. Zum Glück herrschte klares Wetter. Die Landschaft von Ohio unter ihm, größtenteils schneebedeckt, glänzte weiß in der tief stehenden Sonne.

Bei seiner Ankunft in Boise würde es nach Ostküstenzeit Mitternacht sein - vorausgesetzt, er bekam den Anschlussflug und dieser hob pünktlich ab. 22 Uhr in diesem Teil von Idaho. Er hatte ein Mietauto am Flug-

hafen und ein Zimmer im Holiday Inn reserviert, unweit des Hauses, wo seine Tochter und Exfrau wohnten. Wo sie einmal zu dritt gewohnt hatten. Es gab ein freies Zimmer in dem großen alten Haus. Zwei, wenn man das Nähzimmer mitzählte. Aber Megan hatte es ihm nicht angeboten, und er hatte nicht gefragt. Der Waffenstillstand zwischen Alex und seiner Exfrau war eine heikle Sache. Sie schoss scharf, schnell und zu präzise, als dass er sich hätte wohl fühlen können.

Lieber einen sicheren Raum haben, wo er sich eingraben und seine Kräfte für die Schlacht sammeln konnte. Ein nettes ruhiges Holiday Inn hatte eine Menge für sich - Zimmerservice und Doppelschloss an der Tür.

Er fragte sich, wie viele andere Menschen sich solche Gedanken über die Ferien machten. Der Urlaub als hässlicher Guerillakrieg, mit schnellen, schmutzigen Vorstößen und raschem Rückzug. Warum kamen unglückliche Familien zusammen, wenn sie sich dann schlecht fühlten? Eine Menge Leute in seinem Bekanntenkreis würden am liebsten die großen Ferien streichen und ihre Familien auf sichere Distanz halten ...

In seinem Fall war die Antwort jedoch simpel: Susie. Was sonst auch geschah, sie sollte wissen, dass sie eine Mutter und einen Vater hatte, die sie beide liebten und wollten, dass sie glücklich wurde, auch wenn sie selbst miteinander nicht glücklich werden konnten.

Natürlich hatte er all das nicht vorausgesehen, als er Megan vor vielen Jahren umworben hatte. Sie waren jung, verliebt, hielten die Welt in der Hand, so überzeugt von sich, dass sie sich nicht ausmalen konnten, an *irgendetwas* zu scheitern, geschweige denn in ihrer Ehe. Ah, die Arroganz der Jugend. Als wüsste man über alles Bescheid. Man konnte die Welt in epischer Breite erklären, wenn man nur gefragt wurde.

Junge, das war vor langer Zeit gewesen, in einer fernen, fernen Galaxis ...

Vielleicht konnte er etwas schlafen. Sich einfach mit einem dieser flauschigen kleinen Kissen gegen das kühle Plastikfenster lehnen und abschalten.

Der Gedanke sagte ihm wirklich zu.

*Donnerstag, 23. Dezember, 17 Uhr 15  
Washington, D. C.*

Das Auto war klein, schwarz und sah aus wie ein alter Fiat. Der Fahrer hörte die Sirenen hinter sich und fuhr rechts ran, neben eine Reihe mit kleinen Läden, die anscheinend geschlossen waren. Es gab ein Schuhgeschäft mit dem geschwungenen Nike-Logo auf dem Schaufenster und ein Elektrogeschäft mit kleinen Fernsehgeräten in der Auslage. Die Schriftzüge auf der Fassade sahen Deutsch oder Österreichisch aus, vielleicht auch Kroatisch.

Die Türe des Fiats öffnete sich, und ein kleinwüchsiger Mann in einem langen dunklen Mantel stieg aus. Er hielt die Hände in Schulterhöhe, um zu zeigen, dass er unbewaffnet war. Die Sonne schien hell, aber die Straße wirkte mit seiner Ausnahme verlassen.

Zwei Polizisten näherten sich dem Fiat mit gezückten Pistolen. Ihre Uniformen hatten einen osteuropäischen Touch - seltsam geformte, spitz zulaufende Käppis mit Karos auf der Vorderseite, Lederjacken über dunkelblauen Hemden, Krawatten und dunkle Hosen mit einem gelben Streifen außen. Einer der Polizisten trat vor den kleinen Mann im langen Mantel; der andre nahm den Wagen unter die Lupe.

Der erste Polizist machte eine Geste mit der Pistole und sagte etwas. Der kleine Mann drehte sich um und legte die Hände auf das Dach des Fiats, und der Polizist tastete ihn ab. Keine Waffen.

Der zweite Polizist sprach in eine kleine Funkeinheit,

hielt aber seine Pistole auf den Fahrer des Fiat gerichtet. Er horchte einen Moment in sein Gerät hinein. Dann nickte er dem ersten Cop zu und sagte etwas.

Da stieß sich der kleine Mann von dem Wagen ab und verpasste dem Polizisten hinter sich einen Ellenbogenschlag ins Gesicht, der ihn niederstreckte. Er rannte los. Der zweite Cop sprintete um den Fiat herum, hob die Pistole und feuerte - vier-, fünf-, sechsmal. Die Schusswaffe spuckte oranges Feuer und weißen Rauch aus, und die leeren, bronzenfarbenen Patronenhülsen sprangen gegen den Wagen. In der hellen Sonne glitzerten sie wie Goldmünzen, die auf den Gehsteig aufprallten und dann liegen blieben.

Der kleine Mann fiel mit dem Gesicht auf die Straße. Seine Arme und Beine bewegten sich, als mache er spastische Schwimmübungen auf dem Asphalt.

Der Polizist, der den Ellenbogenschlag auf die Nase bekommen hatte, kam wieder hoch. Er trat zu dem kleinen Mann hin, der auf der Straße lag, und zielte mit der Pistole auf dessen Hinterkopf. Dann feuerte er.

Der kleine Mann zuckte ein letztes Mal und erschlaffte dann.

Thomas Hughes stieß einen tiefen Seufzer aus und ließ das Bild einfrieren. Die beiden Cops standen über den Toten gebeugt - er war ohne Zweifel tot angesichts einer Kugel in den Hinterkopf aus einem Meter Entfernung.

Sie hatten den armen Teufel einfach *exekutiert*. Und waren dabei von der Überwachungskamera auf dem Polizeiwagen aufgenommen worden.

Hughes lehnte sich in seinem Sessel zurück und betrachtete die eingefrorene Holoprojektion. Ein Anflug von Bedauern überkam ihn, doch er begrub die Regung. Der Mann war ein Spion gewesen, er hatte die Risiken gekannt. Er hatte zweifellos gewusst, was mit ihm geschehen würde, falls man ihn fasste.

Hughes hatte die Aufnahme von einem seiner Agenten bekommen - vielmehr von einem, der für Platt arbeitete. Mitanzusehen, wie ein Mann einfach so ermordet wurde, war hart. Es drehte einem den Magen um.

Aber so war das eben. Wo gehobelt wurde, fielen auch Späne. Es musste sein. Was waren ein paar leicht ersetzbare Spione gegen die langfristigen Ziele, die Thomas Hughes im Kopf hatte? Nicht viel. Der Zweck heiligte in diesem Fall die Mittel. Jeden Tag starben Menschen. Eine Hand voll mehr änderte am großen Lauf der Welt auch nichts.

Der neue Quayle-Anbau des Senatsgebäudes, wo White seine Büroräume hatte, war nahezu leer. Am Tag vor Weihnachten arbeiteten hier um diese Zeit nicht viele Leute. Hughes nahm an, dass die anderen Senatsbauten - das Russell, das Dirkson und das Hart Building - ebenfalls weitgehend leer standen, bis auf das Wach- und Reinigungspersonal, dazu vielleicht ein paar jüngere Mitarbeiter, die Punkte sammeln wollten, während die anderen im Urlaub waren. Die offizielle Arbeit kam nicht sehr weit voran zwischen Anfang Dezember bis Neujahr, aber eine Menge Grundlagen wurden geschaffen.

White hatte seine Büroräume früher im Hart Building gehabt, als noch diese hässliche moderne Skulptur aus geschnittenem Metall im Atrium stand - > Berge und Wolken< hieß sie. Die Leute, die in den oberen Stockwerken arbeiteten, hatten viel Zeit damit verbracht, Papierflieger hinunterzuwerfen, die möglichst auf der Skulptur liegen bleiben sollten. Es gab Wettbewerbe, wer es am häufigsten schaffte.

Hughes seufzte erneut. Der Einsatz war hoch, und das Blatt musste richtig ausgespielt werden, oder das Spiel ging verloren. Es war schade um diesen Geheimagenten und um die anderen, die ins Gefängnis gingen oder vielleicht getötet wurden, aber daran war nichts

zu ändern. Eine Menge Trägheit musste überwunden werden, um etwas so Großes in Bewegung zu setzen wie das, was ihm vorschwebte - eine Menge. Dieser Spion war der Erste, doch sicher nicht der Letzte, der sterben musste, damit Hughes' Plan vorankam. Ein Jammer, aber so war das nun einmal. In dieser Welt konnte man Jäger oder Gejagter sein. Die Schafe fielen den Wölfen zum Opfer. So einfach war das. Das war das erste Gesetz des Dschungels - die Starken überlebten auf Kosten der Schwachen.

Und Thomas Hughes war einer, der überlebte.

Er speicherte die Aufnahme in eine Datei, damit White sie sich später ansehen konnte, und winkte dann dem Computer zu, um ihn abzuschalten. Er hatte für heute genug gearbeitet. Zeit nach Hause zu gehen, sich etwas zum Essen kommen zu lassen, ein Glas Wein zu trinken und ein heißes Bad zu nehmen. Vielleicht würde er das Glas auf die armen Bauern erheben, die unter seinem Schlachtplan zu leiden hatten. Warum nicht? Es kostete ihn nichts.

Sein Telefon piepste. Es war die Geheimnummer. Der Anruf wurde über zirka 16 Satellitenverbindungen weitergeleitet, so dass er sich nicht zu ihm zurückverfolgen ließ.

Er überprüfte den Scrambler darauf, dass er eingeschaltet war, und setzte den Stimmveränderungsmodus mit der Option >Alte Dame< in Gang. Wer auch immer am anderen Ende der Leitung war, würde eine etwa neunzigjährige Frau zu hören bekommen.

»Hallo?«, sagte er.

Es war einen Moment still.

»Wer ist da?«, fragte Hughes.

»Ich habe ein paar Informationen, die gewisse ... Lieferungen betreffen.«

Hughes wusste, wer da sprach. Ein mittlerer Manager von der National Security Agency, ein Mann mit der

höchsten Sicherheitseinstufung, der spielsüchtig war und hohe Schulden bei seinen Buchmachern hatte. Seine Stimme war ebenfalls verändert. Hughes hatte darauf gewartet, dass der Mann anrief. Der Spieler wusste nicht, mit wem er es zu tun hatte.

»Es geht um ... explosive Mineralien.«

»Ich höre.«

»Ich brauche fünfzigtausend.«

Hughes konnte den Mann geradezu schwitzen hören. »Von welcher Menge dieser explosiven Ladung sprechen wir?«

»Neunzehn Pfund. In vier Päckchen. Am selben Tag.«

Hughes überschlug das Ganze einen Moment lang staunend. 19 Pfund waffentauglich konzentriertes Plutonium wurden zur selben Zeit transportiert? Doch nicht von ein und demselben Geheimdienst innerhalb der USA, selbst wenn sie in so viele Päckchen unterhalb der kritischen Masse zerteilt waren. Das NRC und die NSA würden im Dreieck springen, wenn jemand etwas so Dummes in die Wege leitete. Aber er musste es überprüfen.

»Ist das eine einheimische Lieferung?«

»Natürlich nicht. Zwei ja, die anderen zwei sind auswärtige Ware. Sechs Pfund, sieben Pfund, vier und zwei.«

»Wann?«

»In zwei Tagen. Wollen Sie die Details oder nicht?«

»Fünfzigtausend, sagten Sie.«

»Ja. Cash. Nichts Größeres als Hunderter.«

»Einverstanden. Ich schicke Ihnen eine Kontaktperson an den Ort, heute Abend um neun. Bringen Sie die Information mit.«

Hughes brach die Verbindung ab. Er hatte die Sache nicht ganz so eskalieren lassen wollen - noch dazu so schnell -, doch wenn einem so etwas in den Schoß fiel,

ergriff man die Gelegenheit beim Schöpf und ließ sie nicht mehr los.

Er nahm sein Funktelefon und wählte eine Nummer. Platt antwortete auf der Stelle.

»Ja?«

»Kommen Sie vorbei.«

»Wann?«

»Jetzt.«

Er würde Platt das Geld geben und ihn die Informationen holen lassen. Jeder, der Zugang zu ein bisschen Sprengstoff, eine gute Metallausstattung und ein paar Elektronikteile aus dem Versandkatalog hatte, konnte eine Atombombe bauen. Aber ohne das richtige Material war es lediglich ein leicht gewagtes wissenschaftliches Experiment. Eine Menge Gruppen da draußen würden Millionen dafür bezahlen, 19 Pfund waffentaugliches Plutonium in die Finger zu bekommen. Man brauchte nicht einmal so viel, um sich ein nettes fieses Atombömbchen zu basteln. Sie würde einen Riesenknall verursachen, wenn man sie hochgehen ließ.

Jetzt konnte er der Net Force wirklich Kopfzerbrechen bereiten.

*Freitag, 24. Dezember, 11 Uhr  
Bronx, New York*

Toni stieg die vertraute Sandsteintreppe hinauf; sie hatte die Stufen täglich gekehrt, während sie bei Meisterin DeBeers lernte. Jemand anderes musste das jetzt erledigen, denn es lagen weder Schnee noch Eis oder Schmutz darauf. Die mit feinmaschigem Draht vergitterten Glastüren waren verschlossen, doch Toni hatte immer noch ihren alten Schlüssel bei sich. Sie öffnete die Tür und betrat das Gebäude. Die Temperatur in der Eingangshalle war kaum höher als die Außentemperatur.

Die Wohnung ihrer Meisterin war die dritte links. Als sie die Hand zum Klopfen ausstreckte, ertönte die rauhe, rauchige Stimme der alten Frau von drinnen:

»Ist nicht abgesperrt, komm rein.«

Toni lächelte. Noch bevor sie geklopft hatte, wusste die Meisterin, dass sie da war. Sie war überzeugt, dass sie telepathische Fähigkeiten besaß.

Innen sah es genauso aus, wie sie es vom Vorjahr und aus ihrer Kindheit in Erinnerung hatte. Die alte grüne Couch mit dem geklöppelten Tellerdeckchen, der überquellende Plüschsessel, der kurze Kaffeeetisch, dessen einer Fuß auf einem alten Stephen-King-Roman stand - alles befand sich am gewohnten Platz.

Die Meisterin war in der Küche und mahlte Kaffeebohnen in einer handbetriebenen Mühle, die sie vor sechzig Jahren aus Djakarta mitgebracht hatte. Sie drehte langsam an der Kurbel, und der Duft der Bohnen, die ein entfernter Verwandter ihr per Schiff zukommen ließ,

der noch immer im Hochland von Zentraljava lebte, roch scharf, gehaltvoll und erdig.

Die beiden Frauen standen einander gegenüber. Toni faltete die Hände vor dem Gesicht und führte sie in einer Namaste-Verbeugung zum Herzen hinunter. Die Meisterin erwiderete den Gruß. Dann umarmten sie sich.

Mit über achtzig Jahren war die Meisterin immer noch geformt wie ein Ziegelstein und von kräftiger Statur, aber ein wenig gebrechlicher und langsamer als früher. Wie immer verbreitete ihr sauberes, achtsam gelegtes Haar einen leichten Ingwergeruch von dem Shampoo, das sie benützte.

»Willkommen daheim, *Tunangannya*.«

Toni lächelte. Bestes Mädchen, so hatte die Meisterin sie seit Beginn ihrer Bekanntschaft genannt.

»Kaffee ist gleich fertig.« Sie schüttete den frisch gemahlenen Kaffee in einen braunen Filter und setzte ihn in das Sieb aus rostfreiem Stahl über der Kanne ein. Dann übergoss sie ihn mit heißem Wasser aus einem gusseisernen Kessel, den sie auf dem winzigen Herd mit seinen vier Platten erhitzt hatte. Der Duft war köstlich, fast überwältigend.

Sie wartete, bis ein Großteil des Wassers durchgesickert war, und goss dann nach. Dann wiederholte sie die Prozedur, bis der Kessel leer war. Jetzt nahm sie zwei schmucklose weiße Porzellantassen aus dem offenen Regal über dem Herd und schenkte den heißen Kaffee ein. Sahne oder Zucker wurden nicht angeboten. Man konnte den Kaffee bei ihr trinken, wie man wollte - solange er schwarz blieb. Kaffee zu panschen war ihrer Auffassung nach beinahe eine Art Sünde. Die religiösen Vorstellungen der Meisterin waren ein Amalgam aus Hinduismus, Islam und Christentum - und gelinde gesagt schwer nachzuvollziehen.

Wortlos gingen die beiden Frauen ins Wohnzimmer. Die Meisterin setzte sich in den Stuhl, Toni aufs Sofa.

Immer noch ohne zu sprechen, nippten sie an dem heißen Kaffee.

Die Meisterin machte den besten Kaffee, den Toni je getrunken hatte. In der Tat verleidete er ihr den Kaffee, den es anderswo zu trinken gab. Wenn eine der großen Ketten die Meisterin in die Finger bekäme, würde sie ihren Umsatz verdreifachen.

»Wie ist das Leben in Washington? Ist deinem jungen Mann endlich ein Licht aufgegangen?«

»Noch nicht, Großmutter.«

Die Meisterin nippte an ihrem Kaffee und nickte. »Das kommt noch. Alle Männer sind langsam, und manche sind langsamer als andere.«

»Ich wünschte, ich könnte mir da sicher sein.«

»Nicht in diesem Leben, mein Kind. Aber wenn er dir nicht die angemessene Aufmerksamkeit zollt, verdient er dich nicht.«

Sie tranken weiter. Als sie fast fertig waren, sagte die Meisterin: »Ich glaube, es ist an der Zeit, dir eine Geschichte zu erzählen. Über meine Familie.«

Toni nickte, schwieg aber. Ihre Meisterin hatte ihr mit dieser Methode vieles beigebracht, mit javanischen Erzählungen und Legenden.

»Mein Urgroßvater kam 1835 auf einem Segelschiff aus Holland. Er sollte als Aufseher auf einer Plantage arbeiten, wo Indigo, Kaffee und Zuckerrohr angebaut wurden. In jener Zeit hieß das Land noch nicht Indonesien. Die Weißen nannten die Inseln Niederländisch-Ostindien oder Gewürzinseln. Für mein Volk hieß unsere Insel Java.«

Sie hielt die leere Tasse hoch. Toni stand auf, nahm beide Tassen, ging in die Küche und schenkte nach. Die Meisterin sprach weiter.

»Mein Urgroßvater ging auf die Farm arbeiten, außerhalb von Djakarta, das nicht annähernd so viele Einwohner hatte wie jetzt. Er war verheiratet und hatte

Frau und zwei Kinder in seinem Heimatland gelassen, doch wie es zu der Zeit unter Weißen in einem fremden Land üblich war, nahm er sich eine einheimische Frau. Meine Urgroßmutter.«

Toni kehrte zurück, nahm wieder auf der Couch Platz und nippte an ihrem eigenen Kaffee.

»Nach einiger Zeit wurde mein Großvater geboren, als Erster von sechs Brüdern und zwei Schwestern. Als er elf Sommer zählte, segelte mein Urgroßvater wieder nach Holland, um als wohlhabender Mann zu Frau und Kindern zurückzukehren. Er ließ seine javanische Familie gut versorgt zurück, was unter den Weißen nicht immer üblich war. Er sah sie nie wieder und brach jeden Kontakt mit ihnen ab. Die Familie meiner Urgroßmutter nahm sie auf, und das Leben ging weiter.«

Toni nickte, um den Gesprächsfluss aufrechtzuerhalten. Guru hatte ihr viele Geschichten erzählt, aber nie eine so persönliche.

»Der Bruder meiner Urgroßmutter, Ba Pa - >der Weise< - nahm es auf sich, meinen Großvater, dessen niederländischer Name Willem war, zu einem Mann zu formen. Mein Großvater wurde stark und geschickt und ging schließlich als Soldat zur Eingeborenenarmee.« Sie nippte an ihrem Kaffee. Dann sagte sie: »Geh in mein Schlafzimmer und schau auf den Nachttisch. Da liegt etwas auf einem kleinen Seidenkissen. Bring es mir.«

Toni verschluckte sich beinahe an ihrem Kaffee. In all den Jahren, in denen sie bei der Meisterin trainiert hatte, war sie nie über die Schwelle des Schlafzimmers getreten. Sie hatte allerlei Fantasievorstellungen darüber angehäuft, wie es dort wohl aussah. Vielleicht hingen geschrumpfte Köpfe von der Decke, oder die Wände waren mit indonesischen Kunstwerken bedeckt.

Doch der Raum war nicht weiter eigenartig. Es hätte das x-beliebige Schlafzimmer einer beliebigen alten Frau sein können. Ein Bett stand darin, eine beschitzte

Truhe aus dunklem Teak oder Mahagoni, außerdem eine hohe, dunkle Garderobe, ebenfalls aus Holz, mit einem Spiegel, dem ein Teil des silbernen Hintergrunds fehlte. An einer Wand hing ein Bild von einem jungen Mädchen, das nackt in einem Teich unter einem Wasserfall stand. Der Raum roch nach Räucherstäbchen - Patschuli oder Moschus.

Auf dem Nachttisch lag ein rotes Kissen und auf dem Kissen ein Kris in einer Scheide aus Holz und Bronze.

Toni wusste, was das war. Sie hatte einiges über Indonesien gelesen, aus Neugier über das Land, dessen Kampfkunst sie erlernt hatte. Sie hatte zwar nie mit einem Kris trainiert, aber schon viele Messer in der Hand gehabt.

Sie hob die Waffe auf. Anhand der Scheide konnte sie nicht erkennen, welche Form die Klinge besaß, aber der typische javanische Kris war zwischen dreißig und fünfzig Zentimeter lang - diesen schätzte sie auf etwa vierzig Zentimeter - und hatte ein wellenförmiges Blatt, das aus Schichten von geschmiedetem, handgehämmertem Stahl bestand. Daher verfügte die Klinge wie die Schwerter aus Damaskus oder die Katana der Samurai über eine Maserung, ein Muster im geformten Metall.

Sie eilte ins Wohnzimmer zurück, um das Ende der Geschichte zu hören.

Die Meisterin reichte ihr im Austausch für die Waffe die Kaffeetasse, die Toni rasch auffüllte.

»Ba Pa hatte keine Söhne, nur Töchter. Als für meinen Großvater die Zeit kam, ein Mann zu werden und seinen Kris zu erhalten, erbte er diesen hier. Er war seit meines Großonkels Urgroßvaters Zeiten im Familienbesitz.«

Damit zog die alte Frau das Messer aus der Scheide und hielt es hoch.

Es war eine gewellte Klinge, ein stählernes Band mit

sechs oder sieben Kurven auf beiden Seiten, das aus einer breiten Basis unter einem leicht gewundenen und pistolenartigen, kurzen Griff in eine scharfe Spitze auslief. Das Metall war schwarz und hatte eine stumpfe, matte Farbe. Auf der einen Seite ragte eine kleine Öse aus Stahl unter dem Heft hervor, fast wie ein Ast. Auf der anderen Seite der Klinge befanden sich winzige, gezackte Spitzen, wie Zähne.

»In den Tagen, als die Geister auf Java noch mächtig waren, hatte dieser Kris viel *hantu* - Magie.« Sie winkte mit der Waffe. »Er hat dreizehn *luk dapor*, dreizehn Kurven, und das *pamor* heißt *udan-mas*, das bedeutet >Goldregen<. Hier, siehst du?« Sie deutete auf das Muster im Metall, das an kleine Regentropfen auf trockenem Grund erinnerte.

»Dieser Kris brachte seinem Träger angeblich Glück. Einige glauben, dass ein guter Kris einen Feind langsam töten kann, indem er seinen Schatten ersticht - oder sogar seine Fußstapfen. Wenn ein Feind in die Nähe kam, bewegte sich ein guter Kris scheppernd in der Scheide, um seinen Besitzer zu warnen. Der Anblick der nackten Klinge ließ einen hungrigen Tiger abdrehen. Dem Großvater meines Großonkels zufolge flog dieser Kris einmal wie ein *garuda* aus seiner Scheide und schnitt einem Dieb das Handgelenk ab, der in einer mondlosen Nacht ins Haus einbrechen wollte.« Sie lächelte. »Natürlich kann es sein, dass einige dieser Geschichten beim Erzählen ausgeschmückt wurden.«

Sie steckte die Waffe in die Scheide und hielt sie mit beiden Händen im Schoß. Ihr Kaffee wurde in der Zwischenzeit auf dem Deckchen des kleinen Tisches kalt, der neben ihrem Stuhl stand. »Mein Großvater gab diesen Kris meinem Vater, als er ein Mann wurde, und mein Vater gab ihn meinem einzigen Bruder, als der ein Mann wurde.« Sie sah ins Leere, in Erinnerungen versunken. »Mein Bruder starb im Krieg gegen die Japa-

ner, bevor er eine Familie gründen konnte. Viele unserer jungen Männer kamen in diesem Krieg ums Leben. Mein Vater hatte danach keine Söhne und Neffen mehr. Also kam der Kris in meinen Besitz.«

Sie saßen einen Augenblick still da.

»Ich schenkte meinem Mann drei Söhne und eine Tochter. Zwei meiner Söhne leben noch, und ich habe sechs Enkel und einen Groß'enkel, dazu zwei Enkelinnen. Meine Söhne sind alt, meine Enkel sind Lehrer und Anwälte und Geschäftsleute, meine Enkelinnen eine Lehrerin und eine Ärztin. Sie sind eine gute Familie, sie haben Erfolg, sind über das ganze Land verteilt und allesamt brave Amerikaner. Daran ist nichts auszusetzen.

Aber von meiner gesamten Familie hat niemand die Kampfkünste studiert. Nein, ich habe einen Enkel in Arizona, der Taekwondo betreibt, und einer meiner Söhne macht Tai Chi, um gelenkig zu bleiben, aber keiner von ihnen hat Silat gelernt. Du bist meine Schülerin, die meine Linie weiterführt, und daher gehört dieser Kris nun dir.«

Die alte Frau hielt Toni den Dolch auf den Handflächen entgegen.

Toni wusste, wie viel ihrer Meisterin diese Geste bedeutete, und es fiel ihr nicht im Traum ein, das Geschenk abzulehnen. Sie kniete vor der alten Frau nieder und nahm die Waffe in beide Hände. »Danke, Meisterin. Ich fühle mich geehrt.«

Die alte Frau lächelte und ließ Tabakflecken auf ihren Zähnen sehen. »Das sagst du mit Recht, mein Kind. Und ganz falsch kann mein Unterricht nicht gewesen sein, wenn du dich so zu bedanken weißt. Ich hätte mir keine bessere Schülerin wünschen können. Du solltest ihn auf diesem Seidenkissen neben deinem Bett liegen lassen, wenn du schlafst«, fügte sie hinzu und zeigte auf den Kris. »Einen amerikanischen Liebhaber könnte er allerdings in Unruhe versetzen.« Sie kicherte.

Toni sah auf das glatte Holz der Scheide hinunter. Warum gab sie ihn ihr jetzt? Auf einmal lief ein kalter Schauer über ihren Rücken. »Meisterin, du bist nicht... Ich meine, deine Gesundheit...?«

Die alte Frau lachte. »Nein, ich bin noch nicht bereit zu gehen. Aber du wirst sein *hantu* mehr brauchen als ich. Ich habe ein erfülltes Leben hinter mir, und du bist noch unverheiratet. Eine Frau in deinem Alter muss an solche Dinge denken. Das ist schließlich eine magische Klinge, *kah?*«

Toni lächelte. »Noch etwas Kaffee, Meisterin?«

»Nur eine halbe Tasse. Und erzähl mir etwas von diesem jungen Mann, der deinen Geist erst noch erkennen muss. Vielleicht fällt uns zusammen ein, womit man ihn wachrütteln kann.«

*Samstag, 25. Dezember, 6 Uhr 30  
Alexandria, Virginia*

Julio Fernandez war in der Frühmesse von St. Gerard in Alexandria. Er saß hinten in der kleinen Kirche und hörte Father Alvarez mit öder, monotoner Stimme vor sich hinbrummen, die nur gelegentlich von einem lauterem »O Herr« durchbrochen wurde, das die schlafige Gemeinde etwas aufrüttelte.

Fernandez war es gewöhnt, früh auf den Beinen zu sein, aber normalerweise war er in Bewegung, rannte auf der Bahn oder auf der Hindernisstrecke oder hielt seinen Kreislauf sonst irgendwie in Gang. Auf einer harten Holzbank in einem überheizten und stickigen Gebäude zu sitzen und dem alten Priester zuzuhören, der diese Predigt im Schlaf aufsagen konnte - und das wahrscheinlich auch tat -, war keine gute Art, wach zu bleiben.

Trotzdem, wenn er nicht in die Kirche gegangen wäre, hätte er womöglich in Betracht gezogen, seine Mutter anzulügen, und das wollte er eigentlich nicht. Er hatte Dienst und konnte nicht über Weihnachten zu seiner Verwandtschaft fliegen. Na ja, genau genommen stimmte das nicht. Er hätte wegen seines Dienstalters freibekommen können. Aber es gab andere Männer, die Familien vor Ort hatten und den Urlaub mehr brauchten als er, und daher hatte er sich freiwillig gemeldet - aber das musste er seiner Mutter ja nicht sagen. Er würde sie heute noch anrufen, das erwartete sie. Seine Tanten und Onkel und wenigstens die Hälfte seiner sechs Brüder und zwei Schwestern mit ihren Kindern würden

bei Mama in La Puente sein. Wahrscheinlich sorgten sie sich, weil der Wetterbericht die El-Nino-Stürme über Südkalifornien ankündigte. Es war nicht so, dass Mama allein in ihrem Haus herumrennen müsste. Aber sie wollte, dass sich die Kinder meldeten, die nicht kommen konnten, und sobald sie ihn fragte, wie es ihm ging, würde ihre erste Frage lauten: Warst du heute früh in der Kirche?

Mama hegte den Verdacht, dass ihr dritter Sohn eher ein laxer als ein guter Katholik war, und da lag sie auch richtig. Immerhin konnte er ihr sagen, dass er in der Frühmesse war. Er konnte ihr berichten, wie Father Alvarez aussah, der einmal Gemeindepriester in der Pfarrei gewesen war, wo Mama vor etwa vierzig Jahren zur Kirche ging. Alt, Mama, würde er sagen, der Mann ist bestimmt fünf- bis sechshundert Jahre alt. Ich habe nur darauf gewartet, dass jemand aus dem Kairoer Museum kommt, um ihn zu König Tuts Pyramide zurückzubringen, wo er hingehört.

Mama würde darüber lachen und sagen, er sei respektlos, aber sie würde sich freuen, dass er zumindest an Weihnachten zur Messe ging. Das war das Wenigste, was ein Sohn für seine Mutter tun konnte, oder? Einmal im Jahr?

Also würde er dafür ein paar Punkte bekommen - vorausgesetzt, er döste nicht auf der Kirchenbank ein, verschlief den ganzen Tag und rief gar nicht erst zu Hause an ...

*Samstag, 25. Dezember, 7 Uhr  
Boise, Idaho*

Alexander Michaels klingelte an der Tür des Hauses, das einmal ihm gehört hatte. Es war ein großes, zweistöckiges Holzhaus, das Anfang des 20. Jahrhunderts

erbaut worden war. Es befand sich auf einer kleinen Anhöhe und hatte eine hohe Terrasse vor dem Haus über den zehn breiten Stufen. Als das Haus erbaut wurde, stand es gerade außerhalb der damaligen Stadtgrenzen. Boise hatte das Viertel vor langer Zeit geschluckt, doch die Häuser an der Straße waren immer noch weitgehend wie vor hundert Jahren. Bis auf einen neuen Anstrich, der zu dem alten Hellblau passte, und ein paar reparierte Stufen und Leisten im Boden der Terrasse sah das Haus genau so aus, wie er es in Erinnerung hatte. Dieselbe Hollywoodschaukel, die er nach dem Kauf installiert hatte, hing an rostigen Ketten am Südende der Terrasse. Von da aus sah man einen Rhododendronbusch, der mit dem ersten warmen Wetter in einem harten Pink erblühte. Er hatte einige wunderbare Stunden in dieser quietschenden alten Schaukel verbracht, den Blick auf diesen Busch gerichtet und im Ohr das Spiel des Windes in den hohen Douglastkiefern, die den Hof beschatteten.

Er hörte die Schritte seiner Tochter und ihre Rufe, während sie zur Tür rannte. »Daddy ist da! Daddy ist da!«

Susie riss die Tür auf und sprang. Mit ihrem Geschenk unter dem Arm musste er sie mit einer Hand auffangen, aber sie half ihm, indem sie Arme und Beine um ihn schlängelte und ihn fest an sich drückte. Sie trug einen Schlafanzug aus rotem Flanell und buttergelbe Hausschuhe. »Daddy!«

»Hallo, Mäuschen. Wie geht's?«

»Toll! Toll! Komm rein, wir haben alle auf dich gewartet, um die Geschenke aufzumachen!«

Michaels trat ein. Langsam drangen Susies Worte in sein Bewusstsein.

Wir haben *alle* auf dich gewartet? Meinte sie sich, Megan und den Hund Scout?

Susie rutschte an ihm hinunter und rannte den Gang

entlang ins Wohnzimmer. Da war der kleine Scout ja, der Pudel, der sich für einen Wolf hielt. Er kam aus der Küche heraus und ums Eck geschlittert, versuchte vergeblich, sich auf dem Hartholzparkett festzukrallen, auf dem Weg, Michaels zu begrüßen. Er bellte einmal, sah, um wen es sich handelte, und wedelte so stark mit dem Schwanz, dass Michaels dachte, er würde ihm abfallen. Michaels ging in die Knie und legte die Geschenke auf den Boden, und Scout sprang in seine Arme.

Zwei von zwei habe ich auf meiner Seite, dachte er.

Während ihm der kleine Hund das Gesicht ableckte, trat Megan aus dem Gang ins Wohnzimmer.

Groß und langbeinig, das lange braune Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, war sie für ihn immer noch eine der schönsten Frauen, die er je gekannt hatte. Sie trug ein schwarzes T-Shirt und Blue-jeans über nackten Füßen. Sie sah nervös aus.

»Hallo, Alex.«

»Hallo, Megan.«

»Komm rein. Susie platzt beinahe.«

Er setzte den Hund ab, nahm die mitgebrachten Geschenke wieder in die Hand und folgte seiner Exfrau ins Wohnzimmer. *Na dann. Zwei von drei...*

Sie hatten einen ungefähr zwei Meter großen Baum aufgestellt, was in einem Haus mit so hohen Decken nicht schwer war. Der Baum glitzerte vor Lichtern, falschem Schnee, Verzierungen und Lametta. Im Holzofen war ein Feuer angezündet, das hell hinter dem dicken Glas brannte. Susie kniete unter dem Baum inmitten eines Haufens von Geschenkpäckchen und grinste.

Neben der alten blauen Plüschcouch stand ein Fremder, ein großer Mann mit Vollbart. Er trug Jeans, ein blaues Arbeitshemd und Cowboystiefel. Er sah aus wie dreißig, gut zehn Jahre jünger als Alex und mindestens fünf Jahre jünger als Megan.

Megan ging zu dem bärtigen Mann hinüber. Sie hak-

te sich bei ihm unter, lächelte ihn an, drehte sich dann wieder um zu Michaels und sagte: »Byron, das ist Alex Michaels, Susies Vater. Alex, das ist mein Freund Byron Baumgardner. Er unterrichtet an Susies Schule.«

Der große Mann grinste und ließ dabei hübsche weiße Zähne sehen. Er kam herüber, um Michaels die Hand zu geben. »Schön, Sie kennen zu lernen, Alex. Ich habe eine Menge von Ihnen gehört.«

Michaels spürte, wie sich sein Magen zu einem eisigen Knoten zusammenzog. Das war also Byron. Er rang sich ein Lächeln ab und streckte ihm die Hand entgegen. »Byron.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Michaels warf Megan einen Seitenblick zu. Sie hatte nervös gewirkt, und jetzt wusste er warum. Das war doch eine hübsche Weihnachtsüberraschung. Darf ich dir meinen neuen Freund vorstellen? Deinen Nachfolger.

»Kann ich jetzt meine Geschenke aufmachen?«, rief Susie.

»Klar, mein Schatz«, antwortete Megan.

Michaels lächelte Susie zu, während Byron zu Megan trat und den Arm um sie legte.

Michaels wurde übel. Er wünschte, der Boden würde sich auftun und ihn verschlucken. Er wollte irgendwo sein, an jedem Ort auf diesem Planeten, nur nicht hier.

*Samstag, 25. Dezember, 11 Uhr 00*

*Bethesda, Maryland*

Rücklings auf der Bank liegend, spannte Platt unter dem Gewicht seine Muskeln an, legte die Hände an die Querstange und atmete ein paar Mal tief durch. Die Stange mitgezählt, lagen 220 Kilogramm in der Halterung. Er nickte den Beobachtern auf beiden Seiten zu, die ihm Hilfestellung leisteten. »Fertig«, sagte er.

Die beiden Fitnessverrückten, zwei hart gesottene Steroidschlucker, die kräftiger waren als er, traten ein wenig näher und legten ihre Hände unter die Enden der Stange, ohne sie zu berühren. Nur für den Fall.

Platt nahm seine Kräfte zusammen, um das Gewicht aus der Halterung zu drücken. Er atmete tief ein, stieß es hoch und ließ einen Teil der Luft entweichen, während er auf der Bank zurechtrutschte und langsam die olympische Stange zur Brust senkte.

Die erste Wiederholung ging relativ einfach.

»Eins«, sagten die Fitnessverrückten unisono. Als ob er zu dumm zum Zählen wäre.

Die zweite Wiederholung fiel ihm ein bisschen schwerer, aber er schaffte es in die Halteposition.

»Zwei!«

Die dritte Wiederholung war hart. Er musste sie mit Gewalt durchziehen, seinen Rücken durchstrecken, um sie hochzubekommen.

»Drei!«

Er kannte seine Grenzen. »Ich bin durch, nehmt's mir ab«, sagte Platt.

Die Bodybuilder fingen die Enden auf und halfen ihm, die Hantel wieder in die Halterung zu legen. Platt atmete heftig aus und setzte sich auf.

Der Typ auf der linken Seite, der einen rasierten Schädel und ein Schweißband über den Augen hatte, sagte: »Lass mich mal.«

Platt nickte und tauschte Platz mit dem Glatzkopf. Während sich der auf der Bank niederließ, ließ Platt einen Blick durch das Studio gleiten.

Sie hatten sich nicht übel eingerichtet im neuen Gold's Gym. Eine Menge freie Gewichte, ein paar Kollbenmaschinen, einige Fahrräder, Rudgeräte, elliptische Laufbänder und Stepper. Sie hatten sogar eine von diesen neuen Maschinen mit Steckgewichten in einer Ecke stehen. Spiegel an allen Wänden. Obwohl Weih-

nachten war, standen über zwanzig Leute an den Eisen. Die meisten von ihnen Fitnessverrückte, ernsthafte Bodybuilder oder Gewichtheber, fast alle gedopt. Man verpasste kein Training wegen eines Feiertags. Auf die Weise käme man auf keinen grünen Zweig.

Platt erkannte Menschen, die Steroide nahmen. Sie hatten eine faltige Haut und hervortretende Venen, das Weiße in ihren Augen wurde gelblich, sie hatten gewöhnlich Haarausfall und Akne auf dem Rücken und den Schultern. In der Umkleide, wenn sie nackt aus der Dusche kamen, sah man bei einigen Ansätze von Busen und kleine Minihoden und -schwänze. Aber sie waren stark, wie der Glatzkopf auf der Bank. Er machte zehn Wiederholungen mit 220 Kilogramm und legte die Stange selbst ab. Dann setzte er sich auf und grinste.

»Okay, ich bin aufgewärmt, und du, Lou?«

Sie tauschten Plätze. Glatzkopf und Platt sahen zu, wie der andere Bodybuildingnarr die Gewichte stemmte. Er schaffte nur acht Wiederholungen, und Glatzkopf nannte ihn >Pussy<.

»Willst du noch eine Runde machen?«, fragte der Glatzkopf Platt.

»Nein. Ich muss noch Klimmzüge und Dips machen. Aber ich kann wiederkommen und Hilfestellung geben, wenn nötig.«

»In Ordnung. Bis dann, Kumpel.«

Platt trat an das Klimmzuggerät. Sie waren stark, die beiden Bodybuilder, stärker als er. Andererseits nahm er nichts, außer ein paar Vitaminen und Aminosäuren samt Zubehör, und musste sich keine Sorgen um seine Leber machen, oder dass er einen Gehirntumor bekam oder so was. Oder Steroidwut. Ausrasten und einen umbringen, der ihn im Straßenverkehr schnitt. Sich aus Spaß prügeln war eine Sache, die Kontrolle verlieren eine andere. Und diese Typen waren so stark, dass ihnen manchmal Muskeln und Sehnen direkt vom Kno-

chen wegrissen. Er hatte einmal mit angesehen, wie ein Bodybuilder 325 Kilogramm auf der Bank drückte und ihm dabei der Brustmuskel riss. Er schoss ihm die Brust hinauf wie ein Rollladen. Der Kerl sah einer größeren Operation entgegen und war für etliche Zeit außer Gefecht. Bescheuert. Das Ganze war Unsinn, wenn man nicht gesund genug war, um es genießen zu können.

Platts Sweatshirt war schon durchgeschwitzt, aber er schätzte, dass er noch ein paar Sätze Klimmzüge und Dips machen konnte, ohne Gewichte, abwechselnd, um seine Runde abzuschließen. Eine halbe Stunde Sauna und Dampfwasserbad, eine Dusche, und er war durch.

Er fragte sich, ob das Lokal drüben auf der Wisconsin Street heute geöffnet war. Ein paar Teller gegrillte Hühnchenspieße mit Reis in süß-saurer Soße würden ihm jetzt sicher schmecken. Er würde es herausfinden.

*Samstag, 25. Dezember, Mittag  
Sugar Loaf Mountain, Boulder, Colorado*

Das große, fauchende Feuer verbannte den Frost in die Winkel der Hütte. Der Raum duftete nach Zedernholz, Rauch und Kiefer. Wunderbar.

»Frohe Weihnachten«, sagte Joanna. Sie hob ihr Sektkglas und stieß es gegen Maudies.

»Ebenfalls«, erwiderte Maudie. Sie tranken.

»Mmm. Der schmeckt toll«, lobte Winthrop.

»Das sollte er auch. Achtzig Dollar kostet die Flasche.«

»Himmel, du hast so viel Geld für *Champagner* ausgegeben?«

»Ich nicht. Das war ein Geschenk von einem Verehrer. Ich glaube, er wollte ihn von meinem nackten Körper lecken.«

»Warum hast du ihn nicht gelassen?«

»Weil wir ins Kino gegangen sind und er eine abfällige Bemerkung über eine Schauspielerin gemacht hat, die ein wenig Übergewicht hat.«

»Ah. Witze über Dicke. Das ist das Ende.«

»Außer man ist selbst dick - dann ist es in Ordnung.« Maudie nippte wieder an ihrem Sektglas. »Ich werde ihm eine nette Dankeschön-Mail schicken.«

»Ich bin sicher, dass er sich darüber freut.«

Sie kicherten.

»Also, erzähl mir mehr über diesen Sergeant Soundso. Ist da was Ernsthaftes am Laufen?«

»Dafür ist es noch zu früh. Bisher haben wir uns nur über Computer unterhalten, von denen er keinen Schimmer hat. Aber er ist süß. Und er bewundert meinen Verstand.«

»Ach nein.«

»Na ja, oder es ist ein sehr, sehr cleverer Versuch, mich ins Bett zu kriegen.«

»Ha. Männer sind imstande, im Juli eine Wüste auf Händen und Knien zu durchqueren, und das über Glassplitter, wenn sie denken, dass sie auf der anderen Seite ein Schäferstündchen erwartet.«

»Stimmt. Aber bei dem hier habe ich ein gutes Gefühl. Wie viele Männer kennst du, die zugeben würden, dass sie nicht über alles Bescheid wissen?«

»Wie viele? Warte mal... hm, wenn man alle zusammenzählt, ungefähr ... annäherungsweise ... keinen.«

»Dann bin ich dir einen voraus.«

»Wow. Hast du ein Foto von ihm? Oder seine Com-Nummer?«

»O nein, meine Liebe, das lässt du bleiben. Du solltest keine Probleme haben, in Kalifornien einen zu finden.«

»Das sollte man annehmen, nicht wahr? Ich erwäge schon, eine Annonce in der regionalen alternativen Wochenzeitung zu platzieren: >Fette, hässliche, intelligente

Frau sucht Mann, der sie ihres Verstandes wegen lieben kann.< Wäre interessant zu sehen, wer antwortet.«

»Ich bin sicher, das würde funktionieren.« Joanna hob ihr Glas. »Cheers.«

»Cheers.«

Sie tranken und lachten noch ein wenig.

Es gab schlechtere Arten, Weihnachten zu verbringen.

*Samstag, 25. Dezember, 14 Uhr 15*

*Ambush Fiats, Arizona*

Jay Gridley hatte das Westernszenario langsam satt und erwog, es zu ändern. Doch während einer VR-Sitzung wechselte er das Genre ungern. Beim nächsten Mal würde er ein anderes Programm benutzen.

Im Augenblick befand er sich in dem Westernstädtchen Ambush Fiats und ging auf das Telegrafenamt zu. Ein Weihnachtskranz hing im Fenster.

»Morgen, Marshai«, grüßte der Schalterbeamte. Er trug den grünen Augenschirm eines Croupiers, ein gestärktes Hemd und eine dünne schwarze Krawatte. »Frohe Weihnachten. Ein Jammer, dass Sie an so einem Tag unterwegs sein müssen.«

»Und Sie arbeiten«, antwortete Jay. »Irgendwelche Nachrichten für Marshai Gridley?«

»Nein, Sir, ich glaube nicht.« Der Mann sah den Haufen gelben Papiers neben seinem Schlüssel durch. »Nein, ich sehe keine.«

»Hm. Sind irgendwelche Nachrichten, von denen ein Marshai erfahren sollte, durch ihre Hände gegangen?«

»Nein, Sir. Ich bin ein gesetzestreuer Bürger. Ich habe mit solchen Dingen nichts zu tun.«

Nicht, dass Jay ihm nicht geglaubt hätte - aber er hatte viel Lehrgeld bezahlt, um zu begreifen, dass die Wahrheit im Netz ein wertvolles und manchmal rares Gut war. Und er musste wissen, woran er in diesem Fall war.

Das konnte er auf verschiedene Weisen tun. Er konnte seine Kanone ziehen und den Telegrafisten anweisen,

sich auf den Bauch zu legen. Er konnte durchs Fenster zeigen und dem Mann, wenn er hinaussah, auf den Hinterkopf schlagen und ihn ausknocken. Oder er wandte einen Trick an. Das war seine Lieblingsmethode. »Na gut, danke für Ihre Mühe, mein Freund. Adios.«

Jay verließ das Telegrafenamt und schlich sich auf die Rückseite des Gebäudes. Ein Holzfass mit Müll stand neben der Tür. Er zog ein Streichholz aus der Hemdtasche, riss es an dem Metallring des Fasses an und warf das brennende Zündholz in den Müll. Ein Stück Papier flammte auf, und binnen weniger Sekunden flackerte ein schönes kleines Feuerchen in der Tonne. Jay sah sich um. Sein Blick fiel auf etwas Unkraut, das unter dem Gebäude hervorwuchs. Er riss eine Hand voll davon heraus und warf es ins Feuer. Dicker weißer Rauch schoss empor, als das Grün in Flammen aufging.

Jay ging um das Gebäude herum zur Vorderseite, fand ein schattiges Plätzchen unter einem Überhang und lehnte sich gegen einen Pfahl. Er musste nicht lange warten.

»Feuer!«, schrie jemand. Eine Glocke begann zu läuten, dann kamen Leute angelaufen.

Der Telegrafist rannte durch den Vordereingang des Amtes, weg von dem Rauch auf der Rückseite, und lief um das Gebäude, um zu sehen, was da los war.

Jay schlenderte hinein und fing an, den Haufen Telegramme durchzublättern. Nichts zu sehen.

Neben den offen daliegenden Telegrammen befand sich ein verschlossenes Schubfach. Er benützte sein Barlow-Klappmesser, um das einfache Schloss aufzuspringen zu lassen, so dass er Zugang zu den darin versteckten Dokumenten bekam.

Er grinste. Zugangskennungen eines verschlüsselten E-Mail-Verteilers zu knacken klang nicht halb so aufregend, wie als Marshai den Tisch eines Telegrafisten aufzubrechen. Es machte auch nicht so viel Spaß.

In der Schublade fand er eine Menge Schrott. Einige halbseidene Geldwechsel, verbotene Liebesbriefe, Pornozeug, was Leute eben so versteckten. Technisch gesehen war es nicht ganz legal, was er hier machte, aber er wollte es ja nicht vor Gericht benutzen, er suchte nur nach Informationen. Wenn er sich beeilte, war er weg, wenn der Telegrafist zurückkam, und niemand würde je erfahren, dass er in Privatsachen herumgeschnüffelt hatte. Doch es sah nach Zeitverschwendung aus.

Moment... Was war das?

Gebannt las Jay die Nachricht. Jemand hatte Details über die Routen von vier Plutoniumtransporten - auch in seinem Szenario wurde Plutonium nicht als Dynamit dargestellt - an eine Gruppe namens Sons of Patrick Henry geschickt. Jay kannte den Namen. Das war eine Miliz, die sich am Rande des Hochverrats bewegte und über eine Mitgliederliste verfügte, die Attila den Hunnenkönig wie einen leuchtend roten Kommunisten aussahen ließen.

Und die Lieferungen fanden heute statt! Verdammter Mist!

Jay umklammerte die Nachricht und rannte los.

*Samstag, 25. Dezember, 11 Uhr 00  
Boise, Idaho*

Angesichts des Lärms, der aus Susies neuem Spielzeug dröhnte, war es schwer, sich zu unterhalten. Nicht, dass Michaels sonderliche Lust verspürt hätte zu reden. Megan ließ durch die Art, wie sie fortwährend Byron anfasste, sich an ihn lehnte oder rieb keinen Zweifel daran, was sie ihrem Exmann mitteilen wollte. Zunächst war seine Eifersucht so stark gewesen, dass sein Herz schmerzte und ihm übel war. Nun wurde er allmählich sauer. Megan hatte einen grausamen Zug, der ihm im-

mer bewusst gewesen war. Er hatte sie dennoch geliebt, aber es war nicht schön, darunter leiden zu müssen. Sie hätte den bärtigen Burschen bitten können, daheim zu bleiben, damit Michaels seine Zeit mit seiner Tochter verbringen konnte. Doch sie wollte Susies Vater genau demonstrieren, was los war - er stand draußen und starre durch das geschlossene Fenster hinein.

Es war verabredet, dass er zum Mittagessen blieb. Doch wenn er nicht gewusst hätte, dass Susie enttäuscht gewesen wäre, hätte er sich längst ins Hotel zurückgezogen.

Als Megan nach dem Truthahn sah, den sie kochte, und Byron zusätzliches Holz für das Feuer holte, erinnerte sich Michaels an das kleine Geschenk, das Toni ihm gegeben hatte. Es war in seiner Manteltasche. Er ging hinüber zur Garderobe, fischte das kleine Geschenk heraus und öffnete es.

Als er sah, was es war, musste er lachen.

»Was ist so lustig, Dad?«, schrie Susie über den ohrenbetäubenden Lärm hinweg, den sie für Musik hielt.

Er steckte das Geschenk in seine Hemdtasche. »Nichts, Süße, ich musste nur gerade an etwas denken.«

Toni hatte ihm ein paar elektronische Ohrstöpsel geschenkt. Der Bedienungsanweisung zufolge ließen sie den Benutzer normale Geräusche hören, filterten jedoch alle Klänge mit hohen Dezibelzahlen, die das Gehör des Trägers beschädigen könnten. Toni war schon eine Nummer.

Sein Virgil piepste. Er hatte alle eingehenden Anrufe auf seine VoicE-Mail weiterleiten lassen. Die einzigen Anrufe, die ihn erreichen sollten, waren Mitteilungen mit Priorität eins, und wenn es das war, handelte es sich um schlechte Nachrichten. Er sah sich die Identifikation des Anrufers an. Jay Gridley.

»Was gibt's, Jay?«

»Chef, wir haben ein Problem. Jemand hat eben ver-

sucht, vier Plutoniumtransporte zu überfallen. Wir haben drei Versuche abgewehrt. Bei einem in Frankreich hat man eine Menge Tote gezählt, nachdem der Rauch sich verzogen hatte. Und bei einem in Arizona waren wir zu spät, sie sind damit abgehauen. Colonel Howard ist mit einer Eingreiftruppe unterwegs, und die Nationalgarde, die Staatspolizei und die örtlichen Cops rennen überall herum. Es ist etwa eine halbe Bombenmenge Plutonium weg.«

»Das ist schrecklich, aber warum ist das unser Problem? Sollten sich nicht die CIA um die auswärtigen und das FBI um die inländischen Transporte kümmern?«

»Nun, es ist unser Problem, weil die Information zu den Zeiten und Orten an die militanten Spinner, die die Überfälle verübt haben, von einer Werkstation der Net Force stammt. Direkt aus dem Hauptquartier.«

»Um Himmels willen!«

»Ja, Sir. Vielleicht möchten Sie nach Arizona fliegen oder hierher kommen oder so etwas.«

Michaels blickte auf und sah, dass Megan ihn stirnrunzelnd vom Gang aus musterte. »Ich rufe zurück.«

»Was?«, fragte Megan.

»Es ist etwas dazwischengekommen«, antwortete er. »Ich werde das Mittagessen auslassen müssen. Tut mir Leid.«

»Ist ja eine große Überraschung«, sagte sie. Ihre Stimme klang bitter. »Musst schon wieder ganz allein die gottverdammte Welt retten, oder?«

»Hör mal, Megan ...«

»Können die nicht einen Tag ohne dich auskommen? Es ist Weihnachten!«

Mit schlechtem Timing wählte Byron diesen Moment, um mit einer Arm voll zerstückeltem Eichenholz und Reisig für das Feuer hereinzukommen. »Was ist los?«

»Alex bleibt nicht zum Mittagessen«, erklärte Megan laut.

Susie kehrte aus ihrer musikbedingten Trance zurück. »Was? Du gehst schon? Du bist doch gerade erst gekommen!«

»Daddys Arbeit ist wichtiger als sein Besuch hier, Schatz«, sagte Megan. »Das weißt du doch. Er ist ein sehr wichtiger Mann.«

Michaels sah Megan wütend an. Dann wandte er sich an seine Tochter. »Es tut mir Leid, Baby, aber es ist ein Notfall.«

»Macht nichts. Ich verstehe schon.«

Aber sie verstand nicht, das sah er. Und Megan würde es auch nicht leichter machen. »Ich besuche euch wieder, so schnell es geht«, beteuerte Michaels.

»Wenn Ostern auf Pfingsten fällt«, entgegnete Megan.

Michaels biss die Zähne zusammen. »Draußen in der Eingangshalle«, sagte er zu Megan.

»Wie bitte?«

»Ich möchte dich bitte kurz in der Eingangshalle sprechen.«

Megan durchbohrte ihn mit ihren Blicken. Michaels ging zu seiner Tochter, um sie zum Abschied zu umarmen und ihr einen KUSS zu geben. »Lern mal, mit diesem Ding umgehen, und wenn ich wiederkomme, kannst du mir alle Lieder vorspielen, die du kennst.«

»Okay, Dad. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, Kleines. Pass auf deine Mutter auf.«

In der Eingangshalle stand Megan mit so eng verschränkten Armen, dass sie vor Spannung fast summte. Byron stand direkt hinter ihr.

»Du kommst den ganzen Weg hierher, gibst ein Geschenk ab und gehst wieder. Das ist toll, Alex. Du bist ein Supervater.« Ihr Sarkasmus war so ätzend, dass man damit Glas hätte schneiden können.

Und er tat weh, das wusste sie genau. Sie verstand es, die Lücken in seiner Rüstung zu finden. Und die Nadel, mit der sie ihn stach, war mit Gift benetzt, genau wie im letzten Jahr ihrer Ehe und während der Scheidung. Wenn sie sauer wurde, griff sie zu unfairen Mitteln. Mit angespannter Stimme erwiderete er: »Ich versuche, mein Bestes zu geben.«

»Dein Bestes ist Mist. Wenn du deine Tochter liebstest, würdest du es besser machen.«

»Das hast du mir schon tausendmal gesagt. MUSS toll sein, in allem perfekt zu sein. Wie hältst du es unter uns Normalsterblichen aus?«

»He, entspann dich«, mischte sich Byron ein. »Man braucht nicht gleich gemein zu werden.«

Michaels sah den großen bärtigen Mann an, als hätte er sich gerade in eine riesige Kröte verwandelt, die auf den Hinterbeinen stand. »Wie bitte? Sie kann mir sagen, dass ich ein lausiger Vater bin und meine Tochter nicht liebe, aber ich kann mich nicht zur Wehr setzen? Warum holst du nicht noch etwas Holz, Byron? Das ist ein persönliches Gespräch.«

»Alles, was du mir zu sagen hast, kannst du vor Byron sagen«, brauste Megan auf.

»Wirklich?« Michaels kochte jetzt. Er war nahe daran hochzugehen, und wenn das geschah, würde er etwas sagen, dass ihm nachher Leid tun würde. Er versuchte, so ruhig zu bleiben, wie er nur konnte.

»Hör zu, du willst mich hier nicht haben - du und Byron, ihr habt euch ja beinahe die Kleider vom Leib gerissen. Ich vermute, dass ein Teil davon für mich gedacht war. Gut, ich habe es kapiert.«

»Es spielt keine Rolle, welche Gefühle ich dir gegenüber habe, Alex. Es geht darum, wie sich deine Tochter fühlt.«

»Ich lasse mir das von dir nicht mehr um die Ohren hauen! Ich liebe meine Tochter, und sie weiß das. Wenn

du sie wirklich lieben würdest, dann würdest du sie nicht bei jeder Gelegenheit gegen mich aufbringen. Weißt du, manchmal bist du wirklich ein Miststück.«

Das brachte sie zum Schweigen. Es war das erste Mal, dass er so etwas zu ihr sagte, und ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen.

Byron dagegen reagierte. »Das war's, Kumpel«, sagte er. »Du verschwindest jetzt besser.« Er streckte die Arme aus und packte mit beiden Händen Michaels' Arm.

Doch das war ein Fehler.

Michaels reagierte, ohne nachzudenken. Er schwang seinen Ellenbogen zu Byrons Kopf hoch, eng am Körper entlang, als hielte er eine Murmel in der Armbeuge, genau wie Toni es ihm beigebracht hatte. Mit einem lauten Krach traf Knochen auf Knochen, und Byron fiel, als wären ihm seine Beine abhanden gekommen.

Verdammter Mistkerl. Es funktionierte!

Megan ging in die Knie und griff nach dem gestürzten Mann. »Byron! Byron! Bist du okay?«

Susies Musik dröhnte aus ihrem Zimmer, wo sie glücklicherweise nichts mitbekommen hatte.

Byron blinzelte und versuchte, sich aufzusetzen. »Was ist passiert? Bin ich ausgerutscht oder was? Warum liege ich am Boden?«

Er würde es überleben, er war nur halb betäubt.

Megan sah zu Michaels auf und rief: »Wir werden heiraten! Und Byron möchte Susie adoptieren!« Ihre Stimme troff geradezu vor Gift.

Michaels spürte, wie seine Seele gefror, dann in sich zusammenschrumpfte. Da war es, so unmissverständlich, wie es nur sein konnte. Er hatte diese Frau geliebt, und sie tat, was sie konnte, um ihn zu verletzen. Wie hatte er so blind sein können?

Als er wieder zu Atem kam, sagte er kalt: »Herzlichen Glückwunsch. Ich schicke euch einen Toaster. Aber

er wird Susie nur über meine Leiche adoptieren. Ich werde jeden Penny, den ich habe, und jeden Penny, den ich mir leihen kann, für Privatdetektive und Rechtsanwälte aufwenden. Und wenn Byron eine Nacht unter diesem Dach verbringt, bevor ihr heiratet, wirst du dich in einer Schlacht ums Sorgerecht wieder finden, die du nicht für möglich hältst. Du willst Krieg? Du kannst ihn haben.«

Damit drehte er sich um und stapfte hinaus.

In der kalten Luft sammelten sich drohende Schneewolken. Perfekt. Einfach perfekt.

*Na gut. Du wolltest einen Vorwand zum Gehen, nicht wahr? Pass das nächste Mal besser auf, was du dir wiünschst, Alex. Es könnte in Erfüllung gehen.*

Verdamm! Er konnte nicht glauben, was er gerade getan hatte. Wie er die Kontrolle über sich verloren hatte.

Verdamm!

Verglichen mit dem Zorn, in den er sich hineingesteigert hatte, waren Terroristen, die nukleares Material stahlen, nicht weiter schlimm.

*Samstag, 25. Dezember, 16 Uhr 45*

*Tonopah, Arizona*

Michaels saß mittlerweile im zweiten Helikopter und war auf dem Weg zum Schauplatz des Überfalls auf der Interstate 10, ungefähr vierzig Meilen westlich von Phoenix. Ein kleiner Militärjet hatte auf ihn gewartet, als der erste Hubschrauber ihn auf dem Flughafen von Boise absetzte. Es war ein direkter und schneller Flug gewesen.

Der Himmel von Arizona war klar und sonnig, und er sah, wie der Pilot erklärt hatte, die Bighorn Mountains vor sich.

John Howard war mit seinem Einsatzteam in einer der von der Net Force gemieteten Boeing 747 hinausgeflogen und richtete an einer Raststätte kurz vor Tonopah, Arizona, einen Befehlsstand ein.

Der Pilot brachte seinen Vogel unweit von zwei Helikoptern hinunter, die bereits am Boden standen. Sie sahen wie große Hueys aus. Zusätzlich zu den Hubschraubern herrschte auf dem Boden eine Betriebsamkeit wie in einem Bienennest - Autos, Lkws, Soldaten, Scheinwerfer.

Unter praktischen Gesichtspunkten wäre es sinnvoller gewesen, wenn Michaels zurück zum Hauptquartier geflogen wäre. Hatte man es in einer Organisation wie der Net Force einmal zum Commander gebracht, war man eigentlich ein Schreibtischhengst. Man wurde für seine Managerqualitäten bezahlt, nicht dafür, dass man auf Einsätze ging. Doch der Gedanke, vor einer Computeranlage in seinem Büro herumzusitzen und an den

Com-Geräten auf eine Nachricht zu warten, was da ab lief, gefiel Alex nicht. Nach dem Vorfall in Boise musste er draußen sein und etwas tun.

Staub und Sand wirbelten auf, als der Helikopter aufsetzte. Er bemerkte John Howard, der Felduniform trug und seine Mütze fest hielt, als ihn der Luftstoß traf.

Michaels stieg aus dem Flugzeug und ging zu Howard hinüber.

»Commander.«

»Colonel. Wie läuft es?«

»Da entlang, Sir.«

Howard führte ihn auf etwas zu, das aussah wie eine Texaco-Tankstelle. Neben einem Dutzend großer Transportlaster, die offensichtlich aus der Gegend stammten, standen einige kleinere Autos und Lkws der Net Force. Sie waren mit der Cargoversion der 747 gekommen, die die Eingreiftruppe benutzte. Eine Reihe großer Iglu-Zelte war hinter dem Hauptgebäude der Raststätte aufgebaut. Dicke Stromleitungen schlängelten sich von sechs brummenden benzinbetriebenen Generatoren, die dahinter standen, zu den Zelten.

Ein eisiger Wind blies über das dürre Land, doch in der beweglichen taktischen Einheit - einem fiberglasgerahmten Zelt von der Größe eines kleinen Hauses - war warme Luft. Ein Dutzend Techniker arbeiteten an verschiedenen elektronischen Geräten, hauptsächlich Computern und Kommunikationsausrüstung. Andere Soldaten der Kampfeinheit überprüften ihre Waffen oder setzten Feldausrüstung zusammen. Julio Fernandez sah auf, erblickte Michaels und grüßte.

Howard blieb vor einem großen Flachbildschirm auf einem Aufbau stehen. Er nahm eine Fernbedienung in die Hand und drückte auf einen Knopf. Eine drehbare Weltkarte erschien auf dem Bildschirm.

»Folgendes ist passiert, so weit wir sagen können«, erklärte er. »Jemand hat die Streckeninformationen für

vier Ladungen Plutonium, die heute transportiert wurden, an eine paramilitärische Gruppe geschickt, die sich Sons of Patrick Henry nennt. Hier sind die Schauplätze.«

Rote Punkte pulsierten auf der Karte. Frankreich, Deutschland, Florida und Arizona.

»Wir bekamen die Meldung von Gridley aus dem Hauptquartier ungefähr zu dem Zeitpunkt herein, als die Angriffe begannen. Alle vier starteten zeitgleich. Wir informierten die Convoys unverzüglich. Die in Deutschland und Florida wichen auf alternative Routen aus und trafen auf keinerlei Probleme.

Der Angriff in Frankreich lief bereits, wie auch der hiesige. Wir warnten die französischen Behörden, und sie kamen rechtzeitig an, um den Überfall zu stoppen. Acht der Angreifer kamen ums Leben, vier wurden schwer verletzt, mehrere scheinen entkommen zu sein. Der Fahrer des französischen Lkws sowie vier Wachen wurden getötet, drei weitere verwundet. Einige Zivilisten gerieten ins Kreuzfeuer, alles Einheimische.

Unser Anruf beim hiesigen Armeetransport kam zu spät. Als die Nationalgarde und die Jungs und Mädels von der Staatspolizei eintrafen, war alles vorbei. Die Armee verlor zwei Fahrer, acht weitere Männer und zwei Frauen. Es scheint, dass die am Boden liegenden verwundeten Soldaten mit Gewehr- oder PistolenSchüssen in den Kopf exekutiert wurden. Die Terroristen nahmen ihre Toten oder Verwundeten mit, aber es waren genug Blutspuren auf der Straße und in der Umgebung zu finden, um zu schließen, dass unsere Leute wenigstens ein paar von denen erwischt haben.

Sie ließen einige Panzerabwehrminen zurück, um die Verfolgung zu erschweren. Die State Patrol verlor zwei Streifenwagen und drei Beamte. Es gingen auch fünf Zivilfahrzeuge hoch. Sechs Zivilisten sind tot, drei weitere liegen im Krankenhaus und kommen wohl nicht

durch. Was den staatlichen und örtlichen Behörden an Leuten zur Verfügung steht, ist auf der Straße und in der Luft und hält nach den Terroristen Ausschau.«

»Um Himmels willen.«

»Ja, Sir. Die Lieferung war unterwegs von Fort Davy Crockett, Texas, nach Long Beach in Kalifornien, von wo sie auf dem Seeweg an einen Ort gebracht werden sollte, den die Armee uns nicht nennen möchte. Sieben Pfund waffentaugliches Plutonium.«

»Wo stehen wir?«

»Wir wissen, wer's war. Wir wissen, wo sie sich aufhalten.«

»Haben Sie das den örtlichen Behörden mitgeteilt?«

»Nein, Sir. Wir haben sie auf andere Spuren angesetzt. Auf diese Weise sind sie beschäftigt. Und wenn sie zu nahe ans Ziel herankommen, werden sie abgezogen.« Er machte sich an der Fernbedienung zu schaffen. Das Bild auf dem Monitor wechselte zu einer Luftaufnahme von einer Ansammlung kleiner Gebäude, die von einem Zaun umgeben war. Die Aufnahme zoomte sich ein. Sie zeigte jede Vergrößerungsstufe in einem eigenen Fenster, bis so winzige Details wie Autos und selbst eine Menschengruppe sichtbar wurden.

»Das ist das nächstgelegene Schlupfloch der Sons. Es liegt genau nördlich des Gila-Bend-Indianerreservats, nicht weit von hier. Diese Leute besitzen offenbar Grundstücke im ganzen Land und haben Ableger auf der ganzen Welt. Wir haben den Platz von einem KI-Albatros-Spionagesatelliten aufzeichnen lassen und darum gebeten, dass das Militär einen weiteren auf dieselbe Umlaufbahn bringt. Es hat zugestimmt.«

»Wie gut ist die Satellitenüberwachung?«

»Nicht optimal. Jeder Vogel, der geostationär auf Umlaufbahn ist, muss mindestens sechsunddreißigtausend Kilometer hoch fliegen. Infrarot- oder optische Auflösung auf Bodennähe ist bei der Höhe heikel, be-

sonders in der Wüstenhitze. Also müssen Spionagesatelliten, die herumlaufende Menschen erkennen sollen, wesentlich niedriger fliegen. Das heißt, dass sie über jeden beliebigen Punkt wegfliegen, also nicht stehen bleiben und zusehen können. Wir werden sie wahrnehmen, aber es wird ein kurzer Blick sein. Der wird dann durch Computerberechnungen ergänzt.«

»Sie denken, dass die das Plutonium dorthin gebracht haben?«

Eine gelbe Box leuchtete auf und markierte eines der Gebäude. »In die Außenschale des radioaktiven Transportbehälters ist ein Sender eingebaut. Das NRC und die NSA lassen dieses Zeug nicht per FedEx verschieben. Dort haben sie es hingebracht, Sir. Das GPS gibt seine Position genau in der Südwestecke dieses Gebäudes an. Da es sich um Armeeausrustung handelt, gibt es keine künstlich herbeigeführte Ungenauigkeit in der Positionsangabe via Satellit. Deshalb können wir mit der GPS-Einheit auf plus/minus eineinhalb Meter genau peilen. Es ist da drin. Ich glaube kaum, dass sie es zum Spielen herausgenommen haben.«

»Wo ist die Armee?«

»Die Teams werden dreißig Meilen südlich des Verstecks zusammengezogen, auf dem alten Air-Force-Übungsplatz Luke. Bisher haben sie sich zurückgehalten, aber der Militärgeheimdienst hat einen Höllenstreit mit dem FBI, wer wen abknallen darf. Also warten alle darauf, dass sich die Wogen in D.C. geglättet haben, bevor sich jemand bewegt.«

Michaels winkte ab. Hier draußen gab es kein Mittel gegen Vorgesetzte, die sich produzieren mussten. Es würde sich früh genug jemand ausdenken, was zu tun war. Dann würden sie sehen, wer auf die Bühne durfte.

»Was sind unsere Optionen? Die taktischen Erwägungen, wenn wir den Zuschlag bekommen?«

Howard grinste kurz; die Zähne schimmerten als

Kontrast zu seiner schokoladenfarbenen Haut. »Schnell und schmutzig. Wir können die Air Force verständigen, und die lassen einen schlauen großen Stein fallen, der die Sons plattmacht, bevor sie ihn auch nur kommen sehen. Die Army hat ein paar solche Dinger und würde sie auch gerne einsetzen. Unmittelbares Problem erledigt. Das könnte natürlich Plutoniumstaub über das ganze Umland verteilen, was womöglich die einheimische Bevölkerung in Aufruhr versetzt. Die Abendnachrichten hätten einen Freudentag, wenn sie das herausfänden, und das würden sie wahrscheinlich auch, wenn die Ziegen in der Gegend anfangen, Leuchtmilch zu geben.

Wenn die Sons nicht schon eine zweite Portion von dem Zeug bereithalten, werden sie keine Atombombe bauen. Selbst *wenn* sie die kritische Masse zusammenhaben, können sie ja nicht einfach den Behälter öffnen und das Zeug wie eine Taschenlampenbatterie in die Bombe stecken. Das bedarf einiger Feinarbeit, und was auch geschieht, so viel Zeit werden sie nicht haben.«

»Sehen Sie keine Möglichkeit zu verhandeln?«

»Nein, Sir. Hier geht es um Hochverrat, mehrfachen Mord und ein Dutzend anderer schwerer Straftaten auf Gemeinde-, Staats- und Bundesebene. Wenn sie sich stellen, ist es vorbei mit ihnen, und das wissen sie. Ihr Motto lautet: >Gebt uns die Freiheit oder den Tod.< Sie werden sich nicht stellen, und wir können nicht so lange herumstöbern, dass sie auf Ideen kommen, was sich mit dem Schwermetall anfangen lässt, das sie sich da ausgeborgt haben.«

»Das leuchtet ein.«

»Es ist denkbar, dass sie den Behälter mit herkömmlichem Sprengstoff präpariert haben, so dass wir, wenn sie sich jemand schnappt, dasselbe Szenario hätten wie bei einem Luftangriff. Unser Psychologe hält das nicht für wahrscheinlich. Sie sind paranoid genug dazu, aber

das Zeug ist der große Preis, und sie werden ihn nicht so schnell verlieren wollen. Sagt er jedenfalls.

Unsere erste Besprechung mit den örtlichen Behörden hat ergeben, dass der Überfall nicht sehr gut vorbereitet war. Sie haben bis gestern niemanden gesehen, der sich hier herumgetrieben hätte. Diese Initiative scheint nicht auf einem gut und von langer Hand vorbereiteten Plan beruht zu haben. Das passt zu Gridleys Feststellung, dass die Übertragung der Informationen vor weniger als anderthalb Tagen stattfand. Sie haben die Operation in größter Eile aufgezogen und hatten Glück, mit einem von vier Versuchen durchzukommen.«

»Und Sie glauben nicht, dass sie den Behälter vermint haben.«

»Nein, Sir. Das hier sieht nach einer Spontanparty aus. Sie mussten schnell verschwinden und hatten keine Zeit, groß darüber nachzudenken. Ich sehe bisher einen nächtlichen Angriff vom Boden aus als unsere beste Option. Da diese Typen Waffennarren sind, haben sie wahrscheinlich Nachtsichtgeräte und Bewegungsdetektoren, aber wir kommen nahe genug heran, um die Apparate auszuschalten und über ihnen zu sein, bevor sie kapieren, was läuft. PEE für die Nachtsichtgeräte und elektronische Störgeneratoren für die Bewegungsdetektoren.«

»PEE?«

»Das ist etwas Neues, Sir. Photosensitive Epilepsy Emitters. Lichtblitze, die die Gehirnströme beeinflussen. Sie bedingen bei vielen Menschen Schwindelanfälle oder Übelkeit, wenn sie sie sehen. Bei Nacht sind sie hell genug, um jemanden erblinden zu lassen, der ein restlichtverstärkendes Nachtsichtgerät benutzt. Also werden die Nachtwachen entweder Anfälle haben, kotzen oder gegen die Möbel rennen.

Die elektronischen Störgeneratoren oder Jammer

blockieren die Übertragung von drahtlosen Sensoren. Wenn sie keine verkabelten Sensoren haben, werden sie nicht wissen, woher wir kommen, bis es zu spät ist. Und selbst bei Verkabelung ist es nicht dasselbe, uns kommen zu sehen und etwas dagegen zu unternehmen. Meine Truppe wird SIPE-Anzüge tragen. Die AK-47er aus dem Ausverkauf, die M16s und die übrigen Handfeuerwaffen der Sons werden nicht durch die Panzerung dringen.«

»Was, wenn sie über schwereres Geschütz verfügen? Raketen, panzerbrechende Munition, solche Sachen?«

»Wir haben ein halbes Dutzend Fallschirmjäger, die mit Nachtsichtgeräten gut genug springen, um bei Nacht auf einem tellergroßen Punkt zu landen. Ich kann sie reinschicken, um den Zaun zu unterminieren, bevor wir kommen. Ich habe Green Berets, Black Berets, SEALS - die allerbesten sind in diesem Team. Diese Clowns können schießen, womit sie wollen, sie werden nicht wissen, wie ihnen geschieht.«

Michaels nickte. »Falls wir den Einsatzbefehl bekommen: Wann wären Sie bereit?«

»Wir sind in diesem Moment einsatzbereit. Die optimale Uhrzeit ist null-zwei-dreißig. Die meisten Terroristen werden schlafen. Ich habe ein Dutzend Computerszenarien durchgespielt, und wir haben im Durchschnitt eine Erfolgswahrscheinlichkeit von etwa 87 Prozent. Der realistische Bereich für die Einschätzung liegt zwischen 75 und 94 Prozent.«

»Wollen Sie die Mission, Colonel?«

Wieder das Lächeln, dieses Mal breiter. »Ja, Sir. Darauf können Sie wetten.«

»Ich rufe den Direktor an und informiere mich, wie's aussieht.«

Howard sah Michaels in einen ruhigeren Teil des Zeltes gehen, um per Virgil den FBI-Direktor anzurufen. Der

Colonel warf einen Blick in die Runde zu seinen Männern und Frauen. Er war zuversichtlich, dass sie die Aufgabe erledigen konnten. Alle waren Freiwillige, keiner musste hier sein. Er würde sie in die Hölle führen, um dem Teufel auf der Nase herumzutanzen, weil er sicher war, dass sie ihm folgen würden, ohne mit der Wimper zu zucken.

Wollte er diesen Auftrag? Zum Henker, ihm fiel nichts ein, was er sich im Moment sehnlicher hätte wünschen können. Er konnte zu Hause auf der Couch sitzen, Weihnachtsmahlzeiten verdauen und sich anhören, wie seine Schwiegermutter über ihn herzog. Ein Nest von Terroristen zu stürmen, die eben eine Ladung radioaktiven Bombenmaterials geklaut hatten, war damit verglichen eine einfache Aufgabe ...

»Sir, wir haben den zweiten Vogel online. Er trifft gerade beim Zielobjekt ein«, meldete Fernandez.

»Gut, Sergeant. Bringen Sie's auf den Holoprojektor, damit wir eine 3D-Sicht bekommen.«

»Zu Befehl«, antwortete Fernandez. »He, Jeter! 3D!«

Howard ging zu einem faltbaren Projektionstisch aus Aluminium, auf den der Holoprojektor eingestellt worden war. Nach ein paar Sekunden erschien das Bild. Es begann schwarzweiß, dann versah der Computer es mit falschen Farben, so dass es fast wie ein Modell aussah.

»Geben Sie es mir von einer Höhe von dreihundert Metern und einem Kilometer Entfernung«, wies Howard den Techniker an.

»Ja, Sir«, erwiederte Jeter.

Das Bild veränderte die Perspektive. Die Einzelheiten vervollständigte der Computer auf der Grundlage von gespeicherten Bildern, doch es war wahrscheinlich eine relativ exakte Repräsentation des Ortes. Ein zweistöckiges Ranchhaus stand in der Mitte des Geländes, das von einem vermutlich drei Meter hohen Drahtzaun umgeben war. Darüber hinaus gab es ein Gebäude, das

wie eine Holzscheune aussah, einen Schuppen, der nur aus einem Dach und einigen senkrechten Stützen bestand, und eine kleinere Lagerhalle hinter dem Haus. Vier Lkws, zwei Autos und ein einmotoriger Hochdecker waren vor dem Haupthaus abgestellt. Am Tor standen zwei Wachposten. Entweder die Auflösung des Spionagesatelliten oder der Computer hatte beschlossen, dass es sich um zwei kurzhaarige Männer mit Baseballkappen handelte, die Gewehre oder Karabiner umgehängt hatten und weitere Schusswaffen in Halfttern trugen. Ein dritter Wachposten mit einem großen Hund patrouillierte am hinteren Zaun entlang. Eine vierte Figur, eine Frau in einem Kleid, stand vor etwas, das wohl Hühner waren, und warf ihnen Futter zu. Die Optik war nicht gut genug und die Entfernung zu groß, um aus dem Weltraum Hühner fressen zu sehen, aber sie war immerhin so gut, dass man bei der Frau auf langes schwarzes Haar und eine reine Haut schließen konnte. Erstaunlich.

»Haben wir eine Vorstellung davon, wie viele da drin sind, Julio?«

Fernandez kam herüber und schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. Die höchste Zahl, die wir gleichzeitig gesehen haben, war ein halbes Dutzend - vier Männer und zwei Frauen. Gott sei Dank keine Kinder. Es könnten fünfzehn oder zwanzig Leute drin sein, der Anzahl von Fahrzeugen nach. Infrarot funktioniert durch Dächer hindurch nicht sehr gut. Ich schätze, die wissen nicht, dass wir wissen, wo sie sind.« Er sah auf die Uhr.

»Haben Sie einen Termin, Sergeant?«

»Ich sollte nach der Kirche meine Mutter anrufen. Bin nicht dazu gekommen.«

»Rufen Sie sie auf einer der Standleitungen an, Julio. Ich will nicht den Zorn Ihrer Mutter auf mich ziehen, weil ich Sie an Weihnachten zum Arbeiten zwinge.«

Fernandez grinste. »Sir. Danke schön.«

Howard sah seinem besten Soldaten - und seinem wahrscheinlich besten Freund - zu, wie er zu den Telefonen ging.

Inzwischen kam Michaels zurück und machte den Virgil wieder an seinem Gürtel fest, neben dem Taser.

Howard zog die Brauen hoch.

»Sie gehören uns, Colonel.«

Howard grinste so richtig breit.

Michaels schüttelte den Kopf und seufzte. »Ich hatte heute schon einmal Gelegenheit, mich an das alte Sprichwort zu erinnern: >Sei vorsichtig mit deinen Wünschen, sie könnten in Erfüllung gehen.< Colonel. Sie haben eben bekommen, was Sie wollten. Frohe Weihnachten. Ich hoffe, es explodiert uns nicht in den Händen.«

*Samstag, 25. Dezember, 21 Uhr  
Bladensburg, Maryland*

Hughes kam in das sichere Haus und stellte fest, dass Platt nicht da war. In dem Augenblick piepste sein Virgil. Er sah auf die ID-Nummer. Senator White. Der Schreck fuhr ihm in die Glieder, obwohl er wusste, dass White nicht ahnte, wo er sich befand und was er hier tat.

»Hallo, Bob. Frohe Weihnachten.«

»Tom. Was bekomme ich da zu hören? Dass irgendwelches Nuklearmaterial gestohlen wurde?«

»Nichts, was uns direkt betrifft. Na ja, ausgenommen, dass es sich angeblich um ein weiteres Leck im Netz handelt.«

»Allmächtiger.«

»Es kommt noch schlimmer. Meiner Quelle zufolge ist das Leck im Hauptquartier der Net Force, mitten im Herzen des FBI-Geländes.«

»Ich werde mir Michaels' Kopf auf einem Tablett servieren lassen, wenn das stimmt! Und Walt Carvers Hintern zum Nachtisch!«

Ein Bild für die Götter.

»Das hat noch bis nach den Ferien Zeit, Bob. Die Terroristen sind auf die Nase gefallen, lediglich einer der Angriffe war teilweise erfolgreich. Soweit ich höre, wird die Angelegenheit soeben von unserem Militär und anderen Bundesorganisationen in Ordnung gebracht. Es ist kein großer Schaden eingetreten. Genießen Sie die Feiertage. Wir können das klären, wenn Sie wieder in der Stadt sind, bevor die neue Sitzungsperiode anfängt.

Ich behalte hier alles im Auge. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Also gut. Wenn Sie meinen.«

In diesem Moment stolzierte Platt herein. Er führte eine Hand zur Stirn, zu den Lippen und an sein Herz, malte ein paar Kreise und streckte sie dann Hughes in einem verballhornten arabischen Gruß entgegen.

Hughes winkte ihm, sich still zu verhalten. »Richten Sie June, den Mädchen und Ihren Enkeln herzliche Grüße aus«, sagte er zu White.

»Mache ich. Frohe Weihnachten, Tom.«

Nachdem Hughes sein Virgil deaktiviert hatte, brach Platt in Gelächter aus. »Unser Spielchen hat also Ihren Boss aufgescreckt, was?«

»Machen Sie sich über ihn keine Gedanken. Das habe ich unter Kontrolle.«

Platt ging zum Kühlschrank, öffnete ihn und nahm eine Plastikflasche Apfelsaft heraus. Er machte die Flasche auf und trank die Hälfte von dem Saft in drei langen Zügen. »Ist aber wirklich 'ne Verschwendung. Den Sons von Soundso alle Infos über die Lieferung zu stecken und sie dann beim FBI zu verpfeifen.«

»Ich war nahe dran, diesen Knallköpfen das Material für eine Atombombe zur Verfügung zu stellen. Wenn sie das Ding zusammengebaut hätten - vorausgesetzt, sie können das -, welche Stadt wäre dann wohl ihr Ziel gewesen?«

»Könnte keiner besseren Stadt passieren«, gab Platt zurück. »Lauter hochnäsige Arschlöcher, die sich für was Besseres halten als der Rest des Landes.« Er rülpste und nahm noch einen Zug von dem Saft. »Ah, das Zeug ist gut.«

Hughes schüttelte den Kopf. Platt war definitiv eine Zeitbombe. Früher oder später würde er wie ein Schuss nach hinten losgehen, oder er würde sich selbst und alles um ihn herum in die Luft jagen. »Sie könnten sich

etwas Sinn für Geschichte aneignen«, sagte Hughes. »Washington ist die Hauptstadt unseres Landes. Ich will sie nicht zerstören.«

»Es geht nur ums Geld, was?«

»Nein, es geht auch um Macht. Aber das bedeutet nicht, dass ich mich wie ein mörderischer Irrer anstellen muss, um zu bekommen, was ich will.«

»Was ist mit den Typen, die das Uran bewacht haben? Haben Sie nicht das Gefühl, dass die Ihretwegen tot sind? Das waren Ihre Knallköpfe, die sie umgelegt haben.«

»Ich habe nicht auf den Abzug gedrückt. Ich habe auch niemanden dazu angewiesen. Wenn ich Ihnen ein Brotmesser gebe und Sie statt Brot zu schneiden jemandem damit die Kehle durchtrennen, ist das Ihre Schuld und nicht meine.«

»Außer Sie wussten schon vorher, dass ich das Messer nicht zum Brotschneiden verwenden würde. Und es war ja auch nicht gerade ein Brotmesser, oder? Eher ein Henkersbeil.«

»Ich habe die Sons nicht gefragt, und sie haben nichts gesagt.«

»Na klar. Die Information, die wir an sie verfüttert haben, diente nur zu Studienzwecken.«

»Nein. Sie war dazu da, die Dinge in die Richtung zu bewegen, in die ich sie haben wollte.« Hughes dachte nicht wirklich, dass er es Platt würde erklären können, doch in dem Augenblick verspürte er einen Drang, es zu versuchen. »Wissen Sie, wie die Japaner früher ihre Samurai-Schwerter hergestellt haben?«

»Ich habe ein feststehendes Messer mit einer Damszenerklinge«, antwortete Platt. »Die werden so ähnlich gemacht. Die Japaner falten den Stahl in Schichten immer wieder und hämmern ihn aus, dann härten sie die Schneide mit höherer Temperatur als die Klinge.«

»Richtig. Aber wissen Sie, wie ein Schmiedemeister anfing? Wie er konkret das Feuer für seine Schmiede anzündete?«

»Was weiß ich, mit 'nem Zippo?

Hughes überhörte den Kommentar. »Der Schmied hämmerte so lange auf eine Eisenstange ein, bis sie rot glühend wurde. Dann legte er das Eisen auf ein Bett von Zypressenschlösslingen, die er in Schwefel getränkt hatte.«

»Ohne Scheiß? Das muss eine Weile gedauert haben, Eisen nur mit Hammerschlägen heißzumachen.«

»Genau. Man schmiedet nicht die besten Schwerter, die die Welt gesehen hat, so wie man um die Ecke geht und mal schnell einen Whopper und Fritten bestellt. Dazu bedarf es Geschicklichkeit, Präzision, Geduld. Und das brauchen wir auch. Unser Ziel ist nicht, Dinge hochgehen zu lassen. Vergessen wir das nicht.«

»Hab' schon verstanden.«

»Gut. Es wird Zeit, dass sich die subversive Gruppe, die für all diese Probleme verantwortlich ist, zeigt und dazu bekannt. Geben wir das Manifest raus.«

Platt grinste. »Verdammtd, darauf habe ich gewartet.«

»Schmücken Sie's nicht aus, Platt. Genau wie ich es verfasst habe.«

»Na klar, Sportsfreund. Es ist schon fies genug, ohne dass ich mich einmische. Die Schlitzäugen und die Nigger werden es *lieben!*«

Eine Zeitbombe mit kurzer Lunte. Wenn Hughes ihn nicht bald aus dem Verkehr zog, würde Platt die ganze Sache den Bach runtergehen lassen. Noch ein paar Wochen, vielleicht einen Monat, und sie hatten das Gröbste hinter sich. Dann würde Platt etwas zustoßen. Vielleicht ... verschwand er einfach.

*Samstag, 25. Dezember, 21 Uhr 35*

*Im Luftraum über New Jersey*

Toni saß auf der linken Seite des Pendlerjets und starrte in die Dunkelheit über dem Ozean. Sie konnte das Wasser nicht erkennen, aber sie sah die Lichter, wo das Festland endete, wie mit einem Messer abgeschnitten.

Sie lächelte bei diesem Gedanken in sich hinein. Es hatte einige Schwierigkeiten bereitet, den Kris mit ins Flugzeug zu nehmen. Die Fluglinie hatte kein Problem mit ihrem Taser - die meisten erlaubten Angestellten der Bundespolizei, an Bord Taser oder sogar Handfeuerwaffen zu tragen. Aber lange Dolche mit gewellter Klinge waren offenbar etwas ganz anderes.

Toni wollte den Kris auf keinen Fall als Gepäck aufgeben. Was immer er in Geld ausgedrückt auch wert sein sollte, er war unersetzlich, und Murphys Gesetz besagte: Wenn beim Glücksspiel mit dem Gepäck auf diesem Flug ein Stück verloren ging, würde das der Kris sein.

Die Sicherheitskräfte der Fluggesellschaft wollten sie das Messer nicht an Bord nehmen lassen, obwohl das unlogisch war, wenn man an den Taser oder die Schusswaffen dachte. Toni sagte ihnen nicht, dass sie mit den Händen fast ebenso schnell töten konnte wie mit einem Messer - das wäre wahrscheinlich nicht zielführend gewesen. Am Ende gaben die Sicherheitsleute nach, da sie gedroht hatte, das FBI zu rufen und das Flugzeug aus Sicherheitsgründen am Boden festhalten zu lassen. Sie durfte das Messer mitnehmen, wenn sie es den Crewmitgliedern aushändigte, solange sie in der Luft waren. Das war eine akzeptable Lösung. Der Kris würde sich mit ihr im Flugzeug befinden, und es war zweifelhaft, dass die Airline ihn bei geschlossenen Türen verlieren würde.

Der Copilot versprach, die Schachtel sehr aufmerksam im Auge zu behalten.

Jay Gridleys Anruf hatte sie überrascht, aber es fiel ihr nicht so schwer, das Familientreffen ein wenig früher verlassen zu müssen. Sie hatte Gelegenheit gehabt, ihre Familie und Meisterin DeBeers zu besuchen. Sie hatten Geschenke ausgetauscht und ein enormes italienisches Weihnachtssessen zu sich genommen. Mama und Papa gingen mit so vielen Verwandten, wie sie dazu bringen konnten, in die Christmette. Der lustige Teil des Treffens war beinahe vorbei, und die Reibungen - die unvermeidlich waren, wenn man zu eng zusammensaß -, würden allmählich heftiger werden. Sie liebte ihre Familie, doch wenn sie ein paar Tage mit den anderen in der Wohnung zusammengepfercht war, wurde die Situation problematisch. Sie war während des Versuchs der Familie abgereist, ihren Vater zu überzeugen, dass er sich nicht mehr hinter das Steuer setzen sollte. Sie wusste, dass sie diesen Krieg verlieren würde.

Es überraschte sie auch, dass Alex seinen Besuch in Boise abgebrochen hatte, um nach Arizona zu fliegen. Er war kein Feldagent, und sie machte sich Sorgen um ihn. John Howard würde Alex nichts Gefährliches unternehmen lassen - hoffte sie -, aber ihr wurde trotzdem komisch bei dem Gedanken, dass er bei einer heißen Operation vor Ort war. Er wäre im Hauptquartier besser aufgehoben. Die Eingreiftruppe sollte ihre Arbeit ohne ihn erledigen.

Als sie ihn anrief, sagte er, sie brauche noch nicht ins Hauptquartier zurückzukehren, doch sie hatte ihm das Wort abgeschnitten. Wenn die Sache für ihn wichtig genug war, um an Ort und Stelle zu sein, würde auch sie ihre Arbeit wieder aufnehmen.

Sie lehnte sich in ihrem Sitz zurück und starrte durchs Fenster. Der Jet war halb leer. Nur wenige Leute reisten an Weihnachten.

*Samstag, 25. Dezember, 23 Uhr 15  
Sugar Loaf Mountain, Boulder, Colorado*

Joanna und Maudie saßen in dem propanbeheizten Bassin, das hinter der Hütte in den Holzboden der Terrasse eingebaut war, und sahen dem Schnee dabei zu, wie er in das heiße Wasser fiel und schmolz. Die Terrasse hatte drei zweieinhalf Meter hohe spanische Wände aus Zedernbrettern und geflochtener Weide, um die Benutzer vor den Blicken der Nachbarn zu schützen. Die Hütte stellte die vierte Wand dar, aber es gab keine Decke. Das Bassin war groß genug, um sechs Personen bequem darin Platz finden zu lassen, vielleicht sogar acht, wenn sie sich sehr gut verstanden. Frischer Schnee fiel auf das dampfende Wasser und die zwei Frauen, dicke, schwere Flocken, die sich auf die schon auf der Terrasse liegenden zwanzig bis 25 Zentimeter türmten. Die Schneeschicht war unberührt bis auf die Fußstapfen, die die nackten Frauen auf dem Weg zum Bassin hinterlassen hatten.

Winthrop nahm einen weiteren Schluck aus der zweiten Flasche des erlesenen Sektes, den sie gekauft hatten, nachdem das Geschenk von Maudies Verehrer aufgebraucht war.

Maudie hob das Glas und beobachtete ein paar Schneeflocken, die hineinfielen. »Das Problem ist, dass man sich ziemlich schnell daran gewöhnt hat. Nach diesem teuren Zeug schmeckt billiger Sekt wie Putzmittel.«

Winthrop winkte mit dem Glas. »Hört, hört.« Sie griff mit den Zehen nach dem Thermometer, das im Bassin schwamm, zog es zu sich her und hob es hoch. »41 Grad«, stellte sie fest. »Und die Lufttemperatur beträgt was? Minus sechs, minus vier?«

»So ungefähr.«

Winthrop schüttelte den Kopf, und der Schnee auf ih-

rem Haar fiel mit einem kleinen Zischen ins Wasser und schmolz.

»Ich frage mich, was die armen Leute machen«, sagte Maudie. »Weißt du, vielleicht wird das Leben nicht mehr viel besser als in diesem Moment. Freunde, Moet & Chandon, heißes Wasser und Schnee.«

»Amen, Schwester. Na ja, vielleicht könnten wir noch ein paar gut gebaute junge Hengste gebrauchen.«

»Die würden hier nicht viel bringen«, gab Maudie zurück. »Hast du noch nie von dem Gekochte-Nudel-Syndrom gehört?«

Sie lachten.

Im Inneren der Hütte piepste ein Funktelefon im Rhythmus eins-zwei... drei.

»Das ist meins«, sagte Winthrop. »Verdammtd.«

»Geh nicht hin. Wenn nach dem Urlaub einer fragt, sagst du, dass du in einem Funkloch warst. Die Berge und so.«

Sie dachte einen Augenblick nach. »Nein, ich gehe lieber dran. Könnte meine Familie sein.«

Maudie zuckte die Achseln und wies mit der Hand auf die Glastür. »Geh in Frieden.«

Winthrop stieg aus dem Wasser und spürte fast auf der Stelle ein Frösteln, trotz des rötlichen Schimmers auf ihrer Haut, während sie durch den Schnee stapfte. In einem Regal neben der Tür lagen ein paar dicke Strandhandtücher, die der Überhang des Daches vor Regen und Schnee beschützte.

»Verdammtd, Mädchen, wenn ich auf Frauen stehen würde, wärst du meine erste Wahl«, rief Maudie. »Du hast einen *tollen* Hintern. Ich sage das als jemand, der natürlich durchaus weiß, wie viel es kostet, sich so ein Aussehen zu erarbeiten.«

Winthrop grinste. »Schönheit ist nur oberflächlich«, erwiderte sie, während sie das Handtuch um sich schlängelte. Es war kühl, aber nicht kalt.

»Ja, aber ein toller Hintern bereitet ewige Freude.«

In der Hütte prasselte ein Feuer in dem großen steinernen Kamin. Winthrop schritt über ein Stück kalten Holzboden auf den Orientteppich und hob ihr Telefon auf.

Das Display zeigte den Namen des Anrufers - >Lonesome Jay Gridley<. Sie musste wider Willen lächeln. »Hallo?«

»Lieutenant. Ich nehme an, dass Sie in den letzten Stunden keine Nachrichten gesehen haben?«

»Nein. Ich habe in den letzten Stunden Champagner und ein heißes Bad genossen.«

»Das dachte ich mir, denn sonst hätten Sie sich gemeldet. Es gibt ein paar Dinge, die Sie erfahren sollten.«

Sie hörte zu, während er sie über die Überfälle der Terroristen auf die Atomtransporte informierte. Als er fertig war, rief sie aus: »Himmel! Ich nehme das nächste Flugzeug und komme ins Hauptquartier.«

»Das ist nicht nötig. Ich glaube, wir kommen noch ein paar Tage ohne Sie zurecht. Genießen Sie Ihr Bad noch ein bisschen.«

»Was verschweigen Sie mir, Gridley? Ich höre da etwas Verstecktes heraus. Was ist es?«

»Nicht viel. Sie erinnern sich an das Leck bei der Net Force, von dem ich gesprochen habe?«

»Ja?«

»Es ist in Ihrem Rechner.«

»Was?«

»Ja, Ma'am, da kann kein Zweifel bestehen. Natürlich waren Sie nicht da, als es passierte, und wir wissen alle, dass Sie nichts damit zu tun haben. Aber ich bin schon froh, dass es nicht von *meinem* Rechner kommt. Bye-bye. Wir sprechen uns wieder.«

Er brach die Verbindung ab.

Winthrop starrte ihr Handy an, als wäre es eine Ratte, die plötzlich in ihrer Hand zum Leben erwacht war.

O Mann! So ein Mist!

*Sonntag, 26. Dezember, 1 Uhr 50  
Gila Bend, Arizona*

Howard blickte sich um. Die Soldaten seiner Eingreiftruppe waren in drei Transportfahrzeuge verfrachtet. Sie parkten in einem staubigen Wüstenstreifen unter leicht bewölktem Himmel. Ohne ihre Scheinwerfer wäre es hier draußen sehr dunkel gewesen. Die Mannschaftstransportfahrzeuge waren stark modifizierte Toyota Land Cruiser - normalerweise blieben nur die Motoren, Rahmen und Räder von der Originalversion übrig - und mit mattschwarzen Stealth-Beschichtungen aus Kohlefaser ausgestattet. Kurzstreckenradar war billig, die Ausrüstung von jedem größeren Motor- oder Segelboot genügte für ein Ranchhaus. Und wenn sie schon Cruiser hatten, konnten sie sie auch verwenden.

Der Clou war nicht so sehr, völlig unsichtbar, als vielmehr schwer sichtbar und identifizierbar zu sein - bis zu dem Moment, wo man über den herfiel, der nach einem Ausschau hielt. Selbst die neue Ausrüstung war auf einem Landfahrzeug nicht hundertprozentig wirksam, aber sie würde einem Radarbeobachter ein seltsames Echo geben, das mit unerwünschten Bodenechos oder einem Rehrudel verwechselt werden konnte. Wahrscheinlich waren die Stealth-Beschichtungen gar nicht erforderlich; bisher hatten sie kein Radarsignal von der Ranch aufgefangen, also hatten die Terroristen vielleicht keine Zeit gehabt, sich ein Gerät zu besorgen, oder es - falls doch - aufzustellen. Aber zur Sicherheit sorgte man für alle Fälle vor, so gut man konnte.

In jedem Fahrzeug saßen sechs Soldaten in Kampf-

anzügen. Sie hatten bereits die Magazine in ihre Waffen eingeschoben und diese durchgeladen. Die Kampfanzüge waren abgewandelte reguläre Armee-SIPEs in einer etwas abgespeckten Version, da man bei Einsätzen in der Regel schnell zuschlug und wieder verschwand und die *live-off-the-land*-(LOL)-Überlebenssysteme nicht gebraucht wurden. Die Einsatzanzüge sollten für das ausreichen, womit ein durchschnittlicher Terrorist sie unter Beschuss nehmen konnte. Die Hemden und Westen sowie die Hosen bestanden aus hart gewebter, geklönter Spinnenseide und verfügten über überlappende Körpertaschen, die mit Keramikplatten gefüttert waren. Stiefel und Helme waren aus Kevlar, und in den Helmen gab es Titaneinsätze.

Die Recheneinheiten auf ihrem Rücken waren gepanzert und stoßsicher. Die taktischen Recheneinheiten konnten alles, von der Verschlüsselung von Radiosignalen mit langer und LOSIR-Geräten mit kurzer Reichweite bis hin zum Downloaden und Aktualisieren von Hinweisen per Satellit und der Darstellung auf bewegungssensiblen Frontsicht-Anzeigen. Bis auf die LOSIR-Headsets - in Sichtweite funktionierende taktische Infrarot-Funkgeräte - würde das Eingreifteam strikte Funkstille bewahren, bis es sein Ziel erreicht hatte. Da die LOSIR-Signale verschlüsselt waren, würden die Terroristen, selbst wenn sie über einen Scanner mit ausreichender Bandbreite verfügten, nichts als Kauderwelsch hören. Außerdem würde es zu dem Zeitpunkt, wo das Eingreifteam nahe genug an den Terroristen war, damit diese das LOSIR scannen und hören konnten, zu spät sein, selbst wenn sie in der Lage wären, die Übertragung zu entschlüsseln.

Bei den Waffen standen H&K 9-mm-Maschinenpistolen und H&K-Sturmwaffen zur Auswahl. Sie hatten erwogen, die 5.65mm OICW mit einem 20mm Granatwerfer einzusetzen. Die mit Bullpup-Munition ausge-

stattete Waffe verfügte über einen hervorragenden Klammer-Verfolger-Ziellaser und konnte Explosivladungen in einen Graben werfen, in dem Feinde nicht einmal sichtbar waren, doch Howard vertraute ihr nicht ganz. Sie hatten mit den Kameras und Computern schon zu viele empfindliche Extras. Außerdem wollten sie keine Explosionen bei dieser Operation, auch keine kleinen. Es war schlimm genug, dass die Funkgeräte der SIPE-Anzüge ausfielen, sooft im Umkreis von einem Parsec ein Sturm vorbeizog, oder dass die Einsatzcomputer manchmal durcheinander gerieten und auf die Schnelle neu gestartet werden mussten.

Howard selbst trug eine weniger offizielle Waffe, eine .45er-Thompson-Maschinenpistole Baujahr 1928, die seinem Großvater gehört hatte. Die alte Waffe war mit einem Magazin mit fünfzig Schuss geladen und hatte vorne einen >Gangster-<-Griff und ein Bogenvisier mit einem Dachkorn. Er trug das Biest fast nie, denn es wog nahezu acht Kilo, doch irgendwie hatte er das Gefühl gehabt, dass sie für diese Operation das Richtige war. Normalerweise würde er ein Kaliber-.30-Gewehr oder eine 7.62 benützen, aber wie der S&W-Revolver, den er an der Hüfte trug, war die Maschinenpistole ein Glücksbringer - ein alter, aber immer noch effektiver Glücksbringer.

Diese Clowns, wer sie auch waren, verfügten nicht über eine Kampfausrüstung, die wie die der Net Force auf dem neuesten Stand der Technik war - ließ man seinen antiken Revolver und die >Chicagoer Schreibmaschine < außer Acht.

Howard würde in einem Allrad-Humvee sitzen, der ebenfalls einen Radarschutz hatte. Er blickte zu seinem Fahrzeug und sah Fernandez, der ihm entgegengrinste, Tarnfarbe im Gesicht, das dunkel unter dem SIPE-Helm hervorschauete.

Früher oder später lief es darauf hinaus: Soldaten,

die gegen andere Soldaten ins Feld zogen. Die Air Force konnte tonnenweise Bomben oder intelligente Lenkwaffen losschicken, die Navy fünfzig Meilen vor der Küste ein Ziel mit Granaten oder Flugkörpern unter Beschuss nehmen, aber am Ende mussten Bodentruppen hineingehen und ihren Mann stehen.

Neben Howard erklärte Commander Michaels: »Ich würde ja sagen, dass ich gerne mitkäme, aber das stimmt nicht. Ich bin ein lausiger Soldat. Ich würde über etwas stolpern und jemandem im Weg herumstehen.«

Howard grinste. »Vermutlich, Sir. Außerdem bezahlen Sie uns dafür ja die fetten Gehälter. Ich vermute, Assistant Commander Fiorella würde mir sowieso die Familienjuwelen abschneiden, wenn ich Sie mitnähme.«

Michaels lächelte.

Howard sah auf die Uhr. »Das Transportflugzeug kommt in 33 Minuten in die Abwurffzone. Sie benutzen geräuscharme Propeller, aber trotzdem, hier draußen trägt der Lärm. Sie werden die Geschwindigkeit nicht reduzieren, und selbst wenn die Terroristen etwas hören, werden sie auf eine Veränderung im Motorenengrassch warten, und die werden sie nicht hören. Wenn wir alles richtig machen, sollten unsere Überfalleinheiten die Wachen mit einem Feuerwerk von Kotz- und Blendgranaten ablenken, während unsere vier Pioniere mit ihren Schirmen auf dem Gelände landen. Ich habe einen Mann in Bereitschaft, der im selben Moment die Stromleitung zum Grundstück durchschneiden wird. Sie haben einen kleinen Benzin- oder Dieselgenerator für Notfälle neben dem Schuppen stehen, aber der springt nicht von selbst an, jemand wird hinausgehen und ihn anwerfen müssen. Zu dem Zeitpunkt wird ihn da Gesellschaft erwarten.

Wir haben eine Reihe von Spionagesatelliten, die uns fortlaufend mit Bildern vom Ort des Geschehens ver-

sorgen, so dass wir ganz gut informiert sind, wo sich die einzelnen Terroristen aufhalten. Wir werden über die geschätzte Dauer des Angriffs ständige Unterstützung haben und auch ein wenig länger, falls die Dinge nicht laufen wie geplant. Es gibt drei Wachposten, zwei vorne und einen hinten, und wenn es läuft wie geplant, werden sie zu dem Zeitpunkt außer Gefecht sein, wo die Fahrzeuge am Zaun ankommen. Das Haupttor ist vorne, aber es gibt zwei kleinere Einfahrten auf der Rückseite, am Nord- und Südende. Das Alphateam wird das Hauptgebäude mit Blendgranaten beschließen, während das Betateam die Rückseite des Hauses, die Scheune und den Vorratsschuppen abdeckt. Das Delta-team wird vor den Überresten des Zaunes patrouillieren, für den Fall, dass irgendwer an uns vorbeikommt. Wenn es nicht dumm läuft, haben wir sie in unserer Gewalt, bevor sie die Hosen anziehen können.

Natürlich heißt es, dass kein Schlachtplan den ersten Feindkontakt überlebt, wir werden also sehen müssen, was passiert.«

Michaels nickte.

Howard warf noch einen Blick auf die Uhr. »Gut, Leute, es ist so weit. Es geht los!«

»Viel Glück, Colonel. Machen Sie ihnen die Hölle heiß.«

»Danke, Sir. Das werden wir.«

Howard lief zum Humvee. Vom Satelliten hatten sie die exakte Distanz vom Grundstück zu ihrem Standort bekommen. Sie würden mit Nachtsichtgeräten ohne Lampen arbeiten, aber das Gelände war größtenteils flach und mit etwas Gebüsch bewachsen, und sie hatten sich eine Route zurechtgelegt. Sie sollten also in der Lage sein, Geschwindigkeit und Distanz einzuschätzen und auf die Sekunde genau abzustimmen.

»Fahren Sie, Sergeant. Und deaktivieren Sie die Bremslichter. Ich will nicht, dass die Neandertaler uns

rot aufleuchten sehen, bloß weil Sie wegen einer Eidechse anhalten.«

»Schon geschehen, Sir. Ich mache so was nicht zum ersten Mal.«

Fernandez ließ sein Visier hinunter und schaltete das Nachtsichtgerät ein, dann startete er den Motor und fuhr los. Howard nahm seinen computergesteuerten Helm, der am Boden neben seinen Füßen lag, und setzte ihn auf. Er ließ das Visier hinab und aktivierte das Nachtsichtgerät ebenfalls. Dann schloss er seinen Gurt. Die schwarze Stahlschließe klickte mit einem harten Geräusch ein.

Die Landschaft leuchtete in dem unheimlichen, ausgewaschenen Grün auf, durch das die Restlichtverstärker die scheinbar opake Dunkelheit ersetzten. Dann schaltete sich der Computer des Anzugs ein und fügte Fehlfarben hinzu, um ein realistischeres Bild zu erzeugen, und es sah beinahe aus, als führen sie durch einen etwas düsteren und nebligen Nachmittag.

»Sie glauben nicht, dass diese spitzen Plastiknasen uns wirklich vor dem Radar verstecken, oder?«, fragte Fernandez. »Irgendwie ein Jammer, einen ausgezeichneten Lkw zu verschandeln, indem man all diesen Mist daran aufhängt.«

Howard antwortete: »Ich denke nicht, dass die Jungs auf der Ranch Zeit hatten, ein richtiges Hauptquartier hochzuziehen. Sie hatte lediglich einen Tag und ein paar Stunden, um den Angriff vorzubereiten. Es würde mich wundern, wenn sie eine mobile Feldeinheit mit Radar oder Doppier hier hereingerollt hätten.«

»Schauen Sie sich das an« rief Fernandez. »Bugs Bunny!«

Ein Kaninchen kreuzte ihren Weg, schlug einen schnellen Haken und hielt an, als der Humvee weiterrollte. Während die zwei Cruiser vorbeifuhren, folgte es ihnen mit dem Blick. Howard sah dem kleinen Tier über

die Schulter nach. *Ich frage mich, was ein Kaninchen denkt, wenn es vier schwarze Fahrzeuge mit dämlichen spitzen Plastiknasen um zwei Uhr morgens an seinem Bau vorbeirumpeln sieht.*

»So was sieht man nicht jeden Tag«, sagte Fernandez.

»Wie bitte?«

»Dachte das Karnickel wahrscheinlich gerade.«

Howard lächelte. Sie hatten eine lange Zeit zusammen gedient. Sicher ein kleiner telepathischer Übergriff.

Er war ausgepumpt, und dazu kam dieses Gefühl von Müdigkeit, als müsste er sich ausstrecken und richtig ausschlafen, eine Woche lang, und würde dann immer noch nicht ausgeruht aufwachen. Woher kam diese Lethargie? Es war Besorgnis erregend. Na ja, damit würde er sich später befassen müssen. Jetzt hatte er etwas zu erledigen. Etwas Wichtiges.

Alex Michaels ging zu dem AWD-Wagen zurück, den man ihm zur Verfügung gestellt hatte, einem kleinen Subaru Outback. Die Eingreiftruppe bewegte sich außer Sichtweite durch die Dunkelheit auf das Rendezvous mit den bösen Jungs zu, zehn Meilen entfernt. Er hätte im Zelt bei der Texaco-Raststätte in Tonopah bleiben sollen. Doch auch wenn er kein Frontsoldat war, hatte er wenigstens bis hier mitkommen wollen. Wenn er wieder im Zelt war, würde Howards Angriff voll im Gang, vielleicht schon beendet sein. Falls alles gut ging.

Er ließ den Wagen an und fuhr dann zurück zu dem etwa eine Meile entfernten Feldweg, der ihn einige Meilen später wieder auf den Highway bringen würde.

Dieser Angriff war eine riskante Angelegenheit. Wenn er schief ging und die Situation eskalierte, würde er sich einen neuen Job suchen müssen.

Er lachte in sich hinein. Es schien, als stünde sein Job in Frage, sobald er sich nur umdrehte. Aber das lag in der Natur der Sache. Steve Day, der erste Commander

der Net Force, hatte ihm gegenüber diesen Aspekt nie erwähnt. Wenn ihn nicht die Killer eines russischen Computergenies umgebracht hätten, wäre er vielleicht doch einmal darauf zu sprechen gekommen ...

Es war wirklich dunkel hier draußen. Die einzige Lichtquelle waren seine Scheinwerfer. Er rumpelte über einen Abschnitt dahin, der länger als eine Meile zu sein schien. Das kleine Auto schlug hart auf den Bodenwellen und Schlaglöchern auf. Dann erreichte er den Feldweg.

Endlich.

Für einen Moment war er nicht sicher, in welche Richtung er abbiegen sollte. Dann erinnerte er sich, dass er Howards Humvee gefolgt war, als der von der Straße ab und in die Wüste gefahren war. Dabei waren sie nach rechts gefahren; also musste er links abbiegen, um wieder in Richtung Highway zu kommen. Er hatte nicht auf den Kilometerzähler geachtet, aber es schien ihm, dass es gute drei Meilen gewesen waren.

Er hielt an und überlegte. Es bestand keine Gefahr, weder für ihn noch für Colonel Howards Einsatztruppe. Das Terroristencamp war mehrere Meilen weit weg - mindestens vier oder fünf -, so dass er eine Zeit lang in diese Richtung fahren konnte. Wenn er dann nicht auf den Highway stieß, konnte er umdrehen oder seinen Virgil konsultieren, was er nur ungern tun würde. Das hieße, seine Niederlage einzugehen. Er hatte es immer gehasst, nach dem Weg zu fragen, wohl ein Erbe seines Vaters, und selbst auf einer Karte nachzusehen, galt in seiner Familie als unmännlich. Dem alten Herrn zufolge verfuhrn sich die Michaels nicht.

Er bog nach links ab und beschleunigte etwas, da er auf einer Straße war.

Ein großes Insekt zerplatzte vor seinem Gesicht auf der Windschutzscheibe und hinterließ einen grünlichen Schleimfleck. Seine Körpersäfte vermischt mit

denen etlicher weiterer Motten, Moskitos, Käfer und sonstigem Getier, das zu niedrig geflogen war. Offenbar zogen sich die Insekten hier nicht zum Überwintern zurück. Er fuhr nicht so schnell, und man sollte annehmen, dass sie ihn von weitem kommen sahen, doch sie flogen weiterhin gegen seinen Wagen. Er schaltete die Scheibenwischer ein, verteilte den Schleim auf der Scheibe, fügte dem Gemisch Reinigungsflüssigkeit hinzu und schaffte es schließlich, ein Stück Scheibe freizubekommen, durch das er hindurchsehen konnte.

Die Straße fiel in eine Schlucht ab, stieg wieder an, und dann rollte er über einige halbvergrabene Felsbrocken im Dreck, die ihn so durchschüttelten, dass sein Kopf fast gegen die Decke stieß.

Von der Herfahrt konnte er sich nicht an diesen Teil der Strecke erinnern. Nichts davon sah vertraut aus. Dunkel wie es war, sah er nichts außerhalb des Kegels seiner Scheinwerfer. Er hätte den Highway längst erreicht haben müssen.

War er irgendwie falsch abgebogen?

Er sah auf seinen Kilometerzähler. Der Highway konnte nicht mehr als drei oder vier Meilen von dem Feldweg entfernt sein. So weit war er bestimmt schon, er war mindestens zwanzig oder dreißig Minuten gefahren. Inzwischen war es 2 Uhr 20. Howard würde die Terroristen in fünf Minuten angreifen.

Vielleicht war es Zeit, auf dem GPS nachzusehen.

Nein, noch nicht. Probier's noch eine Meile weit. Wenn du den Highway dann nicht siehst, drehst du um und fährst zurück.

Michaels schüttelte den Kopf. Meine Güte. Wäre das nicht eine Geschichte für die Leute im Hauptquartier? Hast du schon gehört, wie Commander Michaels sich in der Wüste verfuhr?

Das glaube ich einfach nicht, Alex, mein Junge.

Da vorn war ein kleiner Hügel, der eine Linkskurve

beschrieb. Als er um die Kurve bog, wurde der Untergrund lose, und der Wagen brach aus und rutschte herum, als er versuchte, Bodenhaftung zu bekommen. Er bremste bis auf ein Schleichen herunter. Zu seiner Linken befand sich ein kleines Gehölz aus verkümmerten Kiefern, von denen keine höher als drei oder vier Meter zu sein schien. Das war ja ein richtiger Wald hier draußen.

Da trat ein Mann aus dem Unterholz hervor. Er trug schokoladenbraune Wüstentarnhosen und eine Jacke und hielt eine kurze Waffe in der Hand, die er auf Michaels richtete. Er winkte mit der Waffe, und es war klar, was er damit sagen wollte: Fahr rechts ran.

Eine AK-47?

Für einen kurzen Augenblick dachte Michaels, es handelte sich um einen von Howards Soldaten, aber dann sah er, dass alles an dem Mann falsch war. Die falsche Kleidung, die falsche Waffe, der falsche Ort.

Michaels' Magen krampfte sich vor Angst zusammen, als er begriff, wer das sein musste: einer von den Terroristen.

Verdamm! Was hatte er getan?

Oder besser - was sollte er jetzt tun?

*Sonntag, 26. Dezember, 2 Uhr 24  
Gila Bend, Arizona*

Howard sah auf die Uhr. Sie war ein Geschenk seiner Frau zu seinem 35. Geburtstag, eine Bulova Field Grade Marine Star mit schwarzem Zifferblatt und Skalenbeleuchtung, eine analoge Quartzuhr, die sich mit der geringsten Körperbewegung selbst auflud. Bei weitem nicht die teuerste Uhr, die auf dem Markt war, aber seine Frau hatte ein Jahr lang gespart, um sie kaufen zu können. Sie lief äußerst genau, und in diesem Moment bewegte sich ihr zweiter Zeiger auf 2 Uhr 25 zu. Noch dreißig Sekunden ...

Es war so weit.

»Bereit zum Tanz, Sergeant?«

»Nennen Sie mich Elvis.«

Die vier Fahrzeuge rollten voran, etwas abgebremst, um die Ankunft zu timen. Das Grundstück lag genau vor ihnen; der Sicherheitsscheinwerfer, der oben an der Wand der Scheune aufgehängt war, hinterließ einen gelben Streifen im Gesichtsfeld der Nachtsichtgeräte. Die Beleuchtung sollte ungefähr ... jetzt... verschwinden ...

Das Grundstück versank im Dunkel.

»Stellen Sie lieber sicher, dass Ihre Filter oben sind, Colonel, die Lightshow fängt gleich an.«

»Ich habe das schon mal gemacht, Sergeant.«

Beide Männer lächelten.

Die Zeit verlangsamte sich für Alex Michaels, während der Terrorist auf sein Auto zugging. Es schien, als hätte er Tage, Wochen, Monate, um sich für eine Reaktion zu

entscheiden. Das Problem schien nur zu sein, dass er sich nicht bewegen konnte. Na ja, er konnte schon, doch das Tempo seiner Bewegungen war schleppend, um sich dem Schritt des Wachpostens anzupassen. Schon seine Hand vom Lenkrad zu nehmen schien eine Ewigkeit zu dauern.

In einer Zeitspanne, die nicht mehr als ein paar Sekunden umfassen konnte, ging Alex sämtliche Möglichkeiten durch, wie er sich herausreden könnte. Er konnte auch das Gaspedal durchtreten und sich ducken, damit er nicht getroffen wurde, wenn der Kerl das Feuer eröffnete. Oder den Taser ziehen und darauf hoffen, dass die Nadeln den Mann in der Tarnkleidung trafen, bevor er von Kugeln durchlöchert wurde. Es war einerlei.

So viele Möglichkeiten. Wie sollte er wählen?

Der Mann trat auf vielleicht einen halben Meter an die Tür heran und wies Michaels mit einer Bewegung der Waffe an, das Fenster herunterzulassen.

Entscheide dich, Alex. Entscheide dich!

Die PEE-Lichter flimmerten wie ein ausgeflippter elektrischer Sturm. Die Polarisationsfilter im Visier der Helme blockierten den Effekt - außerdem befanden sie sich hinter den Lichtern, deshalb wurden sie ohnehin nur teilweise getroffen.

»Das Tor vor uns liegt am Boden!«, brüllte Fernandez. »Sieht aus, als hätten unsere Pioniere es mitsamt den Wachen ausgeschaltet. Sie hätten genauso gut einen roten Teppich für uns ausrollen können.«

»Verteilen Sie das Bärenfell noch nicht.«

Der Humvee rollte durch das Tor. Einer der Pioniere winkte ihnen zu, als sie an ihm vorbeifuhren.

»Alpha ist gelandet«, kam eine Stimme in Howards Helm. »Wir sind an der Tür.«

»Beta hat die Hintertür im Griff«, kam eine weitere Stimme.

»Delta auf Patrouille«, folgte die dritte.

Fernandez bremste den Humvee beim Schuppen ab, wo die Hühner gehalten wurden, nicht weit von der Scheune. Howard sprang aus dem Wagen, die Thompson im Anschlag, und Fernandez stand binnen zwei Sekunden neben ihm.

»Sie haben die Schlüssel nicht im Wagen eingeschlossen, oder?«

»Negativ.«

»Gut, das hätte mir nämlich nicht gefallen.«

In Wahrheit hätte Howard als Befehlshaber vor dem Zaun bleiben und den Verkehr von dort aus leiten sollen. Er hatte hier eigentlich nichts zu tun, außer als Backup für Alpha, was an sich nicht nötig sein sollte ...

»Wir sind drinnen, haben Störgeräusche, Standby ...«

Howard hörte Schüsse, sowohl über die Lautsprecher in seinem Helm als auch in Echtzeit. Sie kamen aus dem Inneren des großen Hauses.

»Zwei Terroristen ausgeschaltet, zwei ausgeschaltet! Alpha intakt!«, rief der Anführer des Alphateams. »Ziel am Ende des Gangs, Standby.« Weitere Schüsse drangen aus dem Inneren nach draußen.

»So weit, so gut...« begann Howard.

Er spürte den Einschlag der Geschosse, noch bevor er die Schüsse hörte. Die Kugeln trafen ihn so hart, dass er zurückprallte. *Wumm, Wumm, Wumm*, drei Schläge auf der linken Seite, doch die Panzerung hielt...

Verdamm! Er drehte sich um und sah einen Mann und eine Frau im Eingang zur Scheune, die von gelb-orangem Mündungsfeuer beleuchtet wurden und aus vollautomatischen Gewehren auf ihn und Fernandez schossen. Hin und wieder hinterließ eine Leuchtkugel eine glühende rote Spur in der Dunkelheit. Schlechte Idee - Spurenmunition funktionierte in beide Richtungen...

Eine weitere Kugel traf Howard an der Brust. Es fühlte sich an, als würde er mit einem Hammer geschlagen.

*Scheiße!*

Michaels atmete tief durch. Dann drückte er mit seiner linken Hand auf den Knopf, um das Fenster herabzulassen, während er mit der Rechten vorsichtig den Taser aus dem Gürtel zog.

Der Terrorist trat direkt zum Auto hin.

»Entschuldigen Sie, Officer,« sagte Michaels, »was ist das Problem?«

Michaels hatte bereits die Hand am Türgriff. Er atmete noch einmal tief durch, dann starrte er in die Ferne und sah eine Reihe schwacher Lichtblitze. Das war sicher der Angriff auf das Grundstück.

»Was zum Teufel ist *das*?«, fragte Michaels.

Der Mann musste einen Lichtschimmer aus dem Außenwinkel wahrgenommen haben. Er wandte den Blick von Michaels ab, um genauer hinzusehen.

Michaels riss den Türgriff hoch, warf sich mit seinem Gewicht gegen die Tür und rammte sie gegen den überraschten Terroristen. Es war nicht genug, um ihn umzuwerfen, aber es brachte ihn doch aus dem Gleichgewicht.

»Verdamm...« fluchte der Mann. Er ruderte mit der Waffe und seiner leeren Hand in der Luft, versuchte, wieder Halt zu finden, glitt aber ein wenig auf dem losen Untergrund aus. Doch dann fing er sich und wirbelte das Sturmgewehr herum ...

Michaels zog die Türe zu - ein wenig zu hart, der Türgriff blieb in seiner Hand, aber darüber konnte er sich jetzt keine Sorgen machen. Er stieß den Taser durch das offene Fenster, schaltete das Laserzielgerät ein, sah den roten Punkt auf der Brust des Mannes und feuerte. Es schien Äonen zu dauern ...

Der Mann zuckte und taumelte auf den Wagen zu, als die Nadeln etliche tausend Volt in ihn hineinjagten. Das Sturmgewehr fuhr hoch, und es lösten sich fünf oder sechs Schüsse in einem langen Geräusch, orangefarben leuchtend und leiser, als man gedacht hätte. Der Wachposten kippte links über und sackte in sich zusammen. Er fiel in den Dreck, weiterhin zuckend, die Waffe noch fest im Griff, aber er feuerte nicht mehr ...

Michaels konnte die Tür nicht öffnen, weil er den Griff in der Hand hielt. Also griff er nach dem Fensterrahmen und stemmte sich mit dem Kopf voraus aus dem Wagen. Er rollte sich nach vorne ab und kam neben dem gestürzten Mann auf die Beine. Rasch beugte er sich hinunter, riss dem Wachposten die AK-47 aus der Hand, machte zwei Schritte rückwärts und richtete die Waffe auf den Mann.

Wenn dieser Einfaltspinsel irgendetwas versuchte, würde er seinen Hintern zum Jüngsten Gericht pusten!

Doch der Terrorist schien im Moment nicht sehr daran interessiert zu sein, etwas zu unternehmen.

Michaels stieß den angehaltenen Atem aus. Verdammt, das war knapp.

Howard blickte zu dem Mann und der Frau hinüber, die das Feuer auf ihn und Fernandez eröffnet hatten. Seltenerweise ging ihm durch den Kopf: *Leuchtspurgeschosse, wohl jede fünfte oder zehnte Patrone. Was haben die da draußen in der Scheune gemacht? Warum hat niemand ihre Wärmesignale aufgefangen?*

Neben ihm drehte sich Julio um und richtete seine H&K-Maschinenpistole auf die Schützen.

Howard schwang seine eigene schwere Waffe herum ...

»Scheiße!«, rief Julio in diesem Moment und ging auf ein Knie herunter. Die Schüsse, die er abgefeuert hatte,

schlugen fünf Meter vor ihm in den Boden ein. »Ich bin getroffen«, sagte er. Seine Stimme war ruhig, als spräche er über sein Frühstück.

Einer der Schützen musste Patronen haben, die die Panzerung durchschlagen konnten ...

Aber sie schossen nicht aus einem Versteck oder einer Deckung, sie standen nur da und ballerten herum. Also lief Howard im Zickzack nach links, brachte die Thompson rasch in Anschlag und gab eine Salve von fünf Schuss auf den Mann ab. Orangenfarbene Zungen sprangen aus dem Maschinengewehr hervor. Der Cutts-Kompensator am Ende des Laufs nahm einen Teil des leuchtenden Oranges auf, spie ihn nach oben und malte ein feuriges >L< in die Dunkelheit. So wurde der Rückstoß abgeschwächt und der Lauf nicht zu sehr in die Höhe gerissen.

Ohne die Wirkung auf den Mann abzuwarten, richtete Howard die Waffe auf die Frau.

Die Schützen sackten in sich zusammen. Der Mann schlug vielleicht eine halbe Sekunde vor der Frau auf dem Boden auf.

Howard drehte sich um 360 Grad, um nach weiteren Angreifern Ausschau zu halten. Alles in Ordnung. Sein Display zeigte ihm das Zeichen für einen Net-Force-Anzug, als einer der Pioniere sich auf die zwei am Boden liegenden Terroristen zu bewegte. Der Pionier winkte dem Colonel zu, dass er sie unter Kontrolle hatte. Howard wandte sich ab.

»Julio?«

»Mir geht's gut, John«, kam die Antwort. »Hat mich oberhalb des Knies erwischt, auf der Innenseite. Ich denke nicht, dass sie den Knochen getroffen hat. Ich könnte mich natürlich täuschen.«

»Ziel erreicht«, gab der Anführer des Alphateams über das LOSIR durch. »Acht Terries erledigt, Team Alpha sicher, keine Ausfälle.«

Howard atmete kräftig aus. Gott sei Dank. »Verstanden. Gute Arbeit, Alpha. Doc, Julio hat einen Schuss ins Bein bekommen. Wir sind hier in der Südwestecke des Hühnerstalls, rücken Sie mal ganz fix an.«

Er konnte sie nicht sehen, aber der Begriff LOSIR war nicht ganz exakt - es gab immer ein Restsignal, genug, damit die Funkgeräte weiterhin funktionierten, wenn sich jemand hinter einen Baum stellte oder an den Rand der Reichweite kam.

Doc, der Arzt, kam mit Team Delta. »Bin unterwegs, Sir. Lassen Sie mich meine Fahrgäste absetzen. Fünfundvierzig Sekunden. Los! Raus hier!«

Dreißig Sekunden später kam das Fahrzeug des Deltateams, leer bis auf den Fahrer, Doc, durch ein Stück Zaun gerollt. Er riss es herum und kam drei Meter weiter rutschend zum Stehen. Doc stieg aus und rannte auf Julio zu, der dasaß, beide Hände gegen das Loch in seiner Panzerung gepresst.

Doc schaltete den Scheinwerfer in seinem Helm an und benützte eine Stahlschere, um eine große Ecke aus der Panzerung des verwundeten Sergeants herauszuschneiden. Er beseitigte die Hose mit einem Schnitt, um das Eintrittsloch der Kugel freizulegen. Dann bog er das Bein ab, um das Austrittsloch in Augenschein zu nehmen.

»Sieht nach einem Kaliber-.20-Hochgeschwindigkeitsgeschoss aus«, stellte er fest. »Sauberer Durchschuss, den Knochen verfehlt, keine Absplitterungen. Hübsches kleines Loch von der Größe eines Strohhalms, und die Kugel war heiß genug, um die Wunde auszubrennen. Wir werden sie von Fasern säubern müssen. Davon abgesehen wird's kein Problem geben.«

Doc grinste, richtete sich auf und sagte zu Fernandez: »Manche Menschen tun wirklich alles, um ein paar Tage krankfeiern zu können.«

Fernandez antwortete: »Man tut, was man tun muss, um eine Pause zu bekommen.«

Howard nickte erleichtert. »Leute, ich will was hören«, sagte er ins LOSIR.

Die Berichte kamen herein.

»Ein Spaziergang, Sir«, sagte der Anführer des Alphateams. »Wir zählen im Haus sechs im Kampf getötete Terroristen, zwei verwundete, die noch am Leben sind, sowie zwei unverletzte, die wir gefangen genommen haben. Das Zielobjekt ist sichergestellt, keine Lecks, radioaktive Strahlung normal. Schicken Sie Doc vorbei, wenn er eine Minute Zeit hat.«

»Hier ist niemand rausgekommen«, erklärte der Anführer des Deltateams.

»Drei Wachen der Terroristen erledigt, einer tot, zwei leicht verletzt«, berichtete der Anführer der Pioniere. »Sie haben unsere Jungs nicht mal berührt.«

»Wir haben hier der Farbe beim Trocknen zugeschaut«, sagte der Anführer des Betateams. »Wir hätten ebenso gut zu Hause bleiben und fernsehen können. Wir werden nicht einmal die Waffen reinigen müssen.« Er klang verärgert.

Der Pionier, der die zwei Schützen in der Scheune überprüft hatte, kam mit einem großen, zum Bündel verschnürten Tuch aus schwerem Material heraus, das auf der einen Seite schwarz und auf der anderen silberfarben war. »Das habe ich in der Scheune gefunden, Colonel«, erklärte er.

Howard blickte auf das Tarntuch und nickte. Deshalb hatte niemand das Wärmesignal der Terroristen aufgefangen, die sich in der Scheune versteckten. Sie waren abgeschirmt gewesen. Er hatte an Radar gedacht, aber nicht an Tarnmaterial, das Wärme absorbierte. Ein Fehler von ihm, der zum Glück nicht verhängnisvoll gewesen war.

Howard stieß einen Seufzer aus. Sie hatten sich das

radioaktive Material geschnappt, und Julio würde keine Schäden davontragen. Es hätte schlimmer ausgehen können.

Zeit, Michaels anzurufen.

»Commander?«

»Colonel, alles klar?«

»Ja, Sir. Ziel erreicht, Terroristen neutralisiert, eine kleinere Verletzung auf unserer Seite. Sergeant Fernandez hat einen Kratzer abbekommen.«

Fernandez saß mit verbundenem Bein am Boden, eine Schmerzmittel injektion im Blut. »Wetten«, warf er ein, »dass Sie das bei *Ihrem* Bein nicht sagen würden?«

Howard grinste.

»Hervorragend, Colonel! Glückwunsch. Geben Sie das bitte an Ihr Team weiter.«

»Danke, Sir, das mache ich. Wir sehen Sie im Hauptquartier, sobald wir hier aufgeräumt haben.«

»Ich bin gerade auf dem Weg dorthin«, entgegnete Michaels.

Howard runzelte die Stirn. »Sir? Sie sind noch nicht dort?«

»Ich habe, äh, eine kleine Spritztour unternommen«, antwortete Michaels. »Ich habe einen ... Anhalter mitgenommen, mit dem Sie vielleicht ein paar Worte wechseln wollen, wenn Sie zurück sind.«

»Sir?«

»Keine Sorge, Colonel. Ich erkläre es Ihnen, wenn wir uns sehen. Sie haben ein unangenehmes Problem für uns beseitigt, und das weiß ich zu schätzen. Ich werde sicherstellen, dass das ganze Land es zu schätzen weiß.«

»Sir. Ende.«

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, dachte Howard über seine Beziehung zu Commander Alexander Michaels nach. Für einen Zivilisten war er kein schlechter Mann. Wahrlich nicht.

»Können wir das hier etwas beschleunigen und zu-  
sehen, dass wir nach Hause kommen, Sir?«, fragte Fer-  
nandez. »Ich habe bald eine Tangostunde, die ich nicht  
verpassen möchte.«

Howard lachte.

*Montag, 27. Dezember, 13 Uhr 30  
Washington, D. C.*

Tyrone Howard dachte, er würde gleich wie eine Supernova in eine Milliarde Stücke zerspringen.

Er saß auf Bellas Bett, die Arme um sie geschlungen, und sie küssten sich. Alles was er über das Küsste wusste, hatte sie ihm in den letzten Monaten beigebracht, und er hatte den Eindruck, dass er allmählich auf den Trichter kam. Ihr Rücken fühlte sich heiß an unter seinen Händen, sogar durch die Bluse hindurch. Er spürte keinen Träger auf ihrer weichen Haut ...

Sie brach den KUSS ab und stieß einen tiefen Seufzer aus: »Du musst jetzt gehen, Tyrone. Ich soll zu meiner Tante fahren, und wir müssen so in zehn Minuten los. Ich muss mich noch umziehen.«

»Hmh«, antwortete er, beugte sich über sie und küsste sie noch einmal. Das ging eine oder zwei Minuten so weiter. Dann lehnte sie sich zurück.

»Wirklich, Tyrone. Ich muss gehen.«

»Okay.« Er küsste sie weiter. Sie machte nicht den Eindruck, als strengte sie sich sonderlich an, um wegzukommen, wenn man bedachte, wie sie die Hände an seinem Hinterkopf hielt und ihn näherzog.

Schließlich machte sie sich wieder los und sagte: »Wir sehen uns morgen in der Mall, okay?«

»Hmh. Geht klar.« Er streckte die Arme nach ihr aus, doch dieses Mal legte sie eine Hand auf seine Brust und hielt ihn zurück. »Komm schon, Ty.«

»Okay.« Er atmete durch. »Okay. Aber es fällt mir schwer, gehen zu müssen.«

»Das glaube ich«, antwortete sie mit einem Lächeln. »Komm, ich mach' es dir etwas leichter.« Sie nahm seine Hand in ihre, küsste die Innenseite und presste sie dann auf ihre linke Brust.

Tyrones Kinnlade fiel herunter, und sein Gehirn begann zu dampfen. Er vergaß das Atmen. Mit seinen vorquellenden Augen musste er aussehen wie ein Riesenfrosch.

Es war der aufregendste Moment seines Lebens.

Sie löste seine Hand von ihrer warmen Brust. Dann schenkte sie ihm ein breites Lächeln und stand auf. »Schsch. Raus jetzt.« Sie machte mit beiden Händen eine Geste wie mit einem Besen.

Er stand auf. Jetzt wusste er, wie sich Zombies fühlten. Er würde vom Dach eines Hochhauses springen, wenn sie das verlangte.

Explodieren. Er würde einfach ... in die Luft gehen und sich über den ganzen Raum verteilen. Das gäbe vielleicht eine Sauerei. Wie sollte er das vermeiden? Er ertrug es einfach nicht!

*Montag, 27. Dezember, 14 Uhr*

*Quantico, Virginia*

Julio Fernandez befand sich in dem Teil des Hauptquartiers, der als Krankenstation durchging. Das hieß noch nicht viel: In einem kleinen Trakt standen ein paar Betten, und er war der einzige Patient. Er lag auf dem Bett und zappte sich durch die Entcom-Privatsender im Fernsehen, auf der Suche nach etwas halbwegs Interessantem. Eigentlich musste er nicht hier sein. Doc hatte das kleine Loch in seinem Bein ausgeschwemmt und es mit synthetischer Haut geflickt. Dann hatte er ihm eine Tetanusspritze verabreicht und ihn angewiesen, ein paar Tage lang tiefe Kniebeugen oder Marathonläufe zu

vermeiden. Doch es war Usus bei der Net Force, dass bestimmte Verletzungen zwangsweise behandelt wurden. Im Fall von Schusswunden bedeutete das mindestens 24 Stunden ärztliche Überwachung. Es musste so sein, wegen der Haftung und der Versicherung und solchem Mist. Er würde niemanden verklagen. Er wusste das, der Colonel wusste es, aber eine Menge Leute verklagte heutzutage eine Menge anderer Leute - es gab in D.C. mehr Anwälte als Kakerlaken -, also steckten sie ihn ins Bett, gaben ihm intravenös Antibiotika und eine Fernbedienung in die Hand. Sie hatten ihn auch in eines dieser kurzen, auf der Rückseite offenen Krankenhaushemden gesteckt.

Er sah auf das Zeitsignal auf dem Fernsehschirm. Er war untersucht worden, nachdem er mittags von dem Einsatz zurückgekommen war. Also saß er hier bis morgen Mittag fest. Die Langeweile und der Fraß aus der Cafeteria hingen drohend über ihm. Oje.

Eine Krankenschwester kam herein, mit ihr der Colonel. Er grinste breit.

»Sehr lustig, Sir. Warten Sie, bis *Sie* das nächste Mal eine abbekommen.«

»Ist nicht meine Strategie, Sergeant Fernandez. Ich mache die Regeln nicht, ich tue nur, was man mir sagt.«

Der Colonel setzte sich auf den Bettrand und warf einen Blick auf den Fernseher. »Kommt was Gutes?«

»Das Beste sind Wiederholungen von *I Love Lucy* und Randsportarten. Ich habe gerade zugesehen, wie der Nordamerikameister im Sumo-Mittelgewicht - der hat vielleicht neunzig oder hundert Kilo drauf - den Schwergewichtsmeister schlug - einen fetten Typen, der auf die dreihundertfünfzig Kilo zugeht. Der große Typ kommt angerollt, der Kleine weicht zur Seite aus und fegt ihn um. Fettschwarze fällt aus dem Ring, und die Kamera wackelt, so hart schlägt er auf.«

»David und Goliath«, kommentierte Howard. »Es gibt da einen Präzedenzfall.«

»David hat geschummelt. Er hatte eine Schleuder.«

»Goliath hatte ein Schwert.«

»Ja, und nur Dummköpfe kommen mit einem Messer zu einer Schießerei.«

»Was macht das Bein?«

»Dem geht's gut. Ich könnte jetzt mit Ihnen auf die Hindernisstrecke gehen.«

»Hm. Ich würde das fast lieber machen, als nach Hause zu fahren.«

»Ihre Schwiegermutter ist immer noch da?«

»Bis nächsten Sonntag.«

»Geschieht Ihnen recht, Sir.«

»Ich habe auf dem Weg hierher im Sekretariat vorbeigeschaut. Scheint, dass es eine Beschwerde von einem Zivilisten über Sie gegeben hat, einem Lehrer bei den Feebs. Wussten Sie, dass Sie >bösartig, brutal, vielleicht sogar psychotisch< sind? Ein Mann, der für den Dienst bei der Net Force ungeeignet ist und der sehr wahrscheinlich eine Bedrohung für die öffentliche Sicherheit darstellt?«

»Ja, Sir, ich denke, die Beschreibung trifft mich ganz gut.«

»Was haben Sie mit diesem Horowitz angestellt, Sarge?«

»Ich habe mich über seinen Tisch gelehnt und ihm gesagt, er soll weniger den tollen Hecht markieren und mehr an seinen Unterricht denken.«

»Herrgott, Sergeant, wie, glauben Sie, kommen Sie mit einem solchen Benehmen durch? Was für ein Wilder sind Sie eigentlich?«

»Einer, der nichts bereut, Sir.«

»Na, ich werde Mr. Horowitz ausrichten lassen, dass ich seinen Rat befolgt und die nötigen disziplinarischen Maßnahmen ergriffen habe.« Howard griff zur Fernbe-

dienung, richtete sie über seine Schulter auf das an der Wand installierte Gerät und schaltete es ab. »Kein Fernsehen für die nächste Stunde, Sergeant.«

»Ich dachte, Sie wollen mich *bestrafen*, Sir.«

Beide Männer grinsten.

Als Joanna Winthrop ins Hauptquartier zurückkehrte, wusste sie, dass die Party schon vorbei war. Die Terroristen waren ausgeschaltet worden, das gestohlene Plutonium zurückgeholt, und sie brauchte jetzt nur noch herauszufinden, wer in ihre Werkstation eingebrochen war und sie dazu benutzt hatte, die Sons of Sound so über die Lieferungen zu informieren.

Doch jemand hatte ihr gesagt, dass Julio Fernandez eine Schusswunde erlitten hatte und auf der Krankenstation lag, und so kaufte sie stattdessen einen Blumenstrauß und ging ihn besuchen.

Er war der einzige Patient. Da viele Net-Force-Mitarbeiter sich für ein verlängertes Wochenende entschieden hatten, das medizinische Personal anscheinend eingeschlossen, wirkte die Station gähnend leer.

»Sergeant Fernandez.«

»Lieutenant Winthrop.«

»Ich habe gehört, Sie sind angeschossen worden.«

»Ein Kratzer. Ich sitze hier über Nacht fest, weil das die Standardprozedur ist, aber ich könnte tanzen gehen, wenn man mich ließe.«

Sie stellte die Vase auf den Tisch neben dem Bett. »Sie liegen hier nur herum und tun nichts? Keine Bücher, keine Entcom?«

»Der Colonel war da, Sie haben ihn gerade verpasst. Er hat das Gerät ausgeschaltet. Zur Strafe.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Dafür, dass Sie einen Schuss abbekommen haben?«

Fernandez schmunzelte. »Nein, nicht einmal Howard ist so ein harter Hund.«

Er erzählte ihr die Geschichte von seinem Computerkurs.

Sie fand sie lustig und lachte, als er fertig war. »Ein strenger Vorgesetzter, nicht wahr?«

»Allerdings. Ich wollte unbedingt sehen, wie der Mittelgewichtsringier sich gegen den Leichtschwergewichtler aus der Affäre ziehen würde.«

Sie lachten.

»Und wie geht es Ihnen?«, fragte Julio. »Ich habe von der Sache mit der Workstation gehört.«

»Ach, machen Sie sich keine Gedanken. Das finde ich schon heraus.«

»Irgendwelche Verdächtigen?«

»Oben auf meiner Liste? Jay Gridley. Er mag mich nicht. Er denkt, ich hätte mich nach oben geschlafen.«

»Im Ernst?«

»Was, dass er denkt, ich hätte meine weiblichen Reize eingesetzt, oder dass er das Leck in meiner Station arrangiert hat? Ja auf die erste Frage, nein auf die Letztere. Wir sind keine Kumpels, aber ich respektiere seine Fähigkeiten. Obwohl ich das abstreiten würde, wenn Sie es ihm weitersagen.«

»Warum?«

»Er wäre imstande, mir Informationen vorzuenthalten, aber ich glaube nicht, dass er fies - oder dumm - genug ist, um mir ein Verbrechen anzuhängen. Nach dieser Aufgabe bin ich wieder bei unserer Einheit, also stelle ich keine Bedrohung für ihn dar. Und er muss wissen, dass ich herausfinden werde, wer es getan hat. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Es war einen Augenblick still. Keiner sagte etwas.

»Also, wie war es?«, fragte sie. »Der Ausflug?«

»Lächerlich«, antwortete er. »Die bösen Buben spielten nicht in unserer Liga. Wir waren schlauer, hatten die bessere Strategie und die stärkeren Waffen. Mein Fehler war der Einzige, den wir begangen haben. Wenn ich

wach gewesen wäre, müsste ich hier nicht die Zeit mit hochgelegtem Bein und Zug am Hintern verbringen. Eine Terroristin hatte sich in einem radargeschützten Nest versteckt und ein paar Panzergeschosse in ihrer Waffe. Zum Glück hat sie's entweder überstürzt oder war eine lausige Schützin. Sie schoss fast ein ganzes Dreißigermagazin leer und traf mich nur einmal. Ihr Begleiter schoss besser, hatte aber nur Hartkern- und Leuchtpurgeschosse, und damit kam er nicht durch die Anzüge.«

»Schade, dass ich es verpasst habe.«

»Sie waren doch schon auf ein paar Einsätzen.«

»Nicht in letzter Zeit. Der Colonel denkt, ich wäre am Computer nützlicher. Als ich das letzte Mal im Einsatz war, war das im Zelthauptquartier, dreißig Meilen vom Geschehen entfernt.«

»Er hat Recht«, meinte Fernandez. »Kanonenfutter wie mich gibt's an jeder Straßenecke, aber ein Computergenie ist schwerer zu ersetzen.«

Sie lächelte. »Ich muss zurück an die Arbeit. Kann ich irgendetwas für Sie tun?«

Sie sah ihn einen Moment lang zögern und fragte sich, ob jetzt eine anzügliche Bemerkung kam. Wenn er eine Gelegenheit suchte, war das ein guter Moment.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Ma'am, aber danke für das Angebot. Ich werde etwas Schlaf nachholen. Wir sehen uns, wenn ich wieder rauskomme.« Er schenkte ihr ein strahlendes Lächeln.

Joanna spürte plötzlich den Drang, sich vorzubeugen und ihn zu küssen. Sie fing an, diesen Typen wirklich zu mögen. »Bis dann, Julio. Wir unterhalten uns über Computer, wenn wir das alles auf die Reihe bekommen haben.«

»Gerne. Danke für den Besuch.« Noch ein Zögern, dann kam der Nachsatz: »Jo.«

Jay Gridley hatte das Cowboy-Szenario aufgegeben, weil es einfach zu langsam war. Natürlich entsprach die Geschwindigkeit in einem Szenario Echtzeit, aber wenn man eigentlich auf einer großen Harley davonrasen wollte und stattdessen auf einem Gaul vor sich hin trottete, machte das doch einen Unterschied.

Also hatte er sich einem seiner liebsten Actionhelden zugewandt und sich aus einem der frühen James-Bond-Filme bedient - *Feuerball* mit Sean Connery.

Er flog über die Landschaft und segelte mit dem berühmten Bell Rocket Belt auf dem Rücken durch die Lüfte.

Selbstverständlich war das Beil-Gerät in der realen Welt kein Gürtel, sondern ein großer und sehr schwerer Rucksack. Und er verfügte in der wirklichen Welt auch nicht über eine besondere Reichweite. Jay hatte etwas für sein Szenario recherchiert. Der ursprüngliche Rocket Belt war im Kern nichts als zwei Benzintanks, einige Stangen, eine Drosselklappe und ein paar Raketendüsen. Es funktionierte so: Wasserstoffperoxid wurde fein versprüht, so dass ein sehr heißer, harter Dampf entstand, der mit ein paar hundert Pfund Schubkraft aus den Raketendüsen kam. Es war laut, gefährlich, und man hatte nur etwas über zwanzig Sekunden Flugzeit, vielleicht dreißig mit der richtigen Treibstoffmischung und getunten Düsen, doch das war's. Man konnte sich in die Richtung lehnen, in die man fliegen wollte, und später wurden Lenkdüsen hinzugefügt. Doch wenn man dreißig Meter hoch war, wenn der Treibstoff ausging, waren der Absturz und eine wirklich harte Landung vorprogrammiert.

Eine spätere Version, der Tyler Belt, war etwas effizienter und brachte mehr Flugzeit, aber die Sprünge waren immer noch kurz und schnell vorüber. Schließlich wurde ein kleiner Motor mit Düsenantrieb entworfen, der seinem Träger theoretisch bis zu einer halben Stun-

de in der Luft gab, doch das US-Militär beanspruchte den Exklusivgebrauch für seine Cruisemissiles.

So verließ die Science-Fiction-Idee eines tragbaren persönlichen Transportmittels irgendwie im Sande. Die vorhandenen Rocket Belts endeten in Museen, Werbespots oder Filmen. Dabei blieb es.

Jays Version des Rocket Belts verfügte über einen geheimen - theoretisch denkbaren - Treibstoff und einen Miniatur-Düsenantrieb, der ihm eine Stunde Flugzeit gab; dazu eine automatische Sicherheitsreserve, die es ihm erlaubte zu landen, wenn der Treibstoff zur Neige ging. Natürlich hätte er das Gerät in der VR mit unendlicher Kraft ausstatten können, aber dann war es nicht mehr derselbe Spaß. Realistische Beschränkungen waren besser für die Szenarios, die er schuf. Jeder Trottel konnte Fantasy-Zeug programmieren; es bedurfte einigen Geschicks, um die Sache im Bereich des Glaublichen zu belassen.

Wie auch immer, obwohl der Belt nicht so schnell war wie ein Jet oder auch sein Viper mit durchgetretenem Gaspedal, war es ein Hochgenuss, beim Fliegen zu spüren, wie ihm der Wind ins Gesicht blies und die Haare zerzauste; oder Hochhäuser mit einem Sprung zu überwinden, auf dem Rücken die technologische Entsprechung von Siebenmeilenstiefeln.

Jay sah es folgendermaßen: Wenn es keinen Spaß machte, wozu die Anstrengung?

In diesem Moment sauste er über dem neuen, 16-spurigen South-China-Damm dahin. Er kam gerade aus Xiang Gang in Hongkong und war auf dem Weg nordwärts nach Jiulong auf dem Festland. Dort suchte er die Lkws der Firma Wong Electronics. Sie waren aus der Luft einfach zu identifizieren, da sie leuchtend orange-farbene Dächer hatten, jedes mit einer Nummer. In der realen Welt, wenn man kein VR-Szenario laufen ließ, handelte es sich dabei um Pakete binärer Information,

die sich an Knotenpunkten im Netz versammelten und kollationierten, um sich dann weiter zu verteilen. Real-World war einfach zu langweilig.

Wong Electronics stellte das eine oder andere kleine Hardwareteil her, aber die Firma war auf Übertragungssoftware, Newsreader, Mailtools und gewisse Sicherheitsprogramme spezialisiert. Wer immer sich in Joanna Winthrops Computer eingeschlichen hatte, der hatte auf seinem Weg einige Firewalls hochgezogen und zwei Deadfalls gegraben, um seinen oder ihren Hintern zu schützen. Aufgrund ihrer Größe und Form wusste Jay auch ohne die abgeschnittenen ID-Codes, dass es sich um Topprodukte von Wong handelte.

Wenn er es schaffte, einen Wong-Lkw aufzuspüren, heimlich aufzuspringen und in die Datenbank der Firma zu gelangen, fand er vielleicht heraus, wer die Firewalls und Deadfalls gekauft hatte. Bei einem solchen Vorhaben war Action gefragt, aber die Mittel standen ihm zur Verfügung. Vielleicht hatte der Einbrecher nicht aufgepasst und eine Spur hinterlassen, die er verfolgen konnte.

Ah, da war ja einer der Lkws mit orangem Dach, ein paar hundert Meter unter und einen Viertelkilometer vor ihm. Er würde sich einfach fallen lassen und sich als blinder Passagier unterbringen. Eine der Türen aufzubrechen war für einen Mann von Jays Fähigkeiten ein Kinderspiel.

Er drosselte den Schub des Belts und verlor an Höhe. Zu gerne wollte er vor Winthrop herausfinden, wer ihren Computer benutzt hatte. Über diesen Gesichtsverlust würde sie sich furchtbar ärgern, und er würde so glänzend dastehen wie ein neuer Wetlight-Chip und würde es genießen: *Ach, das? Ich hab' den Typen festgenagelt, habe ich das nicht erwähnt? Ich bin überrascht, dass Sie ihn noch nicht selbst aufgespürt haben. Nein, nein, Lieutenant, Sie brauchen sich nicht zu bedanken, ich habe doch nur meine Arbeit gemacht...*

Jay erreichte die Rückseite des Lastwagens, streifte den Rucksack ab und holte seine Beißzange hervor. Er brauchte 45 Sekunden, um die Tür zu öffnen. Leise schloss er sie hinter sich.

Mein Name ist Gridley. Jay Gridley ...

Aus einer Höhe von dreihundert Metern über Jay Gridley sah Platt ihm zu. Den kleinen Helikopter, in dem er sich beim Eintritt in Gridleys Szenario wieder gefunden hatte, hielt er dabei langsam und gleichmäßig auf Kurs. Ganz hübsch, das Raketenteil, das der Knabe trug, und die Hintergründe waren auch alle scharf und detailreich. Das kleine Halbblut-Schlitzauge hatte was auf dem Kasten.

Natürlich hatte Platt selbst ein klein wenig auf dem Kasten. Außerdem besaß er Zugang zu allerlei geheimem Zeug, das ein US-Senator in die Finger bekam. Was immer in Whites Händen landete, kam auch in Hughes' Hände, und wenn Hughes etwas hatte, konnte Platt damit spielen. Es war wirklich vorteilhaft, streng geheime Codes zu kennen. Platt konnte sich alles Mögliche von den Leuten organisieren, die die Rechner der Net Force gebaut hatten - von den Leuten, die die Original-Hardware hergestellt und die Programme dazu geschrieben hatten und wussten, wo sich die ganzen Hintertürchen befanden.

Wenn man jemanden beauftragt hatte, eine Burg zu bauen, wusste der, wo die Geheimgänge waren. Er hatte sie schließlich konstruiert.

Platt sah zu, wie der Net-Force-Programmierer sich auf das orangefarbene Dach des Wong-Lasters auf der Autobahn zutreiben ließ. Der Mann warf seinen Düsenrucksack ab, öffnete die Tür des Lkws und kletterte hinein.

Das versprach so lustig zu werden, wie wenn man jemandem auf der Nase herumtanzte. Der kleine Reis-

fresser mit seinem Düsenrucksack hatte keine Ahnung, mit wem er sich da einließ. Jetzt bekam er einen Tritt in den Hintern. Platt freute sich darauf, das zu erledigen.

Er ließ seinen Helikopter ein wenig an Höhe verlieren.

Als er etwa zwanzig Meter über dem Lkw war, öffnete er das Fenster des Hubschraubers und lehnte sich hinaus, eine 25-Pfund-Hantel in der Hand. Er streckte den Arm aus, zielte und ließ es fallen.

Die Stahlhantel traf das Fahrerhaus. Der Fahrer riss das Lenkrad abrupt herum und fuhr in den Wagen auf der Spur neben sich. Er stieg auf die Bremsen, und der Laster schlidderte weiter, bis er zum Halten kam. Niemand war verletzt, aber es schüttelte den kleinen Jay vermutlich ganz gut durch.

Platt betätigte die Drosselklappe des Hubschraubers, gewann an Höhe und flog davon. Wenn Jay-Jay wieder Land sah, würde Platt schon über alle Berge sein.

*Langsam macht es richtig Spaß.*

*Freitag, 31. Dezember, 16 Uhr 00  
Quantico, Virginia*

Jay Gridley überbrachte die schlechte Nachricht.

Alexander Michaels fühlte sich ziemlich gut, weil die ganze Arbeitswoche lang keine weiteren streng geheimen Informationen durch undichte Stellen ins Netz durchgesickert waren. Er war im Begriff, nach Hause zu gehen und zum Silvesterabend ein oder zwei kühle Bierchen zu genießen. Er hatte vor, schon zu schlafen, wenn Mitternacht kam und mit ihr das Jahr 2011, und was es an Freude und Sorgen bringen mochte. Aber als er sich anschickte, das Büro zu verlassen, um dem Feierabendverkehr zu entgehen, kam Jay mit ein paar ausgedruckten Seiten in der Hand herein.

»Ich denke, Sie sollten sich das einmal ansehen, Chef.«

»Kann das nicht bis Montag warten?«

»Ich glaube nicht.«

»Wie kommt's, dass sich das gar nicht gut anhört?«

Jay hielt ihm die Blätter entgegen. Michaels sah hin und begann laut zu lesen: *»Overlord-Monster von Amerika: Wisset, Monster, dass eure Tage gezählt sind. Wisset, Unterdrücker des entrechüteten Volkes, dass die Zahl des Tieres 666 ist, und dass die Zahl schnell naherückt. Wir, die Repräsentanten des Volkes, wir, die Frihedsakse, werden euch Zerstörer der Erde zu Fall bringen, Ihr Herren der Tyrannie.«*

Michaels sah von dem Ausdruck auf. »Was bedeutet dieses Wort? Frierende Sachsen? Freier Sex?«

»So ungefähr. Unser Universalübersetzer sagt, es sei Dänisch und bedeute >Freiheitsachse<.«

»Dänisch? Ich habe noch nie von dänischen Terroristen gehört. Dänemark ist ein friedliches, zivilisiertes Land, wo man seine Großmutter nachts allein spazieren gehen lassen kann, ohne sich Sorgen machen zu müssen, dass sie überfallen wird.«

»Sicher. Sie wird nicht überfallen, aber sie rutscht vielleicht aus und friert und wird ein Großmutter-Eiszapfen.«

Michaels schüttelte den Kopf und las weiter: *»Denn eure Bosheit ist bekannt und vielgestalt, und wir werden eure Verderbtheit vor allen offen legen. Alle sollen euch an eurer Bosheit erkennen, und die Waffen eurer Sündhaftigkeit sollen sich gegen euch wenden; denn die Macht des Wissens ist das Licht, das alle Dämonen fürchten, und die Macht des Wissens ist dem Volke gegeben.«*

»Ach du meine Güte«, sagte Michaels. Er sah Jay an. »Und warum werfen Sie das nicht auf den Haufen mit der Post der anderen Durchgeknallten, die die Verantwortung für die undichten Stellen übernehmen?«

»Lesen Sie weiter, Chef.«

*»Ihr könnt euch vor dem Licht der Gerechtigkeit nicht verbergen, noch könnt Ihr vor der Vergeltung des Volkes fliehen, noch werden Festungen euch schützen, denn Ihr seid dem Volke verhasst.«*

»Eine etwas freie Interpretation von Macchiavelli, was?«, bemerkte Jay.

*»Das Volk wird euch alles entgegenwerfen, was für eure Niederlage erforderlich ist. Das Ende ist nahe. Seid bereit für euer Verhängnis.«*

Der Text war unterzeichnet mit >Die Frihedsakse<.

Michaels sah Jay erneut an.

»Die nächste Seite«, soufflierte Jay.

Auf der nächsten Seite befand sich eine Liste mit Zahlen.

»So weit wir wissen, sind das die ursprünglichen Abgangszeiten und -daten für alle bedeutenden undichten

Stellen, die wir aufgefunden haben. Ein paar haben wir nicht gefunden. Wir sind zurückgegangen und haben mit dem Super Cray Colander eine Menge Zeug durchgesiebt, das damals verschickt wurde. Dabei sind wir auf eine Sendung mit der Hauptliste der neuen American-Express-Kunden aus dem letzten Monat gestoßen - Namen und Nummern. Die andere Sendung, die wir gefunden haben, legt die Codes für sämtliche computergesteuerten Ampeln und Schaltungen auf der Hauptpendlerlinie zwischen Washington und Baltimore offen. Ein schlauer Hacker könnte das verwenden, um ein halbes Dutzend Züge zu einem großen rauchenden Misthaufen aufzustapeln, bevor irgendjemand merkt, was eigentlich abläuft. Wir haben American Express und Amtrak verständigt.«

»Um Himmels willen.«

»Es ist unwahrscheinlich, dass jemand diese Details kennt, Boss, es sei denn, er hat sie selbst verschickt.«

Michaels blickte auf die Zahlen. Die letzte in der Reihe lautete: 31/12/10-1159.00.

»Heute Nacht? Am 31. Dezember, eine Minute vor Mitternacht?«

»Ja, Sir. Wenn das die Typen sind, werden sie genau zum Jahreswechsel etwas durchsickern lassen. Ich schätze mal, es geht nicht um ein Rezept für Glühwein.«

»Scheiße.«

»Das habe ich gehört, Boss.«

»Können wir das irgendwie zurückverfolgen?«

»Sicher. Das haben wir schon. Abgeschickt von einer öffentlichen Mailbox von einem Münztelefon in der Grand Central Station in New York, heute, um 15 Uhr 15. Hauptverkehrszeit an Silvester. Keine Unterschrift, keine ID, keine DNA-Spuren auf dem Modemanschluss des Telefons, keine Fingerabdrücke. Ein Reihe mit sechs Kabinen neben einem Cafe. Die Telefone befinden sich in einem toten Winkel. Keine Überwachungskameras. Den

Aufzeichnungen zufolge wurden zwischen 17 und 17 Uhr 20 37 Anrufe von den sechs Kabinen aus getätigt. Viel Glück bei dem Versuch, den Absender zu finden.«

»Teilen Sie Ihrem Team besser gleich mit, dass heute Nacht nicht gefeiert wird.«

»Auch das ist schon geschehen«, antwortete Jay. »Wir sind dabei, alle wichtigen Netze zu scannen, soweit wir das können. Wir haben alle Suchmaschinen angeworfen und die großen kommerziellen Server informiert, dass sie sich alles greifen sollen, was zwischen 23 Uhr 55 und fünf nach zwölf hereinkommt. Ich vermute, dass es uns bald ziemlich zum Hals heraushängt, >Frohes neues Jahr< zu lesen, aber wenn die Kerle etwas über einen größeren Anbieter oder Knotenpunkt schicken, dann sollten wir es schnell in die Finger bekommen.«

»Gute Arbeit, Jay. Ich bin dann wohl in meinem Büro.«

»Gutes neues Jahr, Boss.«

»Ach ja. Richtig.«

## **Teil 2**

**DAS VERBORGENE  
WIRD OFFENBART**



*Samstag, 1. Januar 2011, 0 Uhr 03  
Marietta, Georgia*

Platt saß in der Küche seines Hauses, jenes Hauses, das seiner Mutter gehört hatte, bevor sie starb. Sein Laptop stand auf dem Holztisch neben dem Kühlschrank. Er nahm einen weiteren großen Schluck Southern Comfort und Cola auf Eis und kicherte. Die Net-Force-Nieten hatten vier Minuten gebraucht, um seine Sendung zu knacken. Er hatte angenommen, sie könnten es schneller, wenn sie schon wussten, dass sie unterwegs war. Aber gut, er wollte ein Auge zudrücken, sie mussten wirklich ein weites Feld abdecken. Er hatte einen Squealer an die Nachricht gehängt, so dass er Bescheid bekam, wenn sie gelesen wurde, und sie in einen offenen Chatroom bei World Online gestellt, den WOL-Room >Schwule Texaner<.

Dort sah er sich ganz gerne hin und wieder um und zog eine kleine VR-Vampirnummer ab, lockte die Tunten an, bevor er sie abstürzen ließ. Platt hatte einen tollen kleinen Piggyback-Virus, ein Trojanisches Pferd, das er in eine E-Mail einbauen konnte. Ein heißes Stück Software, das E-Mails infizierte, obwohl das angeblich gar nicht ging. Die Tunten öffneten die Mail, lasen ein paar Zeilen von dem heißen Sexzeug, das er ihnen schickte - und *zack!* infizierte der Virus ihren Rechner. Wenn sie nicht die neueste Anti-Virus-Software installiert hatten, fraß er ihre Festplatte in etwa zwei Tagen.

Geschah den Tunten recht.

Platt nahm noch einen Zug von der Mischung aus Hochprozentigem und Cola und lachte erneut auf. Er

musste an den kleinen Jay Gridley denken, wie er aus dem VR-Lastwagen sprang und sich einen Reim darauf zu machen versuchte, warum der Trottel mitten auf der Autobahn hielt. Als er es kapierte, war es zu spät. Ha!

Platt hatte eine drahtlose Modemverbindung. Er hatte ein Signal an eine Relaisstation geschickt und dann zu einem kleinen Wegwerf-Terminal, das er in einem Mietzimmer in San Diego, Kalifornien, aufgestellt hatte. Das Terminal war nur für den E-Mail-Betrieb ausgerüstet und so eingestellt, dass es sich exakt um 23 Uhr 59 Eastern Standard Time bei WOL einloggte und die Nachricht und den Squeal abschickte. Sobald der Squeal abging, schickte es das Signal zurück zur Relaisstation, die es über den Weitersender auf seinen Laptop zurückbrachte, damit er Bescheid wusste. Daraufhin löschte das Terminal seine Festplatte und seine RAM-Disk, löschte den Modemspeicher so gründlich, dass niemand es rückgängig machen konnte, und klinkte sich aus. Wahrscheinlich trat in ein, zwei Stunden ein FBI-Team die Türe des Zimmers ein, aber das ging in Ordnung. Die Aktion würde sie beschäftigen. Doch der Computer in San Diego nutzte ihnen rein gar nichts. Sie konnten keinen Hinweis auf ihn daraus ableiten. 4800 Kilometer entfernt, lachte er sich in Georgia einen ab.

Er hob sein Glas, schüttelte das Eis und hielt es zu einem Toast hoch. »Hallo, Net Force! *Happy Fucking New Year!*«

In zwei großen Schlucken trank er den Rest der braunen, leicht sprudelnden Flüssigkeit, setzte das Glas dann auf dem Tisch ab und schaltete den Laptop aus. Die verschickte Information war keine große Sache - eine Liste aller Patienten, die wegen durch Sex übertragener Krankheiten behandelt wurden und dem Atlanta CDC MedNet in den vergangenen sechs Monaten gemeldet worden waren. Kraft Gesetz mussten bestimmte Informationen an die Bundesstaaten geleitet werden,

und am Ende landeten einige davon beim Gesundheitsamt. Es gab ein paar Namen auf der Liste, die für Aufsehen sorgen konnten, Politiker, Schauspielerinnen und Schauspieler, etliche Leute aus der Welt der Hochfinanz und sogar einige exquisite Gäste, inklusive ein paar 01-prinzen. Die Liste hatte keinen wirklichen taktischen Wert, aber es war höllisch peinlich, seiner Frau erklären zu müssen, warum man wegen Tripper behandelt wurde. Hauptsächlich war sie dazu da, die Net Force ein wenig zu ärgern, um zu zeigen, dass das kleine Manifest echt war, das Hughes sich aus den Fingern gesogen hatte. Ein Waschzettel zum Wegwerfen, nichts weiter.

Draußen hallte der Lärm von Feuerwerkskörpern und Böllern durch die kalte Nacht von Georgia.

»O ja - jetzt amüsieren wir uns wirklich, was, Jungs?«

*Samstag, 1. Januar 2011, 1 Uhr  
Washington, D. C.*

Hughes saß im Bett und las eine neue Biografie des Norwegers Vidkun Quisling. Quisling, ein Karriereoffizier, dessen Name später zu einem Synonym für Verrat wurde, gründete in den späten dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts eine nationalsozialistische Partei in seinem Land, die Nasjonal Sämling. Sie brachte es nicht weit und hielt nie wirkliche Macht in den Händen, doch dann fingen die Deutschen den Krieg an und besetzten Norwegen. Quisling versuchte, eine eigene Regierung zu bilden. Sie wurde recht schnell von den Deutschen abgesetzt, aber da er ein nationalsozialistisches Eigenwächs war und einmal ein Treffen mit Hitler gehabt hatte, sahen ihn die Nazis als einen der Ihren an. Quisling wurde zu einem Kollaborateur, den man letzten Endes dafür verantwortlich machte, Hunderte von Ju-

den in die Todeslager geschickt zu haben. Nebenbei versuchte er, die Schulen und Kirchen in pro-deutsche Organisationen zu verwandeln.

Eine der ersten Aktionen der Norweger nach ihrer Befreiung bestand darin, eine große Anzahl bekannter Kollaborateure zusammenzuziehen und zu verhaften. Sie wurden rasch abgeurteilt und ebenso schnell hingerichtet.

Quisling stand ganz oben auf ihrer Liste.

Sein Biograf war überzeugt, dass Quislings Politik Deutschland den Krieg gekostet hatte. Hätte er nicht alles daran gesetzt, das Land zu nazifizieren, so hätte sich nach Überzeugung des Autors in Norwegen keine nennenswerte Widerstandsbewegung formiert. Die Norweger waren aus gutem Wikingerholz geschnitten und wahrlich keine Feiglinge, wie es die berühmte Geschichte von ihrem König und dem Judenstern bewies. Als König Hakon VII. erfuhr, dass Juden öffentlich den Davidsstern tragen mussten, um zu zeigen, wer sie waren, soll er das Symbol selbst angesteckt und sein Volk aufgefordert haben, dasselbe zu tun. Das konnte natürlich erfunden sein. Doch die Wahrheit sollte einer guten Geschichte nie im Weg stehen. Die Norweger waren auch klug genug, sich auszurechnen, in welche Richtung sich das Kriegsgeschehen drehen würde. Wenn die Dinge zu Hause nicht im Argen gelegen hätten, dann hätten sie sich in Deckung begeben und abgewartet, bis der Sturm vorübergezogen war. Doch Quislings Politik machte sie wütend.

Die Widerstandsbewegung war nie mehr als ein Stachel im Fleisch der Nazis, aber sie sorgte für ein gerüttelt Maß an Industriesabotage. Am wichtigsten unter den Sabotageakten war ein bedeutender Schlag gegen die Produktion von schwerem Wasser in Rjukan. Der Autor vertrat folgende Position: Hätten die Deutschen ihre Atomexperimente beschleunigen können, dann

hätten sie wahrscheinlich vor den USA eine funktionierende Atombombe entwickelt. Eine solche Waffe hätte das Kriegsglück zu ihren Gunsten gewendet. Ein paar atomare Sprengköpfe in V2-Raketen, von Schiffen vor dem nordamerikanischen Festland auf amerikanische Großstädte abgeschossen, hätten dafür ausgereicht.

Wenn man der Theorie folgte, war das eine vernünftige Annahme. Ein Krater mit einem Durchmesser von eineinhalb Kilometern mitten in New York oder Washington hätte den Amerikanern Kopfzerbrechen bereitet.

Zu ihrem Pech ging den Deutschen die Zeit aus. Es blieb Amerika vorbehalten, Atombomben zu bauen - die den Japanern den Garaus machten. Man hatte nicht einmal Nuklearwaffen benötigt, um die Deutschen zu besiegen.

Hughes fand, dass diese Quisling-entschied-den-Krieg-Theorie an den Haaren herbeigezogen war; und doch gab der Autor einen auf alle Wechselfälle der Geschichte zutreffenden Gedanken wieder: Ein Krieg konnte verloren gehen, weil ein Nagel fehlte. Ein Mann am richtigen Platz und zur rechten Zeit konnte den Lauf der ganzen Welt ändern. Ein beliebter Science-Fiction-Plot griff häufig auf diese Idee zurück. Was würde passieren, wenn ein Zeitreisender in die Vergangenheit führe und Hitler als Jungen erdrosselte? Oder wenn ein christlicher Fanatiker in der Zeit reiste und Christus vom Kreuz holte? Oder wenn ein tollpatschiger Paläontologe durch Zufall den ersten Vorfahren des Menschen tötete, aus dem sich die Spezies entwickeln würde?

Ein Schmetterling, der heute in Kansas mit den Flügeln schlug, trug zu dem Tornado morgen in Florida bei. Alles war miteinander verknüpft, so die Theorie.

Hughes grinste. Er markierte die Stelle mit einem Eselsohr und schloss die Biografie. Dann schaltete er

das Licht aus, machte es sich auf seinem orthopädischen Bioschaumkissen bequem und starre ins Dunkel.

Quisling war sich wahrscheinlich nicht darüber im Klaren gewesen, dass er einen Beitrag zur Geschichte leistete. Mit Sicherheit hatte er nicht als Verräter im Gedächtnis bleiben wollen. Doch ungeeignete Männer kontrollierten ihr eigenes Schicksal nicht und noch weniger, wie man sie Jahre später einschätzen würde. Schließlich wurde die Geschichte von den Siegern geschrieben.

Die Geschichte ...

Hughes hatte schon immer die Anekdote über den französischen Arzt Joseph-Ignace Guillotin gemocht. Einige Jahre vor der Revolution in die Nationalversammlung gewählt, hatte Guillotin, ein Mann der Medizin und von freundlicher Natur, offenbar das politische Hauptanliegen, die Hinrichtung von Kriminellen weniger leidvoll ablaufen zu lassen. Er war Zeuge einiger verpfuschter Kopfungen gewesen, bei denen ein Henker Skrupel bekam oder betrunken antrat und mehrmals auf den Hals eines schreienden Opfers einschlagen musste, bis es ihm gelang, den Kopf des Verbrechers abzutrennen. So etwas war Barbarei für das zivilisierte französische Volk. Die Schotten, die Engländer, *mon Dieu!*, selbst die gemeinen Polen verfügten über Maschinen, die sie bei Exekutionen einsetzten - obwohl diese hauptsächlich für Adlige bestimmt waren, um ihnen die Schande eines unfähigen Henkers zu ersparen. Also trug der Doktor dazu bei, ein Gesetz durchzubringen, dem zufolge öffentliche Hinrichtungen von einer Maschine durchgeführt werden sollten, die nicht fehlen konnte. Sie sollte gegenüber den Verurteilten - reich und arm - menschlicher sein.

*Le Docteur* hatte kaum als der Mann in die Geschichte eingehen wollen, der für den Kopfungsmechanismus verantwortlich war, der zuerst als *La louisette* bezeich-

net wurde. Er hatte gewiss *nicht* erleben wollen, wie die Maschine, bei deren Erfindung er seine Hand nicht im Spiel gehabt hatte, den Namen *la guillotine* erhielt, der am Ende auch hängen blieb.

Welch ein wundervolles Vermächtnis für seine Verwandten. Ein Familienname, der die Leute nach Luft schnappen ließ und Abscheu erregte, wie allerliebst musste das gewesen sein. Und welche Ironie, bedachte man die Absichten des *Docteur*.

Aber Männer wie Quisling und Guillotin waren nicht weitsichtig gewesen und besaßen nicht Hughes' Intelligenz. In wenigen Tagen würde er nach Guinea-Bissau fliegen, um sich mit dem Präsidenten des kleinen Landes an einen Tisch zu setzen und ein Geschäft abzuschließen, das eines Tages als einer der gewagtesten und cleversten Schachzüge aller Zeiten gelten würde. Wenn die Geschichte von den Siegern geschrieben wurde, dann würde er mit Sicherheit seine Version schreiben.

Daran zweifelte er keinen Augenblick.

*Samstag, 1. Januar 2011, 7 Uhr 00*

*Washington, D. C.*

In ihrer Küche hielt Toni den verhüllten Kris in beiden Händen, während sie darauf wartete, dass der Kaffee durchlief. Der Tradition nach wollten Silatkämpfer keinen >gebrauchten< Kris. Wenn man nicht wusste, wem er gehört hatte oder wofür er gebraucht worden war, erbte man womöglich einen bösen *hantu*. Vielleicht sah man sich durch eine schlechte Klinge, die in Blut und Karma getaucht war, mit Toten verbunden. Aber da dies der Familiendolch der Meisterin war, war er sicher über jeden Zweifel erhaben.

Vielleicht besaß er genug Magie, um ihr in Sachen

Alex zu helfen. Sie hatte ihn beim Schlafen in der hölzernen Scheide auf ihrem Nachttisch gelassen, die Klinge von ihrem Kopf weggedreht. Sie war willens, jede Hilfe anzunehmen, die sie bekommen konnte ...

Auch wenn sie seinetwegen gerade eingeschnappt war. Die Geschichte von seinem kleinen Abenteuer während des Angriffs auf die Terroristen in der Wüste hatte nicht lange gebraucht, um zu ihr vorzudringen. Selbstverständlich hatte nicht er sie ihr erzählt, aber er hatte auch nicht lange gebraucht, um herauszufinden, dass sie es wusste. Er war der Commander der Net Force, kein Fußsoldat! Wie konnte er es wagen, sich selbst so in Gefahr zu bringen?

Toni musste grinsen, als die Kaffeemaschine sich diesen Moment aussuchte, um den letzten Kaffee in die Kanne zu sprotzen, eine Art gurgelndes Geräusch wie von brodelnden Himbeeren, als wollte sie sich über sie lustig machen.

Sie legte den Kris sanft auf ein sauberes Geschirrtuch auf dem Tisch und nahm eine Tasse aus dem Küchenschrank. Nun gut. Das Leben wurde nie langweilig.

*Samstag, 1. Januar 2011, 1 Uhr  
Oro, Kalifornien*

Joanna Winthrop stand in der warmen Frühlingssonne und wartete auf die Ankunft des Zuges. Sie trug ein langes, gelb gemustertes Kleid und eine Haube und hielt eine kleine braune Schulmappe in Röhrenform in der Hand. Man schrieb das Jahr 1916. Sie befand sich auf dem Bahnhof von Oro in Nordkalifornien. Die umliegenden Fichten und Erlen hatten frische grüne Triebe, um Persephones Rückkehr aus der Unterwelt zu feiern. Joanna war als Kind von dem Mythos beeindruckt gewesen, wie der Herrscher der Unterwelt die schöne

Persephone entführte und wie ihre Mutter, Demeter, die Göttin der Ernte, vor Kummer so niedergeschlagen war, dass sie der Menschheit den Rücken zukehrte und einen grausamen Winter verursachte, in dem keine jungen Pflanzen sprießen konnten.

Joanna hatte immer mit Frauen sympathisiert, die ob ihrer Schönheit in eine Zwangslage gerieten.

Dem Mythos zufolge hatte Zeus nach einem Jahr dieses kalten Elends schließlich interveniert und Hermes gesandt, um den Herrscher der Unterwelt um Persephones Freiheit zu bitten. Der war über diese Forderung nicht glücklich, denn auf seine raue Art liebte er die Frau, die er entführt hatte, um sie zu der Seinen zu machen. Doch wenn überhaupt, riskierte man es nur mit großer Vorsicht, Zeus' Zorn auf sich zu ziehen, und so wurde Persephone freigelassen. Demeter war so glücklich, dass die Blumen erblühten und das Gras wuchs und der Frühling kam. Leider hatte ihre Tochter während ihres Aufenthalts in der Unterwelt Granatapfelkerne gegessen - diese Geschichten hatten immer einen Haken -, und deshalb musste Persephone jedes Jahr für eine gewisse Zeit in die Unterwelt zurückkehren. Jedes Mal führte Demeters Trauer über den Verlust ihrer Tochter dazu, dass der Winter auf die Erde niederging...

Eine wunderbare, fantasievolle Geschichte, um die Jahreszeiten zu erklären. Obwohl man meinen sollte, dass Demeter nach ein paar tausend Jahren die Tochter nicht mehr an ihrem Rockzipfel dulden würde. Bei den Göttern mussten die Uhren anders gehen.

Schade, dass Zeus ihr nicht zur Verfügung stand, um den Hacker zu finden, der ihren Computer benutzt hatte. Sie konnte Hilfe gebrauchen. Der Kerl hatte eine Spur hinterlassen, aber sie war undeutlich und voller Minen. Langsam wurde Joanna richtig sauer. Wenn sie diesen Hacker fand und dem FBI übergab, hoffte sie,

ihm wenigstens einmal in die Eier treten zu können, bevor sie ihn abführten. Seinen angeblich sicheren Rechner für Sabotageakte missbraucht zu sehen war, gelinde gesagt, peinlich.

Es war eine Sache, zum falschen Zeitpunkt als Schönheit wahrgenommen zu werden. Etwas völlig anderes war es, in seinem Beruf als inkompetent angesehen zu werden.

Der einfahrende Zug gab zwei dampferzeugte Pfiffe von sich, die im Bahnhof widerhallten. In ihrem Szenario warteten nur wenige weitere Passagiere; keiner schenkte ihr Beachtung. Joanna mochte jene Zeit. Sie erlaubte ihr, Kleidung zu tragen, die ihre Formen und einen Großteil ihres Gesichtes verhüllten. 1916 waren die Leute höflich zueinander gewesen, und der Lebensrhythmus war kurz vor dem Eintritt Amerikas in den Ersten Weltkrieg eher gemächlich als munter.

Die Lok fuhr ein, hinter sich einen Passagierzug mit etwa 16 Waggons. Sie stieß Rauchwolken aus, die großen Räder quietschten und kamen zum Stehen.

Es spielte keine Rolle, wie viele falsche Fährten dieser Fuzzy gelegt hatte, sie würde ihn auf jeden Fall aufspüren ...

*Montag, 3. Januar, 8 Uhr 02  
Quantico, Virginia*

Alex Michaels lehnte sich in seinem Stuhl zurück und wünschte, er wäre irgendwo anders, ganz gleich, wo - Hauptsache, er müsste sich nicht von einem von Senator Whites Mitarbeitern durchs Telefon anblaffen lassen.

»Sie verstehen unser Problem, nicht wahr, Commander?«

O ja, er verstand. Er gab ein Geräusch der Zustimmung von sich, die nicht der Wahrheit entsprach: »Hmhm.«

Der Kongress war noch im Urlaub, aber die Stabsmitarbeiter brachten eine Menge Arbeit zu Ende, wenn ihre Chefs nicht da waren. Wahrscheinlich mehr, als wenn sie anwesend waren und ihnen ihm Weg standen. In Wahrheit wurde Washington von den Mitarbeitern in Gang gehalten. Ohne sie hätten die meisten Kongressabgeordneten und Senatoren nicht die geringste Ahnung, was vorging. Michaels war mehr als erstaunt, dass einige der einflussreichsten Politiker im Land überhaupt gewählt worden waren. Einige dieser Helden mussten wahrscheinlich an der Hand zur Toilette geführt werden, wo man ihnen zeigte, wie sie den Reißverschluss aufbekamen.

»Ich kann Sie also auf die Liste für die morgige Anhörung setzen?«

Michaels dachte einen Augenblick darüber nach. Und wenn er Nein sagte? Das wäre lustig. Sie würden ihn vorladen müssen. Würden die Net-Force-Sicherheitsleute einen Bundesmarshal aufhalten, der eine Vor-

ladung überbringen wollte, wenn er sie dazu anwies? Wahrscheinlich, doch irgendwann würde er das Gebäude verlassen müssen. Und der gute Senator würde eine Menge politisches Kapital daraus schlagen, falls er sich weigerte, sich freiwillig auf den heißen Stuhl zu setzen. Hatte der Commander der Net Force etwas zu verbergen? Ein ehrbarer Mann fürchtet sich nicht vor ein paar Fragen, oder?

»Wird mir ein Vergnügen sein, vor dem Komitee des Senators auszusagen.«

»Danke, Sir. Acht Uhr, am Montag, dem 10. Ich schicke Ihnen eine E-Mail zur Bestätigung.«

»Das wird nicht wieder eine dieser wochenlangen Geschichten, Ron?«

»Nein, Sir. Der Senator geht am 12. auf eine Spritztour, äh, eine Informationsreise nach Äthiopien, das heißt, wir werden am Dienstag zusammenpacken.«

Also würde er schlimmstenfalls für einen oder zwei Tage auf dem heißen Stuhl sitzen, vorausgesetzt, niemand sonst stand auf dem Programm. Aber es war unwahrscheinlich, dass er das einzige Opferlamm sein sollte - Whites Komitees hatten immer eine Menge Opfer zum Aufspießen. Was für ein Idiot.

Nachdem er eingehängt hatte, beugte sich Michaels müde in seinem Sessel nach vorne. Er hätte nichts lieber getan, als den Tag freizunehmen, einen schönen, langen Fahrradausflug zu machen, den kalten, frischen Morgen zu genießen und dabei ein wenig ins Schwitzen zu kommen. Oder - wenn er schon bei Wunschträumen war - wie wäre es mit einer Woche auf Tahiti? Am Strand liegen, die Strahlen in sich aufsaugen, soweit die Sonnencreme sie durchlassen würde, Kokoswasser und tropische Säfte und Rum trinken. Zuhören, wie sich die Wellen brachen. Junge, hörte sich das gut an.

Er grinste in sich hinein. Auf seinem Schreibtisch lag ein Haufen Arbeit, den er nicht einmal dann erledigen

konnte, wenn er einen Monat lang 24 Stunden am Tag arbeitete. Je mehr sich anhäufte, desto mehr Lust bekam er, die Beine hochzulegen. Ging das jedem so? Oder war es ein widersprüchlicher Zug in ihm, so wie der Wunsch, Geld auszugeben, immer dann am größten wurde, wenn man pleite war?

*Na ja. Du wusstest, dass der Job gefährlich ist, als du ihn angenommen hast, stimmt's?*

Stimmt.

*Montag, 3. Januar, 11 Uhr 15*

*Quantico, Virginia*

John Howard saß auf Doc Kyles Couch in der Klinik des Stützpunkts und sah zu, wie der ältere Mann die Computerausdrucke überflog.

Kyle schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, John. Röntgenaufnahmen, EEG, EKG, Sonogramme, MRI, MEG, alles ist normal. Sie haben einen Blutdruck wie ein Mann, der halb so alt ist wie Sie, Ihre Reflexe sind großartig, es gibt nichts, das da ungebeten in einer dunklen Ecke vor sich hinwachsen würde. Sie haben weder Aids, noch Hepatitis, Prostatakrebs oder Herpes. Ihr Cholesterinspiegel ist niedrig, Ihre Leberwerte sind gut, die Hormone normal - alle Blutwerte sind okay, abgesehen vielleicht von einem leichten Anstieg der weißen Blutkörperchen, was einen Virus andeuten könnte. Kann auch ein Laborfehler sein, so wenig ist es. Sie sind das gesündeste Exemplar, das mir in diesem Monat unter die Augen gekommen ist.« »Warum bin ich dann die ganze Zeit so müde?« Kyle, ein gestandener Colonel, war sechzig und ein Karrieresoldat. Howard ließ sich seit Jahren von ihm behandeln. Kyle grinste. »Na, sehen Sie, keiner von uns wird jünger. Ein Mann in Ihrem Alter muss begreifen,

dass er nicht für immer mit seinen Rekruten die Grundausbildung durchstehen kann.«

»Ein Mann in meinem Alter? Aber ich bin doch kein Mann in meinem Alter!«

Kyle lachte. »Ach, kommen Sie, wenn man die vierzig überschreitet, muss man eben ein wenig kürzer treten. Sicher, Sie können die Jahre mit ausgewogener Ernährung und Sport unter Kontrolle halten, sie sogar ganz gut überspielen, aber die Zeiten, in denen man sich die ganze Nacht Wein, Weib und Gesang hingeben und am nächsten Tag einen vollen Tornister schultern und alles hinter sich lassen konnte, liegen hinter Ihnen. Was Sie als frisch gebackener Lieutenant als leichtes Training betrieben haben, ist für einen Colonel, der der Vater dieses Jungen sein könnte, einfach zu viel.«

»Sie meinen, ich soll es langsamer angehen.«

»Nicht >sollen<. Sie *werden* es langsamer angehen, das liegt in der Natur der Dinge. Sie sind besser in Form als die meisten Zwanzigjährigen, die ich hier sehe, keine Frage. Aber Tatsache ist, dass ein Zwanzigjähriger in Topform mehr Kraft in den Beinen hat, sich schneller regeneriert und mehr Energie hat als ein Vierzigjähriger in Topform. Ich meine nicht, dass Sie Ihren Hintern in einem Schaukelstuhl parken, an Ihrem Zahnfleisch lutschen und auf das Greisenalter warten sollen, aber Sie müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Wenn Sie viermal die Woche in den Kraftraum gehen, machen Sie zweimal daraus. Wenn Sie zehn Meilen am Tag laufen, gehen Sie auf fünf herunter. Wärmen Sie sich mehr auf, streichen Sie vor und nach einem schweißintensiven Training, geben Sie sich mehr Zeit zum Regenerieren. Sie haben nicht mehr die gleichen Reserven wie einst, ganz einfach. Man kann ein altes Flugzeug ganz gut in Schuss halten, aber früher oder später kommt es beim Metall zu Materialermüdung, egal wie oft man den Motor und die Hydraulik überholt.«

Howard starrte ihn an. Es war ja nicht so, dass ihm der Doc sein Todesurteil überreichte ...

Oder doch, das war es. Genau das tat er. Er erinnerte ihn daran, dass das Grab auf ihn wartete - und näher war als früher.

*Genau das wollte ich hören.* Howard stieß einen Seufzer aus. »Na gut. Danke, Doc.«

»Nehmen Sie's nicht so schwer, mein Junge. Sie haben noch ein paar gute Jahre vor sich. Wollen Sie, dass ich Ihnen Dörrpflaumen und Geritol verschreibe?«

Draußen war der Januarhimmel klar und kalt. Howard ging auf sein Büro zu und dachte über das nach, was Kyle gesagt hatte. Okay, er würde das Training etwas ruhiger angehen lassen, mal sehen, ob das half. Wenn der Doc Recht hatte, würde er sich dann besser fühlen.

Natürlich würde er sich auch schlechter fühlen, weil er dann wüsste, dass es sich nicht um etwas handelte, das sich einfach richten ließ. Niemand hatte bisher ein Mittel gegen das Älterwerden gefunden. Und nun begriff er zum ersten Mal, dass es auch ihm so gehen würde. Irgendwie hatte er immer das Gefühl gehabt, er würde neunzig werden und bis auf ein paar Falten so aussehen und sich fühlen wie mit zwanzig oder dreißig.

Vielleicht sprach doch etwas dafür, in der Schlacht zu fallen, wenn der Geist noch scharf und das Auge nicht von der Zeit getrübt waren. Wenigstens ging es schnell. Vielleicht war es besser, ausgebrannte Asche zu sein als alter Staub.

*Montag, 3. Januar, 11 Uhr 15  
Washington, D. C.*

Tyrone war am Ende.

Er stand im CardioSports, zwischen Blutdruckmessgeräten und einem Display mit Stoppuhren, und blick-

te durchs Schaufenster hindurch in die Mall. Hinter dem Ständer mit den Skijacken war er von den Restauranttischen aus nicht zu erkennen, die genau auf der anderen Seite des Hauptgangs der Mall standen. Aber er konnte Bella sehen, die an einem der Tische saß.

In Begleitung.

Belladonna Wright saß neben Jefferson Benson, hielt seine Hände und lächelte ihn an.

Lächelte ihn an.

O nein!

Er fühlte sich, als müsste er sich gleich übergeben. Als hätte ihm jemand einen so heftigen Schlag auf den Solarplexus versetzt, dass er nicht atmen konnte. Er empfand eine heißkalte Mischung aus traurig-schmerzlicher Verzweiflung und koploser, mordlüsterner Wut. Er wollte schreien, zu Bellas Tisch rennen, Jefferson die Fäuste ins Gesicht schlagen, ihn so oft treten, dass er ihm jeden einzelnen Knochen brach. Und anschließend auf ihn draufspucken.

In Belladonna Wrights Lügnergesicht schauen wollte er allerdings nicht. Nicht in diesem Moment.

Er hatte nachmittags Schule, genau wie sie, und sie gefragt, ob sie vorher in die Mall ging. Ob sie sich vor dem Unterricht treffen und einen Happen essen wollten.

Nein, sagte sie, nicht heute. Sie müsse ein paar Besorgungen machen und gehe deshalb nicht in die Mall. Sie würden sich später in der Schule sehen.

Okay. Das konnte man akzeptieren.

Und nun war sie doch da. Saß mit Benson zusammen, hielt seine Scheißhände und lächelte ihn an.

Tyrone tat so, als betrachtete er die Pulsuhren, unfähig wegzusehen. Es war, wie wenn man jemanden in einem Video etwas wirklich Bescheuertes tun sah, etwas so Dummes, dass es peinlich war, es nur anzuschauen. Man wollte wegschauen, konnte aber nicht

und guckte weiter zu. Er wollte nicht hier sein. Er wollte nicht wissen, dass Bella ihn angelogen hatte. Er wollte nicht sehen, wie sie mit Benson Händchen hielt. Aber er konnte sich nicht bewegen, konnte den Kopf nicht wegdrehen. Er musste zuschauen. Selbst wenn es sich anfühlte, als hätte er ein Tier im Magen, mit Zähnen und Klauen, das versuchte, sich aus ihm herauszufressen.

Nie hätte er es erfahren, wenn er nicht hergekommen wäre, um ein Geburtstagsgeschenk für seinen Vater zu suchen. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, dass Bella in der Mall sein könnte. Sie hatte gesagt, dass sie nicht hingehie, und er wäre nie auf die Idee gekommen, etwas anderes zu glauben. Keinen Gedanken hatte er daran verschwendet.

Sie hatte ihn angelogen.

Während er sie beobachtete, stand Bella auf, und Benson tat es ihr nach. Sie gingen um den Tisch herum aufeinander zu. Dann beugte sich Benson zu ihr.

Tyrone wollte schreien, sich mit den Fäusten auf den Kopf trommeln.

Es passierte das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte: Benson küsste sie.

Nein, es gab noch etwas Schlimmeres - sie erwiderte den KUSS. Tyrone sah, wie ihre Münder sich bewegten und wusste, dass es ein Zungenkuss war. Benson legte seine Hand auf ihren Hintern. Zog sie an sich.

Bella schob seine Hand nicht fort.

Es dauerte eine Ewigkeit. Eine Million Jahre.

Schließlich kamen sie zum Ende. Benson drehte sich um und ging in eine Richtung, Bella in die andere.

Tyrone stand wie angefroren da, eine müde alte Bronzestatue, unfähig, auch nur zu zwinkern. Es war wie bei dem Ausflug zum Fallschirmspringen nach Florida, der große Sprung in die Tiefe. Sein Magen flatterte, und der Inhalt kam ihm hoch bis in die Kehle. Außen

war er paralysiert, doch seine Eingeweide bewegten sich hin und her wie ein Schlangennest.

Was sollte er tun? Hinausgehen und ihr gegenüberstehen? Ihr sagen, dass er nur zufällig da war? Sehen, was sie antwortete? Ob sie ihn noch einmal anlügen würde?

Wollte er das wissen?

O Mann! Er wollte sterben. Sofort, an Ort und Stelle. Einfach in einer Wolke aus Feuer und Rauch aufgehen und tot sein und das alles nicht wissen müssen, nicht darüber nachdenken müssen, sich nicht damit *befassen* müssen.

Bella hatte ihn betrogen. An dieser Erkenntnis führte kein Weg vorbei. Sie hätte ihm erklären können, dass sie in der Mall war, vielleicht sogar, dass sie Benson zufällig getroffen und mit ihm zu Mittag gegessen hatte. Aber den letzten Teil konnte sie ihm auf keinen Fall erklären. Den KUSS. Die Hand auf ihrem Hintern.

In diesem Augenblick hasste er Jefferson Benson so, dass er ihn umgebracht hätte, wenn er eine Möglichkeit gesehen hätte, das zu tun und ungeschoren davonzukommen. Vielleicht sogar, wenn er nicht damit durchkam. Aber Benson war nicht das eigentliche Problem. Bella war das Problem. Was wirklich wehtat, war, dass Bella sich von ihm hatte küssen lassen. Dass Bella gewollt hatte, dass er sie küsst. Dass sie es genossen hatte.

Sie wollte einen anderen. Nicht ihn.

Das war es, was Tyrone am meisten verletzte.

Was sollte er tun?

Wie sollte er damit leben?

In diesem Moment konnte er keine Möglichkeit erkennen. Überhaupt keine.

*Montag, 3. Januar, 12 Uhr 10*

*Quantico, Virginia*

Julio Fernandez stand in der Kälte am Start des Hindernisparcours, neben der Klimmzugstation. Die morgendliche Trainingsgruppe war gekommen und gegangen, und die Nachmittagsgruppe kam erst nach dem Mittagessen. Einige Zivilangestellte des FBI liefen die Strecke hin und wieder mittags, zusammen mit älteren Soldaten, die sich in Form halten wollten, doch im Moment war er der Einzige an den Klimmzugstangen.

Er verbrachte fünf Minuten damit, sich aufzuwärmen, kreiste die Schultern und dehnte die Nackenmuskeln. Wenn er das nicht tat, würde er wahrscheinlich seine Trapezmuskeln überbeanspruchen und eine Woche lang mit steifem Nacken herumlaufen. Darauf legte er keinen Wert, schon gar nicht in seinem Zustand.

Es gab vier Sets mit je drei Stangen - Hartholzstangen, jede 75 Zentimeter lang und vier Zentimeter im Durchmesser, die auf druckbehandelten Holzpfosten lagen. Die niedrigste befand sich etwa zwei Meter über dem Sägemehl auf dem Boden, die mittlere dreißig Zentimeter höher und die höchste dreißig Zentimeter über der mittleren. Normalerweise hätte er leicht hochspringen und die höchste Stange greifen können, aber sein Bein bereitete ihm mehr Beschwerden, als er sich anmerken ließ. Bevor der Muskel sich nicht ein wenig erholt hatte, würde er sich beim Basketball keine Dunkings leisten können. Oder hochspringen, um die höchste Klimmzugstange zu fassen. Aber er konnte

problemlos die mittlere greifen. Wie er es jetzt tat, die Handflächen nach vorne, mit einem vollen Griff, der ungefähr zwanzig Zentimeter breiter war als seine Schultern. Es spielte eigentlich keine Rolle, wie hoch die Stange war, denn er zog bei den Klimmzügen die Beine zu einem L-Sitz hoch, um gleichzeitig seine Bauchmuskeln zu trainieren. Ein bisschen wie ein Turner, obwohl er nicht viele Punkte dafür bekommen würde. Er streckte die Zehen nicht genug aus.

Er zog die Hüfte hoch, streckte die Beine - selbst das konnte er in seinem verletzten Bein spüren -, dann zog er sich nach oben, mit halber Geschwindigkeit, und ließ sich im selben Tempo hinunter, so dass er ausgestreckt dahing. Alles andere trainierte den Latissimus nicht genug.

Eins.

Er wiederholte die Bewegung, dann noch einmal, allmählich im Rhythmus.

... drei... vier ...

Im L-Sitz war es anstrengender, aber darum ging es ja. Er wollte nicht wissen, wie viele er schaffte, auch nicht schummeln, sich nur halb herunterlassen und dann wieder hochpumpen. Das Ziel war, die Muskeln arbeiten zu lassen.

... fünf ... sechs ... sieben ... acht...

Manche Leute griffen verkehrt herum, mit den Daumen über der Stange, um mehr Zugkraft zu haben, anstatt sie unten durch und über die Finger zu führen. Und manche benutzten Stützmanschetten. Sie erklärten, dass ihre Armmuskeln und Hände schneller müde würden als ihre Lats und Klimmzüge hauptsächlich eine Übung für den Lat seien.

... neun ... zehn ... elf ...

Fernandez fand, dass es wenig Sinn hatte, wenn sein Rücken so stark war, dass seine Hände nicht mithalten konnten. Es würde einem nicht viel bringen, einen Lat

wie Supermann zu haben, wenn man keinen ausreichend starken Griff hatte, um ihn zu benutzen.

... zwölf ...

Er ließ die Beine hängen und löste den Griff von der Stange. Jetzt war er recht gut aufgewärmt. Er schüttelte Hände und Arme aus, rollte die Finger ein und streckte sie aus, kreiste die Schultern einige Male. Dann drehte er die Hände um, mit den Handflächen zu sich, und griff die Stange mit einem Unterhandgriff, dieses Mal etwa Schulterbreit. Das war der einzige Unterschied zwischen Chins und Pull-ups, den zwei Arten von Klimmzügen: ob die Handflächen vom Körper weg oder zu ihm zeigten.

Eins ... zwei... drei ... vier ...

Der Bizeps fing als Erstes an zu brennen, doch die Unterarme waren auch ganz gut dabei.

... fünf ... sechs ... sieben ... acht...

Es wurde allmählich anstrengend. Er atmete scharf aus, saugte die Lunge voller Luft, stieß sie aus.

... neun ...

Komm schon, Julio, du schaffst es!

Er ließ sich herunter, hielt die Stange einen Moment lang umklammert und löste sich dann.

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie den letzten schaffen«, sagte eine Frauenstimme hinter ihm.

Er drehte sich um. Joanna Winthrop.

Fernandez grinste. »Ich auch nicht. Klar, wenn ich gewusst hätte, dass Sie da stehen, hätte ich noch ein paar mehr drangehängt. Es würde mir nicht gefallen, wenn Sie mich für ein Weichei halten.«

Sie trug Laufschuhe und einen Trainingsanzug, dunkelblaue Hosen und ein passendes Kapuzenshirt mit dem Net-Force-Logo auf der Brust. »Ich glaube nicht, dass ich das denken würde. Zwölf Chins und zehn Pull-ups? An einem guten Tag schaffe ich sechs von einer der beiden Varianten. Nicht von beiden.«

»Ich möchte nicht, dass Sie sich schlecht fühlen. Wie war's also, wenn ich die einhändigen weglassen?«

Sie lachte. »Danke. Das weiß ich zu schätzen.«

»Was führt Sie hierher?«

»Zu viel Zeit am Schreibtisch. Ich muss immer wieder mal raus, um den Kopf freizubekommen.«

»Kann ich verstehen.«

»Wie geht's dem Bein?«

»Wollen Sie die Macho-Antwort? Oder die Wahrheit?«

»Ach, bitte beide.«

»Gut. Die Macho-Antwort lautet: >Kein Problem. So 'ne alberne kleine Schusswunde kann einen echten Mann nicht stoppen. Zum Henker, ich hab' mich schon beim Anziehen schlimmer verletzt. Ich wollte gerade auf die Laufstrecke. Danach renne ich wahrscheinlich ein paar Mal ums Grundstück, und dann schaue ich, ob ich irgendwo bei einem Rugbyspiel einsteigen kann.<«

»Aha. Und die Wahrheit?«

»Das Scheißbein tut weh, ist steif, und wenn ich auf die Strecke gehe, schaffe ich es wahrscheinlich fluchend wie ein Seemann halb zum ersten Hindernis, bevor ich zusammenbreche und vor Schmerzen brülle.«

Sie lachte wieder. Es gefiel ihm, wenn sie lachte. Sie verlor dabei etwas von der Anspannung in ihrer Miene, die sie ein wenig zu kühl für eine Annäherung machte.

»Sie werden den Machos einen schlechten Ruf verpassen, Julio, wenn Sie so etwas zugeben.«

»Ich vertraue darauf, dass Sie ein Geheimnis zu wahren wissen«, antwortete er, das Gesicht so ernst wie möglich. »Wenn das herauskommt, bin ich als Mutter-söhnchen abgestempelt, und man wirft mich auf der Stelle aus der Gesellschaft echter Männer.«

»Ich schweige wie ein Grab.«

Sie lächelten einander an.  
»Laufen Sie?«, fragte Julio.  
»Das hatte ich vor.«  
»Wie war's, wenn ich mithumple und ein bisschen zusehe?«  
»Damit kann ich leben.«  
Sie fing an, ihre Beine zu dehnen. Er ging zu dem Gestänge, lehnte sich daran und sah ihr zu.

*Montag, 3. Januar, 12 Uhr 15  
Quantico, Virginia*

Alex war etwas spät dran. Als er die Sporthalle betrat, war Toni schon umgekleidet und aufgewärmt und übte Sempok- und Depok-Stellungen. Sie ging in den Sitz hinunter und sprang dann auf.

»Entschuldigung«, rief er auf dem Weg in die Umkleide. »Ich hatte noch einen Anruf.«

»Schon gut.«  
Eine Minute später war er wieder da, in einem schwarzen T-Shirt, schwarzer Baumwollhose und einem weißen Stirnband. Dazu trug er Ringerschuhe. Es wurde nicht gern gesehen, wenn man mit Schuhen trainierte, die Spuren hinterlassen konnten.

Toni verbeugte sich und wies ihn an, seine *djuru* zu üben. Er kannte nur die Erste, doch es war offensichtlich, dass er zu Hause trainiert hatte. In ein oder zwei Monaten war er so weit, mit der zweiten *djuru* anzufangen. Recht schnell. Sie hatte vier Monate gebraucht, bis die Meisterin ihr die zweite *djuru* gezeigt hatte.

Nach etwa einer Viertelstunde unterbrach sie die Übung. Er war ins Schwitzen gekommen, sein T-Shirt feucht und das Stirnband durchgeschwitzt. Sie ging zu ihrer Jacke, die zusammengelegt an der Wand lag, beugte sich hinab und zog den Kris unter dem Klei-

dungsstück hervor. Sie kam zu Alex zurück und zeigte ihm die Waffe. »Sehen Sie sich das mal an.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ist das aus Indonesien?«

»Ja. Man nennt es Kris. K-r-i-s. Manchmal auch mit einem E nach dem K, manchmal mit Doppel-s. Meine Meisterin hat ihn mir geschenkt, als ich über Weihnachten zu Hause war. Er gehörte ihrem Urgroßvater und ist seit mehr als zweihundert Jahren im Familienbesitz.« Sie hielt ihm die Waffe hin.

Er zog sie aus der Holzscheide und betrachtete die Klinge. »Beeindruckend. Wie hat man diese Farbe und Textur hergestellt?«

»Die Form heißt *dapor*. Das hier ist ein *kris luk*, mit der gewundenen Klinge. Die Windungen entsprechen immer einer ungeraden Zahl. Es gibt auch gerade Kris. Die Klinge entsteht aus dem Zusammenschweißen und -hämmern verschiedener Metalle oder Stahlarten, die dann zu einem Stück geschmiedet werden. Es ist verätzt. Sie benutzen Zitronen- oder Limonensaft und Arsen, um die Klinge zu schwärzen und die Muster im Stahl hervorzubringen. Das Oberflächenmuster heißt *pamor*. Es hat große Bedeutung, welche *dapor* und *pamor* eine Klinge aufweist und wer sie wie hergestellt hat.«

»Die Sicherheitsleute haben nichts gesagt, als Sie das hereingebracht haben?«

»Ich habe ihnen erklärt, dass es ein Briefbeschwerer ist. Fühlen Sie die Klinge.«

»Nicht sehr scharf«, konstatierte er, während er mit dem Daumen darüber fuhr.

»Das liegt daran, dass es in erster Linie eine Wurfwaffe ist. Man benutzt einen Kris nicht im Haushalt, nur gegen einen Feind oder ein wildes Tier. Er ist vor allem eine rituelle Waffe, obwohl er sehr wohl in den Händen eines Experten zum Töten verwendet werden

kann. Lange Zeit wurde er bei offiziellen Hinrichtungen eingesetzt.«

Alex wog die Waffe in der Hand. »Interessant. Ist er wertvoll?«

»In Geld ausgedrückt wahrscheinlich einige tausend Dollar. Aber der wahre Wert liegt in dem Gegenstand selbst. Die Kris werden von vielen Indonesiern als kleine Heiligtümer angesehen. Die Waffenschmiede heißen *empu*. Je nachdem, wie einer den Kris herstellt und welche Wünsche der Auftraggeber hat, können gewisse ... Zauberkräfte in den Prozess integriert werden. Viele traditionelle Kris sind dazu gedacht, Glück zu bringen, im Krieg, in der Liebe oder im geschäftlichen Bereich.«

»Und der hier?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich weiß es noch nicht. Es scheint, dass sich der Zauber dem Träger anpasst.« *Glück in der Liebe*, hoffte sie.

»Sie werden mich damit nicht erstechen, oder?«

Sie lächelte. »Und den Sicherheitsdienst verärgern? Nein, wir üben lieber erst mal mit dem Holzmesser. Aber ich wollte, dass Sie ihn sehen.«

Er steckte den Dolch zurück in die Scheide und gab in ihr. »Danke, dass Sie ihn mir gezeigt haben.«

Sie nahm den Kris und schob ihn wieder in die Jacke. Dann sagte sie: »Also gut, arbeiten wir ein wenig an Ihrer *djuru*. Schlagen Sie genau hierher.« Sie zeigte auf ihre Nasenspitze.

Alex machte einen Schritt und versuchte einen halbherzigen Schlag auf ihre Nase. Sie wehrte ihn mühelos mit einem Doppelblock ab. »Das ist kein Fauststoß. Und ich möchte sehen, dass die andere Hand die rechte unterstützt. Das ist nicht viel langsamer. Denken Sie daran, diese Hand« - sie hob die rechte Faust - »zieht nie ohne die andere in den Kampf.« Sie legte die linke Hand auf den rechten Unterarm. »Genau wie in der *djuru*.«

»Kann ich etwas fragen?«

»Sicher.«

»Warum?«

»Weil Silat auf Strukturprinzipien beruht, nicht auf roher Kraft. Man muss die Basis, den Winkel und den Hebel haben, aber man muss auch die richtige Technik verwenden, um sie zu bekommen. Sehen Sie, Sie sind größer und stärker als ich, und wenn Sie wirklich hart zuschlagen, kann ich den Angriff mit bloßer Muskalkraft wahrscheinlich nicht abwehren. Aber wenn ich meinen Block unterstütze und meine Hüften richtig positioniert sind, habe ich einen mechanischen Vorteil. Denken Sie daran, diese Kunst wurde im Gedanken entwickelt, dass der Angreifer im Ernstfall größer, stärker, schneller und wahrscheinlich bewaffnet ist, außerdem in der Überzahl. Vielleicht verfügt er auch über vergleichbare Fertigkeiten wie Sie. Einen Mann Ihrer Größe oder einen kleineren können Sie vielleicht mit Kraft besiegen, aber nicht drei oder vier, die größer und stärker sind.«

»... und schneller«, fügte Alex hinzu. Seine Stimme war trocken. »Und die Profis sind.«

Sie lachte. »Genau. Aber Schnelligkeit und Kraft und sogar Kampferfahrung sind nicht annähernd so wichtig wie das Timing. Fragen Sie mich, was für Komiker das Wichtigste ist.«

»Was?«

»Los, fragen Sie.«

»Also gut, was ist für Komiker d...«

»Timing!«, unterbrach sie.

Er lächelte. »Okay.«

»Sie werden's schon lernen. Übung macht den Meister. Also, noch mal. Schlagen Sie zu.«

Er machte einen Schritt und schlug noch einmal mit rechts zu, dieses Mal härter und mit Unterstützung der linken Hand.

Toni blockte und zeigte ihm den Konter. »Gut«, sagte sie. »Noch mal.«

Das lief doch ganz gut, dachte sie. Vielleicht brachte der Kris ja wirklich Glück in der Liebe. Und das wäre doch was.

*Dienstag, 11. Januar, 9 Uhr 50*

*Bombay, Indien*

Jay Gridley betrat den kleinen Tabakladen. Eine Glocke, die mit einer Feder am Türrahmen angebracht war, klingelte. Sie erklang ein weiteres Mal, als sich die Türe mit einem dumpfen Geräusch hinter ihm schloss. Der Tabakladen lag nicht weit vom Government House entfernt an einer der feuchteren Straßen gegenüber der Back Bay. Man schrieb die späten Neunzigerjahre des 19. Jahrhunderts, und die britische Herrschaft stand noch in voller Blüte. Natürlich gehörte Bombay zu Indien, aber die englische Flagge hing schwer über der Stadt und über dem ganzen Land.

Im Inneren des Ladens war es düster. Aromatische bläuliche Rauchschwaden hingen in der Luft. Der Mann hinter dem Tresen war dunkel, ein Einheimischer in einem weißen Hemd und Sommeranzug. Der Duft seiner Tabakmischung mischte sich mit den schweren Gerüchen. Er zog noch einmal an der massiven, gebogenen Bruyèrepfeife und fügte der schon reichhaltigen Wolke weiteren Rauch hinzu.

Eine vier Wochen alte Ausgabe der *London Times* lag auf dem Tresen neben einem gläsernen Behälter voll billiger Zigarren, einer Holzschatzkel mit Streichhölzern und einem Metalltablett mit Räucherstäben aus Zedernholz.

Jay trug einen weißen Leinenanzug und einen dunklen Farmerhut. Er nickte dem Ladenbesitzer zu. »Haben Sie noch andere Zeitungen?« Er wies auf die *Times*.

»Ja, Sir, im Hinterzimmer, neben dem Humidor«,

antwortete der Mann in dem melodischen Singsang eines Inders, der erst als Erwachsener Englisch gelernt hatte. Zusammen mit den Worten stieß er eine Rauchwolke aus.

Jay berührte seine Hutkrempe und ging zu den Regalen links des Tresens neben der verschlossenen Glastür, die in den Humidorraum führte, wo der Tabak und die Zigarren von hoher Qualität aufbewahrt wurden.

Er warf einen Blick auf die Zeitungen. *The Strand*, die *New York Times* und ein chinesisches Blatt aus Hongkong. Nicht das, was er suchte. Halt, da war sie. Der *Delhi Ledger*, eine kleine Publikation auf Englisch, die hauptsächlich an ausgewanderte Briten verkauft wurde, die an Sehnsucht nach König und Vaterland litten. Oder nach Königin und Mutterland? Sicher, es musste Victoria sein, immerhin hieß diese Zeit Viktorianisches Zeitalter. Er sollte sich wirklich etwas besser in der englischen Geschichte auskennen, dachte Jay.

Er blätterte das billige, tintenverschmierte Papier durch, das auf seine Finger abfärbte - ein hübsches Detail.

Dann fand er, was er gesucht hatte. Der Artikel handelte von Dänen, die Indien besuchten, und ausgerechnet in diesem unauffälliger Reisereportage fand sich der Name, hinter dem er her war: Frihedsakse.

Vor langer Zeit hätte Jay sich darüber gewundert, dass er in einem indischen Infonet Informationen über Dänemark fand. Information war wie Staub. Sie wurde vom Wind umhergeweht und gelangte an Orte, an denen man sie nie vermutet hätte. Der nächstliegende Platz für Informationen über eine dänische Terrororganisation war Dänemark oder zumindest Skandinavien, und selbstverständlich hatte er die betreffenden Netze mit den besten Suchmaschinen und Squeekbots der Net Force durchkämmt, aber es war nichts dabei herausgekommen. Also hatte er seine Suche ausgeweitet, und

dies war sein erster richtiger Treffer. Die Zeit verstrich. Eine Woche ohne greifbare Ergebnisse war vergangen, und obwohl sie ruhig gewesen war, gab es keine Garantie dafür, dass das so bleiben würde.

Er nahm die Zeitung mit in den vorderen Teil des Ladens, bezahlte und ging hinaus in den indischen Nachmittag. Es war bewölkt. Welche Jahreszeit hatten sie eigentlich? Monsunzeit? Auf seine alten Tage wurde er nachlässig. Es hatte eine Zeit gegeben, in der ihm ein derartiges Detail bei der Recherche für ein Szenario nie entgangen wäre, selbst wenn er es eilig hatte. Na schön. Die Zeiten änderten sich. Es war zwar immer noch wichtig, gut auszusehen, aber seine Arbeit zu erledigen zählte mehr.

*Dienstag, 11. Januar, 10 Uhr 15  
Blacktown, New South Wales, Australien*

Jay hatte sich umgezogen und trug jetzt statt seines tropischen Leinenanzugs ein Abercrombie & Fitch Kaki-Outfit aus Shorts und einem kurzärmeligen T-Shirt. Vervollständigt wurde es durch feste Wanderschuhe und einen hohen australischen Buschhut. Seine nächste Anlaufstelle war eine kleine Bibliothek in Blacktown, nordwestlich von Sydney. Es war Hochsommer und entsprechend warm, und die Bibliothek hatte keine Klimaanlage, obwohl er die Jetzzeit für das laufende Szenario ausgewählt hatte.

Kein übler Übergang für ein paar Minuten Arbeit.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«, fragte die Bibliothekarin. Jay liebte den australischen Akzent. Er ließ seine Nebenfiguren oft so sprechen.

»Ja, Ma'am. Ich suche diese Zeitung.« Er legte einen Zettel auf den Tisch.

Die Frau setzte ihre Lesebrille auf und warf einen

Blick darauf. »Die haben wir. In der Zeitschriftenabteilung. Gehen Sie am Karteikasten auf Ihrer Linken vorbei, ungefähr auf halber Höhe des Regals.«

»Danke, Ma'am.«

»Sie sind Amerikaner, stimmt's?«

»Ja.«

»Freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Jay lächelte, tippte sich an den Hut und ging dann auf die Zeitschriftenregale zu. So dauerte es vielleicht ein wenig länger als bei einer Nicht-VR-Suche, aber wenn er sich nicht amüsierte, machte das Ganze keinen Spaß.

*Dienstag, 11. Januar, 10 Uhr 30*

*Rangoon, Burma*

In einem abgelegenen Infonet, das an eine der großen Schiffslinien angeschlossen war, stieß Jay erneut auf die Frihedsakse. Keine große Sache, nur ein unbestätigtes Gerücht in Zusammenhang mit der Versenkung eines Öltankers. Manchmal brachte ein kleiner Schneeball eine große Lawine ins Rollen. Er sammelte die Information ein und machte sich wieder auf den Weg.

*Dienstag, 11.1., 10 Uhr 40*

*Johannesburg, Südafrika*

Auf einem Polizeirevier in Boksburg wurde ein Mann durchsucht, der wegen Autodiebstahls festgenommen worden war. In seiner Brieftasche fand sich nichts als eine Visitenkarte, auf deren Rückseite das handschriebene Wort Frihedsakse geschrieben war. Neben dem Wort stand eine Internet-Provider-Nummer, wie man sie noch von früher kannte. Die IP war vermutlich

nicht mehr gültig, aber das machte nichts. Wenn sie je in Funktion gewesen war, gab es Mittel und Wege, sie zurückzuverfolgen.

Eine rasche Überprüfung der Datumsangaben auf der Information erbrachte, dass sie sich seit fünf Monaten im Polizeisystem befand. Ein Bild von der Karte trug einen Stempel mit Tag und Uhrzeit, der als Verifikation für die Unterbringung des Beweisstücks im Schließfach der zentralen Aufbewahrungskammer in Johannesburg diente.

Jay nahm die Karte an sich. Er grinste. Diese Terroristen wussten nicht, mit wem sie sich eingelassen hatten. Er war Jay Gridley, der Mann, der den verrückten russischen Programmierer zur Strecke gebracht hatte. Diese Trottel hatten nicht den Hauch einer Chance.

*Dienstag, 11.1., 10 Uhr 50*

*Kobe, Japan*

In einer Rinderranch in Kobe war jemand eingebrochen und hatte ausgerechnet einen Kasten Bier mitgehen lassen, der an das Vieh verfüttert werden sollte. Die Ermittler fanden keine Indizien, bis auf eines: An der Wand neben zehn zurückgelassenen Bierkästen stand in Kanjizeichen das Wort Frihedsakse.

Jay registrierte den Vorfall.

So ging es weiter, ein winziges Stück hier, ein noch kleineres dort. Manchmal war das so, wenn man Informationen mit dem Computer aussiebte. Man seihte langsam, aber sehr fein. Wenn man es richtig machte, bekam man einen Haufen Teilchen, die so klein waren, dass jedes Einzelne davon nichts bedeutete, doch zusammengesetzt gaben sie einem vielleicht etwas in die Hand. Jay sammelte Perlen. Wenn er sie beisammen hatte, würde er sie nebeneinander legen, und wenn er

genug Perlen in einer hübschen Reihe vor sich hatte, ergaben sich ein paar Antworten. Und dann?

*Dann sehen wir weiter. Ich bin dir auf den Fersen, frierender Sachse ...*

*Dienstag, 11.l., 11 Uhr 15  
Miami Beach, Florida*

Platt schlenderte über eine der Touristenmeilen in der Nähe des Kanals und genoss die Temperaturen von zwanzig Grad. Die Menschen um ihn herum waren in allen Farben des Regenbogens gekleidet - und dazu in einer Reihe von Farben, die in der Natur nirgends zu finden waren. Alte und Junge, Schwarze und Weiße, Einheimische und Ausländer, in Miami Beach ging es ab, hier war immer etwas los. Weiter nördlich in Washington oder New York konnte es schneien wie die Hölle, doch hier unten im Land der Sünde war praktisch immer noch Sommer.

Das Leben war schon toll, wenn man einfach losziehen und da hinfahren konnte, wo es möglich war, mitten im Winter in T-Shirt und Shorts herumlaufen.

Platt ließ sich ohne ein bestimmtes Ziel treiben und nahm die warme Sonne in sich auf, bevor er in sein Zimmer zurückkehren und sich ins Netz einklinken musste.

Er musterte ein schwarzes Mädchen in Top und kurzen Shorts und lächelte ihrem großen, festen Hinterteil nach. Klasse Frau.

Ein hoch gewachsener Mann in einem violetten Overall aus Knittersamt fuhr lachend auf Inlineskates vorbei. Dabei warf er Vierteldollarmünzen in alle Richtungen. Er hatte eine Horde von Kindern im Schlepptau, die ihm nachlief und das Geld aufsammelte.

Platt kam an zwei alten Damen vorüber, die sich auf

einem Schaufensterbummel befanden und in limetten-grüne und knallpinke Bermudas und Trägershirts gekleidet waren. Ihre Haut war von der vielen Sonne ledern geworden und hatte die Farbe von verbranntem Toastbrot. Die Silikonimplantate waren das Einzige an ihnen, das nicht herunterhing. Sie mussten siebzig oder achtzig Jahre alt sein, dachte Platt. Ihre Gesichtshaut war von chirurgischen Eingriffen so gespannt, dass ihre falschen Titten wahrscheinlich beim Lächeln nach oben hüpfen.

Wenn es zu einer weltweiten Katastrophe käme, die einen Großteil der Aufzeichnungen über unsere Kultur zerstörte, dachte er, würde vielleicht in tausend Jahren ein Wissenschaftler bei seinen Ausgrabungen irgendein Grab öffnen, sich am Kopf kratzen und sich fragen: Warum nur liegen in so vielen Särgen diese kleinen, mit Wackelpudding gefüllten Plastiksäckchen neben den Knochen?

Platt stand nicht auf falsche Brüste, mochten sie auch noch so groß sein. Wenn er dieses Zeug in die Hand nehmen wollte, kaufte er im Baumarkt ein paar Tuben Badewannenabdichter. Zu Hause presste er sie in Schüsseln zu großen Haufen zusammen und ließ sie trocknen. Die konnte er dann drücken.

Erneut grinste er. Er hatte, dachte er dann seufzend, keine Lust, wieder an die Arbeit zu gehen ...

*Na, dann wollen wir mal.*

Er machte sich keine Illusionen darüber, wie viel er im Netz draufhatte. Er war besser als manch anderer, doch nicht so fit wie die echten Experten. In der VR würden ihn einige der Net-Force-Agenten ganz schön alt aussehen lassen. Aber wer ein paar Tricks drauf hatte und halbwegs fit war, hatte gegen jeden Profi die Nase vorne. Die Net-Force-Nieten machten sich da was vor, und das war sein Vorteil.

Nachdem er zum ersten Mal von zu Hause wegge-

laufen und für eine Zeit lang auf Tour gegangen war, traf Platt einen alten Gauner namens James Treemore Vaughn. Jimmy Tee nannten sie ihn. Er ging auf die Siebzig zu, hatte weißes Haar und sah wie ein gutmütiger Opa aus. Die Art von Mann, dem man Frau, Kinder und Geld anvertraut hätte. Nur dass Jimmy Tee ein Betrüger war, der zu dem Zeitpunkt, als Platt ihn traf, von kleinen Gaunereien lebte, obwohl er in seiner Glanzzeit oft als zweiter oder dritter Mann bei großen Coups mitgespielt hatte. Hatte groß abgezockt und das Geld wieder auf den Kopf gehauen. Er besaß keinen Nachtopf, hatte aber mehr Menschenkenntnis als eine Zugladung Psychiater, Nutten und Bartender zusammen. Er konnte einen Kerl ködern, linken und in der Überzeugung weiterschicken, Jimmy Tee hätte ihm einen Riesengefallen getan.

Einmal saßen sie in einer Bar in Kansas City, bei Big Bill Barlow's, weil Jimmy Tee eine Schwäche für gut verschnittenen Whisky hatte. Da erteilte er Platt eine grundlegende Lektion.

»Mach dir klar, Junge, wenn du's richtig anstellst, dann nimmt dir ein Trottel die ganze Arbeit ab. Du kannst ihn perfekt polen, ordentlich ausnehmen, das Ganze schnell zu Ende bringen und mit der Kohle abhauen. Aber wenn der Knabe merkt, dass man ihn übers Ohr gehauen hat, wird er früher oder später los schreien. Ein guter Nepp bringt dir Geld ein. Ein super Nepp bringt dir Geld ein - und das Opfer merkt nicht mal, dass es übers Ohr gehauen wurde.«

Platt war fasziniert. »Ach ja?« Er winkte dem Barmann zu, und der kam herüber, um Jimmy Tees Glas nachzufüllen.

»Allerdings. Siehst du, es gibt da draußen eine Menge Leute, die schneller, schlauer, stärker und gemeiner sind als du. Wenn du dich mit denen anlegst, treten sie dich in den Arsch. Wenn ein Kraftprotz Miene macht,

dich anzugreifen, dann wehrst du ihn nicht einfach ab, du veränderst nur seine Richtung ein wenig. Du gibst ihm einen kleinen Impuls und gehst ihm dann aus dem Weg. Der Trick besteht darin, ihn denken zu lassen, dass er sowieso diesen Weg einschlagen wollte. Wenn du das kannst, kannst du dir deine Schecks selbst ausstellen.«

In der warmen Sonne lächelte Platt wieder. Wie lange war der alte Jimmy Tee nun tot? Fünf, sechs Jahre? Aber seine Lektion war hängen geblieben.

Die Net-Force-Leute suchten nach Terroristen, weil es das war, wovor sie am meisten Angst hatten. Also gaben Platt und Hughes ihnen ein paar Terroristen. Der Trick lag darin, hie und da kleine Hinweise zu verstecken, gut genug versteckt, dass die Net-Force-Hunde, wenn sie sich auf die Fährte setzten, es schwer hatten, die kleinen Karnickel in ihren Schlupflöchern zu finden. Wenn man auf der Suche nach etwas war, das einfach da sein *musste*, und es nicht fand - na, dann suchte man eben gründlicher.

Dieser ganze dänische Quatsch war Hughes' Idee, und sie war ziemlich clever. Platt hatte vor fünf oder sechs Monaten begonnen, Zeug über diese Frihedkerle auszustreuen. Die Net Force konnte die Informationen auf Herz und Nieren prüfen, doch egal, was sie auch unternahm, sie würde sich als echt herausstellen. Wenigstens echt in dem Sinn, dass sie Monate vor Auftauchen des Manifests bei jemandem Speicherplatz eingenommen hatte.

Einige Spuren mussten erst noch gelegt werden. Doch wenn sie an Ort und Stelle waren, würden sie zurückdatiert sein, als lägen sie schon seit Monaten oder Jahren dort. Wenn die Net-Force-Nieten herankamen, hatten sie das frühere Zeug überprüft und für mehr oder weniger hieb- und stichfest befunden. Daher würden sie sich einreden, das spätere Zeug sei auch in Ordnung, wenn sie es fanden. Sie würden sich nicht damit

aufhalten, es weiter zu überprüfen, und wenn doch, würden sie das halbherzig tun, weil sie es ja glauben wollten.

Wenn das Tier wie ein Kaninchen aussah, wie ein Kaninchen roch und wie ein Kaninchen hoppelte, na, zum Teufel, dann war es ein Kaninchen, oder?

Gib einem Mann einen Sack voller Münzen. Wenn er blind hineingreift und acht oder zehn herausnimmt und sich herausstellt, dass sie aus reinem, 24-karätigem Gold sind, dann wird er davon ausgehen, dass auch die anderen hübschen kleinen Münzen in dem Beutel echt sind. Denn niemand, wird er denken, konnte voraussehen, welche er nehmen würde.

So ein Typ vergaß alles, was er je an Taschenspielertricks gesehen hatte. Er vergaß, dass es Nepper gab, die ein Kartenspiel auffächerten und ihn eine Karte aussuchen ließen - *irgendeine* Karte - und wussten, welche es war, bevor er sie auch nur berührt hatte.

Die Hand brauchte nicht schneller zu sein als das Auge - wenn das Auge nicht wusste, wohin es schauen sollte.

Es kam darauf an, hatte Jimmy Tee gesagt, die Sache nicht zu sehr auszuschmücken. Gib dem Typ eine Richtung und komm ihm nicht in die Quere. Je schlauer der Kerl war, desto schneller würde er sich selbst aufs Kreuz legen. Wenn man es richtig anstellte.

Die Net Force hatte eine heiße Fährte zu einer dänischen Terroristengruppe. Platt wusste das, weil einige sehr teure und praktisch nicht zu entdeckende Programme ihm gesagt hatten, dass die FBI-Leute auf ihrer Jagd nach den Terroristen allmählich die Fährten fanden, die er ausgelegt hatte. Fährten, die gut genug versteckt waren, dass es ihnen Mühe bereitete, sie aufzustöbern, und geheimnisvoll genug, dass sie versuchten, sich einen Reim darauf zu machen.

Allzu einfachen Sachen trauten sie nicht. Die meisten

Menschen dachten doch, wenn etwas nichts kostete, war es auch nichts wert. Aber wenn sie sich durch einen Sumpf schlagen und Myriaden Moskitos erledigen mussten und dann etwas im Hohlraum der dritten abgestorbenen Zypresse links fanden, glaubten sie, dass sie auch danach gesucht hatten.

Und das war der Trick.

Wenn die Hunde den Geruch der Beute aufnahmen, wenn sie sich auf der richtigen Spur wähnten, dann konnte er ihnen das Kaninchen zeigen. Wenn es wegrannte, rannten sie hinterher. Sie würden es niemals fangen, weil es nicht wirklich existierte. Es war ein Phantom, ein Trugbild, ein Geist.

Er freute sich schon darauf zuzuschauen, wie sie hinter dem Ding her rannten.

Jetzt musste er sich darum kümmern, dass die Hunde dem Kaninchen auch weiterhin nachhecheln wollten. Also würde er ihnen heute Nachmittag einen neuen Grund geben.

Einen richtig guten Grund ...

*Mittwoch, 12. Januar, 18 Uhr 15  
Washington, D. C.*

Tyrone Howard wäre am liebsten gestorben.

Er lag auf seinem Bett und starrte an die Decke, bewegungsunfähig unter der Last, die Bella ihm aufgebürdet hatte. Hundertmal war er ihr Gespräch im Kopf durchgegangen, und jedes Mal lief es auf dasselbe hinaus. Es gab keinen Raum für Ausweichmanöver. Es war unmöglich, es positiv zu sehen. Sie hatte ihn abgesägt, einfach so.

Er hatte sie in der Schule gesehen. Sie verhielt sich ganz normal. Obwohl er sich geschworen hatte, auf gar keinen Fall etwas zu sagen, sprudelte es am Ende kochend heiß aus ihm heraus, als hätte ihm jemand einen Schlag in den Bauch versetzt und mit der Luft die Worte aus ihm rausgeprügelt.

»Na, hast du in letzter Zeit jemand *Interessantes* in der *Mall* getroffen?«

Man musste ihr lassen, dass sie nicht dumm war. Sie versuchte nicht, so zu tun, als wüsste sie nicht, wovon er sprach. Im Gang schenkte sie es ihm nach der letzten Unterrichtsstunde so richtig ein: »Kann schon sein. Was geht dich das an?«

*Bumm!* Noch ein Tiefschlag. »Was es *mirch* angeht? Jesus, Bella, ich dachte, wir wären ... du und ich ... ich meine wir sind ...«

»Wir sind was? Verheiratet? Dann pass mal auf, mein lieber Tyrone - wir sind *nicht* verheiratet, okay? Ich mag dich, du bist 'n cooler Typ, aber ich habe noch andere Freunde, klar? Und die treffe ich, wann und wo ich will. Hast du damit ein Problem?«

Er war zu überrascht, um sich seine Antwort zu überlegen. Wenn er sich die Zeit genommen hätte, über das nachzudenken, was sie gesagt hatte, dann hätte er vielleicht anders reagiert. Aber er nahm sich die Zeit nicht. Und so erwiderte er: »Ja, damit habe ich ein Problem.«

Sie funkelte ihn an, als hätte er sie ins Gesicht geschlagen. »Ach? Wirklich? Mein Spiel, meine Regeln - so läuft das. Wenn du mitspielen willst, dann richtest du dich danach.«

Da setzte sich Tyrone vollends in die Nesseln. Er sagte: »Nein, das werde ich nicht tun.«

Das traf sie wirklich. Er dachte für einen Moment, sie würde ihn anspucken. Schließlich sagte sie: »Na, dann ... Weißt du was, vergiss einfach meine Com-Nummer, okay? Ich habe keine Zeit, deine Hand zu halten und dir zu zeigen, was Sache ist, Kleiner.«

Damit drehte sie sich um und ging. Seine Welt wurde grau. Er hörte die anderen Schüler um sich herum nicht mehr, sah nichts, fühlte nichts, außer dass sich sein Magen verkrampte. Seine Eingeweide waren verknotet, als wäre er vom Dach eines Hochhauses gesprungen und jetzt im freien Fall. Der Boden kam schnell näher ...

Auf seinem Bett ließ er die Szene noch einmal ablaufen, suchte nach einem kleinen Riss, einem Wort, dass den Doppelsinn hätte, den er vielleicht nicht mitbekommen hatte, einem magischen Wort, das, wenn er es erst begriff, das ganze Gespräch auf den Kopf stellen und seinen Sinn völlig verändern würde. Aber er konnte dieses Zauberwort nicht finden. Es war nicht da.

»Geht's dir gut, Ty?«

Tyrone blickte auf den Flur hinaus auf seinen Vater.

»Deine Mutter macht sich Sorgen um dich. Können wir dir irgendwie helfen?«

Sein erster Reflex war, seinen Vater loszuwerden. *Nein, gar nichts. Ich bin okay, nur müde, kein Problem.* Aber

er fühlte sich zu schlecht, um auch nur zu lügen. »Bella und ich haben Schluss gemacht«, sagte er.

Sein Vater kam herein und lehnte sich gegen die Wand neben Tyrones Computer. »Ich vermute, das war nicht deine Idee?«

»Nein.«

»Möchtest du darüber reden?«

»Nein. Eigentlich nicht.« Aber dann, wie bei Bella, sprudelten die Worte einfach aus ihm heraus. Er erzählte seinem Vater alles - dass er sie in der Mall gesehen, dass sie diesen Sportlertrottel geküsst, dass er sie auf dem Gang getroffen hatte. Es floss aus ihm heraus wie eine saure, bittere Flüssigkeit.

John Howard hörte seinem Sohn zu, fühlte, wie bedrückt er war und wie er litt, und litt mit ihm. Wenn er gekonnt hätte, dann hätte er sich zwischen sein Kind und die Welt gestellt und alles Leid von ihm abgehalten. Doch er wusste, dass das nicht funktionierte. Manche Lektionen musste man selbst lernen, manches Leid selbst durchmachen. Wenn man so gehärtet werden wollte, dass die Klinge scharf blieb, musste man durchs Feuer gehen, ausgeglüht, im Wasser gelöscht und wieder erhitzt werden. Aber es schmerzte ihn, seinen Sohn leiden zu sehen. Mehr als irgendetwas, das er sich vorstellen konnte.

Schließlich hörte der Junge auf zu sprechen. Seine Trauer war tief, sie überlagerte alles andere, füllte seine Welt. Er sah nichts anderes mehr.

Howard konnte nichts sagen, was seine Wunde geheilt hätte. Für ein gebrochenes Herz gab es mit Ausnahme der Zeit keine Medizin. Dass die Zerstörung der ersten Jugendliebe eines Tages nur eine kleine Narbe im großen Kosmos der Dinge darstellen würde, das würde Tyrone jetzt nicht hören wollen. Du wirst es überleben und darüber hinwegkommen - das war die Wahrheit,

aber in diesem Augenblick würde sie ihm nicht viel Trost spenden. Und doch war das alles, was Howard ihm geben konnte.

Er seufzte. »Als ich sechzehn war, war ich verliebt«, begann er. »In ein Mädchen aus meiner Schulklasse, Lizbeth Toland. Wir waren richtig zusammen, tauchten überall gemeinsam auf. Damals nannte man es >miteinander gehen<. Am Ende der Junior Highschool schenkte ich ihr meinen Abschlussring. Wir schmiedeten Pläne, wollten zusammen aufs College gehen, heiraten, Kinder kriegen. Es war ziemlich ernsthaft.«

Tyrone starnte ihn an.

»Es fällt dir schwer, dir mich mit einer anderen Frau als deiner Mutter vorzustellen, nicht wahr?«

Tyrone nickte. »Ja.« Ihm wurde wohl klar, dass das vielleicht nicht allzu gut rüberkam, denn er fügte hinzu: »Oder nein, ich wollte sagen, ich - ich habe nie darüber nachgedacht.«

»Ist schon gut. Die meiste Zeit dachte ich, meine Eltern hätten mich auf der Treppe oder unter einem Kohlblatt gefunden - dass sie miteinander Sex hatten, überstieg meine Vorstellungskraft.«

Tyrone schüttelte den Kopf, und Howard konnte beinahe seine Gedanken lesen: Oma und Opa? Sex? Das war vielleicht ein Gedanke.

»In dem Sommer nach meinem Juniorjahr fuhr ich in ein ROTC-Lager, du weißt schon, Reserve Officer's Training Corps. Lizbeth und ich schrieben uns jeden zweiten Tag - größtenteils mit der traditionellen Schneckenpost. Und wir telefonierten, sooft sich die Gelegenheit bot. Sie sagte, dass ich ihr fehlte, dass sie meine Rückkehr nicht erwarten könne, und mir ging es genauso.

Dann bekam ich einen Anruf von meinem besten Freund, Rusty Stephens. Er war eines Nachts mit einigen Freunden in eine Bar Bier trinken gegangen. Dort

sah er Lizbeth mit einem Jungen, den er nicht kannte und mit dem sie sich ziemlich amüsierte.«

»Das ist schrecklich«, sagte Tyrone.

Howard nickte. Ihm war klar, dass sein Sohn wusste, wie er sich an jenem Tag gefühlt hatte. »Ja, das dachte ich auch. Ich rief sie an, sprach sie darauf an. Sie hatte eine einwandfreie Erklärung. Sie war tatsächlich in der Bar gewesen, aber der Junge war ihr Cousin, der mit seiner Familie zu Besuch da war, und ihre Mutter hatte sie gebeten, mit ihm auszugehen. Eine Familiensache also, es hatte nichts zu bedeuten. Sie hatten nichts getan, er war ihr Cousin.«

Howard schüttelte den Kopf. »Ich glaubte ihr. Wie hätte ich anders gekonnt? Wir liebten und vertrauten einander. Und ich wollte hören, dass es einen legitimen Grund gab, einen anderen Grund als das, wovor ich am meisten Angst hatte. Also war ich glücklich.«

»Und was passierte dann?«

»Der Sommer ging weiter. Rusty rief wieder an. Er hatte Lizbeth wieder gesehen, beim Tanzen und Trinken. Ein anderer Typ, ein anderer Platz. Er sah es als seine Aufgabe, ihnen zu folgen, als sie weggingen. Sie fuhren zum Lover's Point, parkten den Wagen des Typen, beschlagene Scheiben mitten im Juli.«

»O Mann«, sagte Tyrone.

»Allerdings. Aber ich habe mich ganz anders ausgedrückt, als ich davon Wind bekam. Ich war ziemlich fertig. Ich rief Lizbeth an und konfrontierte sie damit. Sie stritt es ab. Sagte, wer auch immer mir gesagt hätte, dass er sie gesehen habe, sei ein Lügner. Das war also die Lage. Entweder setzte mir meine Freundin Hörner auf, oder mein bester Freund war ein Lügner.«

Tyrone schüttelte den Kopf. »Was hast du gemacht?«

»Ich überprüfte das Ganze. Ich rief ein paar Jungs an, die Lizbeth Rusty zufolge gesehen hatten, und sie bestätigten seine Geschichte, wenigstens zum Teil.«

»Dann war die Sache gelaufen«, sagte Tyrone.

»Ja. Aber es kommt noch schlimmer.«

Sein Sohn zog fragend die Augenbrauen hoch. »Wie geht das?«

»Ich rief Rusty an. Sagte ihm, er solle zu Lizbeth gehen und meinen Ring zurückverlangen. Wenn sie mich analog, war es aus mit uns.«

»Hat er's gemacht?«

»Gewissermaßen. Er ging sie besuchen und teilte ihr mit, was ich gesagt hatte. Sie weigerte sich, ihm den Ring zu geben, aber sie redeten lange. Sie sagte ihm einige ... wenig nette Sachen über mich.«

Tyrone blinzelte.

»Sie nannte mich einen >blöden Scheißer<, sagte Rusty.«

»Wow.«

»Also bedankte ich mich bei Rusty für seine Bemühungen und sagte ihm, ich würde mich darum kümmern. Ich kaufte eine Zugfahrkarte und wartete ein langes Wochenende im August ab, als im Camp nicht viel los war. Fuhr heim. Ich kam Freitagnacht an und nahm ein Taxi zu Lizbeths Haus. Als ich ankam, sah ich Rustys abgewrackten alten Chevrolet vor der Tür stehen. *Er muss vorbeigefahren sein, um noch mal mit ihr zu sprechen*, dachte ich. *Guter alter Rusty.*

Ich stieg aus dem Taxi und ging hinüber zum Vordereingang, da hörte ich ein Geräusch aus dem Chevy. Ich blieb stehen und schaute ins Auto. Rusty und Lizbeth waren auf dem Vordersitz ineinander verschlungen, beide halb nackt.«

»Fuck!«, rief Tyrone.

Howard wollte etwas über die Ausdrucksweise seines Sohnes sagen, aber das war nicht der richtige Moment. Was bedeutete schon ein Kraftausdruck im Lauf des großen Ganzen? »So weit kam es nicht«, sagte Howard. »Ich dachte, ich sterbe. Gleich, an Ort und Stelle.

Ich wusste nicht, sollte ich Rusty aus dem Auto ziehen und krankenhausreif prügeln oder mich umdrehen und abhauen, bevor sie mich sehen.«

»Was passierte dann?«

»Ich stand meinem Gefühl nach ein paar Millionen Jahre lang da und sah zu, wie sie sich küssten und streichelten. Es schien unwirklich, wie ein böser Traum. Dann wurde mir plötzlich kalt, wirklich kalt, als wäre ich zu Eis gefroren. Es war August und wahrscheinlich dreißig Grad warm, schwül, und mich fror es. Ich klopfte an das Fenster auf der Fahrerseite. Sie sprangen beide ungefähr einen Meter hoch. Als sie sich umdrehten und mich ansahen, lächelte ich und winkte ihnen zum Lebewohl zu. Dann ging ich. Das Taxi war weg, also lief ich zu Fuß nach Hause.

Rusty holte mich etwa einen halben Block weiter ein, zu Fuß.

»John<, schrie er, >ich kann dir das erklären! <

Ich sah ihn an und antwortete: >Nein, kannst du nicht. < Ich war so kühl wie ein Fass mit flüssigem Sauerstoff. Auf der einen Seite wollte ich ihm die Fresse einschlagen, bitte entschuldige, aber auf der anderen war ich irgendwie ... so weit weg von allem. Als wäre es eine Art Traum oder Vision, als wäre ich gar nicht wirklich dort. Ich sagte: >Du bist nicht mehr mein Freund, Rusty. Ich will nie mehr mit dir reden.<«

»O Mann, Dad.«

»Ja. Ich habe zur selben Zeit meine Freundin und meinen besten Freund verloren. Ich wusste nicht, dass so etwas die ganze Zeit passiert, so oft, dass es schon ein Klischee ist, aber ich denke nicht, dass es einen Unterschied gemacht hätte, wenn ich es gewusst hätte. Sie waren beide verlogener Abschaum und verdienten einander. Ich hätte Rusty die Zähne einschlagen können, aber ich dachte mir, wie meine Mutter immer sagte, das Karma holt sie schon noch ein. Leute, die solchen Mist

bauen, kommen eines Tages selber dran. Ich wollte nichts mit ihnen zu tun haben, nicht einmal dadurch, dass ich mir die Knöchel an Rustys Lügengesicht blutig schlug.

Das heißtt, ich verstehe, wie du dich jetzt fühlst, Tyrone, und ich kann dir nur sagen, du wirst schließlich darüber hinwegkommen. Jetzt ist es schrecklich, aber eines Tages wird es nicht mehr so tragisch scheinen.«

»So? Du erinnerst dich aber noch ganz gut daran, was dir passiert ist.«

»Ich habe nicht gesagt, dass du es *vergessen* wirst. Und es wird nie ganz weggehen, aber mit der Zeit wird es nicht mehr so wehtun. Am Ende bleibt eine kleine Narbe, die nur schmerzt, wenn du lange genug daran herummachst. Ich weiß, dass das keine große Hilfe ist, aber es ist die Wahrheit.«

Stille breitete sich aus. Howard wartete, um zu sehen, ob sie fertig waren, ob er gehen sollte oder ob der Junge noch weiterreden wollte.

Schließlich fragte Tyrone: »Und, was ist aus ihnen geworden? Aus Rusty und Lizbeth? Hat das Karma sie eingeholt? Sind sie von einem Bus überfahren worden oder so was?«

Howard grinste. »Nein, nicht gerade. Sie haben gleich nach der Highschool geheiratet und sind aufs College gegangen. Er ist Arzt, sie Englischdozentin, sie haben drei Kinder, und meinen Verwandten zu Hause zufolge, die mich über solche Sachen auf dem Laufenden halten, führen sie eine wunderbare Ehe.«

»Soweit also die kosmische Rache.«

»Mit dem Karma ist es so: Es kann ein paar Leben dauern, bis es dich einholt«, erklärte Howard.

»Oh, fein.«

»Was geschehen ist, ist geschehen, Ty. Du kannst nicht zurücknehmen, was du gesehen und gehört hast. Und wenn du erreichen würdest, dass ein Klavier auf

Bella und ihren neuen Freund fällt, würdest du dich auch nicht besser fühlen. Rache bringt selten Frieden mit sich. Außerdem, wenn Lizbeth und ich nicht auseinander gegangen wären, hätte ich nie deine Mutter getroffen und geheiratet. Ich schätze, ich habe in dieser Angelegenheit bei weitem am besten abgeschnitten. Kein Vergleich.« Er lächelte.

Von seinem Sohn kam ein kleines Lächeln zurück.

»Willst du Abend essen?«

»Ich glaube nicht. Ich hab' echt keinen Hunger.«

»Okay. Ich kläre das mit Mutter.«

»Danke, Dad. Und, äh, Dad? Danke, dass du mir die Geschichte erzählt hast.«

»Gern geschehen, mein Junge.«

*Mittwoch, 12. Januar, 19 Uhr  
Washington, D. C.*

Die Garage wirkte deprimierend leer.

Michaels stand im Eingang und schaute den größeren seiner beiden umfangreichen, metallenen Werkzeugkästen an. Sein letztes Projekt, der Plymouth Prowler, war weg, verkauft, wenige Tage nachdem er die Überholung abgeschlossen hatte. Er hatte ihn gewaschen und nur ein paar Mal mit geschlossenem Verdeck ausgefahren, weil es zu kalt und nass war, um das kleine Coupe so zu fahren, dass man es wirklich genießen konnte. Da klingelte schon das Telefon: ein potenzieller Käufer. So geschah es bei den meisten seiner Bekannten, die alte Autos restaurierten. Jemand erzählte einem Freund, dass er ein Projekt nahezu beendet hatte, der Freund gab das an einen Dritten weiter, und so machte es die Runde. Wer interessiert war, wartete nicht, bis im Netz eine Anzeige erschien, denn dann war es zu spät.

Michaels lächelte und ging ins Haus zurück. Mal sehen, was er für das Abendessen da hatte.

In der Küche durchsuchte er die Gefriertruhe und stieß auf folgende Auswahl: Gardenburgers oder Teriyaki-Hähnersandwiches. Er zuckte die Achseln. Den Gardenburger müsste er wegwerfen, wenn er ihn nicht bald aß, aber er hatte Lust auf Hähnchen. Er riss die Plastikverpackung ab und steckte das Sandwich zum Auftauen in die Mikrowelle.

So war es also geläufen. Das Telefon klingelte eines Abends, und ein Mann mit einer Menge Geld, der je-

manden kannte, der jemanden kannte, erkundigte sich nach dem Prowler.

Michaels berechnete, was ihn der Wagen gekostet hatte, dazu die Ersatzteile, und wie viele Arbeitsstunden er benötigt hatte, um den Motor, die Gangschaltung, die Verbindungen und die Karosserie wieder hinzubekommen. Er schlug dreißig Prozent drauf und nannte eine Zahl.

Der Interessent stimmte so schnell zu, dass Alex begriff, dass er mehr hätte verlangen können. Auf der anderen Seite restaurierte er die Autos ja nicht zum Broterwerb - obwohl es gut war zu wissen, dass er auf diese Weise überleben könnte, wenn er eines Tages die Net Force an den Nagel hängen wollte. Man brauchte nichts als eine Garage und ein wenig Werkzeug, und das hatte er ...

Die Mikrowelle begann ihr monotones Piepsen; als er die Hand danach ausstreckte, klingelte auch das Telefon.

»Hallo?«

»Äh, ja, ich suche Alex Michaels. Den Typ, der an Autos arbeitet.«

Wenn man vom Teufel sprach ... »Sie haben ihn gefunden.«

»Oh, hallo. Mein Name ist Greg Scates, ich habe Ihren Namen von Todd Jackson bekommen.«

Todd Jackson war der Mann, der den Prowler gekauft hatte. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Scates?«

»Na ja, ich habe einen alten Wagen, und Todd meint, der könnte Sie interessieren.«

»Was für ein Modell?«

»Ein Mazda MX-5 von 1995.«

Michaels zog die Brauen hoch. Der MX-5 war in den USA unter dem Namen >Miata< besser bekannt. Ein kleiner Zweisitzer mit versenkbarem Dach, wesentlich kleiner als der Prowler. Er war kein großer Fan japanischer Hersteller, sondern stand auf großes Eisen aus De-

troit. Aber ein Miata ... Er war seit jeher der Ansicht, dass der Miata auf einer Stufe mit dem kleinen MG Midget stand. Und 1995 hatte er noch versenkbare Scheinwerfer. Scheunentore, im Volksmund. »Erzählen Sie mir etwas über den Wagen.« »Ich muss ganz ehrlich sagen, Mr. Michaels, ich weiß nicht viel darüber. Er gehörte meinem Vater, der im November verstorben ist. Er hat ihn neu gekauft, nachdem ich von zu Hause ausgezogen war. Dann fuhr er den Wagen ein paar Monate lang, aber er hatte nicht die Reflexe dafür, und meine Mutter fürchtete, er würde sich damit umbringen. Also ließ er ihn nach einer Weile in der Garage stehen.«

Interessant. »In welchem Zustand ist er?« »Das kann ich nicht sagen. Mein Dad nahm die Reifen ab und bockte den Wagen in seiner Garage auf - meine Familie lebt unten in Fredericksburg. Er hat die Flüssigkeiten abgelassen, alles versiegelt und den Wagen dann abgedeckt. Die Reifen sind in Plastiktüten in der Garage. Soweit ich weiß, steht er seit sechzehn Jahren so herum.«

Michaels' Interesse erwachte. Man hörte öfter von solchen Geschichten - von Autos mit null oder wenigen Kilometern auf dem Tacho, die in irgendjemandes Scheune für einen zukünftigen Verkauf abgestellt waren. Er selbst war noch nie auf so etwas gestoßen, aber alle Autofreaks träumten davon - ein seltenes Modell, fast ungefährten, das irgendein Verwandter geerbt hatte, der keinen Schimmer vom wirklichen Wert des Wagens hatte und ihn für ein Taschengeld verkaufte.

Er ging zu dem kleinen Computerterminal in der Küche neben der Vorratskammer und rief das Classic Book auf. Obwohl der Wagen erst 16 Jahre alt und im engeren Sinn kein Oldtimer war, würde er dort zu finden sein. In Anbetracht des Durchschnittsalters von Autos seit den Achtzigern war 16 Jahre ziemlich alt.

Mazda, Mazda, ah, da war er ja ...

»Was denken Sie, was Ihr Wagen wert ist, Mr. Scates?«

»Bitte sagen Sie Greg zu mir. - Ich weiß es nicht. Aber Todd sagte, wenn Sie interessiert wären, würden Sie mir einen fairen Preis nennen.«

Michaels blickte auf die Angaben auf dem Monitor. Hm. Das Classic Book sagte, dass das kleine zweisitzige Coupe nicht billig war, wenn es sich um einen 95er in gutem Zustand handelte. Ein 95er-Miata, der aufgebockt gewesen war, war - wenn man davon ausging, dass er sich wegen der Lagerung in noch besserem Zustand befand - noch mehr wert. Trotzdem konnte er es sich leisten, nach seinem Geschäft mit dem Prowler. Natürlich musste er ihn erst in Augenschein nehmen.

»Ich bin interessiert, Greg. Ich würde ihn mir gerne mal ansehen. Aber vor Samstag kann ich nicht nach Fredericksburg kommen. Können Sie so lange warten?«

»Kein Problem. Er hat jahrelang in der Garage gestanden und hält es auch noch ein paar Tage mehr aus.«

Michaels nickte dem Sprecher zu, ohne ihn zu sehen.  
»Gut.«

Er ließ sich den Weg beschreiben, vereinbarte eine Zeit und hängte ein.

Sieh an. Interessant, wie sich die Dinge entwickelten. Mit ein wenig Glück würde er recht bald ein neues Auto haben, das die leere Garage füllte. Und neben der Arbeit ein Ziel zu haben war immer gut.

Zeit für das Teriyaki ...

*Donnerstag, 13. Januar, 9 Uhr  
Bissau, Guinea-Bissau*

Hughes fuhr in einer gepanzerten Cadillac-Limousine von seinem Hotel zum neuen Präsidentenpalast. Die

Fahrt war nicht sonderlich beeindruckend. Obwohl der frühere Präsident, Joao Bernardo Vieira, und seine Afrika-Partei für die Unabhängigkeit von Guinea-Bissau und den Kapverden die einheimische Bevölkerung gegen deren erbitterten Widerstand in die Moderne gezerrt hatten, war das Land immer noch Teil der Dritten Welt. Tatsächlich wirkte es sogar wie eines der vierten oder fünften. Halbnackte Eingeborene arbeiteten und trieben Handel an Ständen, die die Straßen rund um die Bürogebäude säumten. Einen Schritt von den Hauptstraßen entfernt gab es offene Abwasserkanäle und wesentlich mehr Schotterwege als geteerte Straßen. Öffentliche Telefone waren eine Seltenheit.

Landwirtschaft und Fischerei waren die wichtigsten Wirtschaftszweige - neunzig Prozent der anderthalb Millionen Einwohner arbeiteten auf Farmen oder Booten oder verarbeiteten die Ernte oder den Fang, die vom Land beziehungsweise der See kamen. Die Hauptexportwaren bestanden aus Cashewkernen, Erdnüssen und Palmenkernen, und die Wareneinfuhr betrug viermal mehr als die Ausfuhr - was nicht viel hieß. Die wichtigsten nicht-landwirtschaftlichen Produkte des Landes waren nicht-alkoholische Getränke und Bier. Die Staatsverschuldung war hoch, der Abbau von Mineralien minimal - Guinea-Bissau gehörte schlicht und einfach zu den ärmsten Ländern der Welt. Die meisten Einwohner aßen Reis und davon wenig und schätzten sich glücklich, dieses Wenige zu haben. Wenn man fünfzig wurde, lag man weit über dem Altersdurchschnitt. Weniger als vierzig Prozent der Bevölkerung konnten lesen und schreiben. Das waren zum großen Teil Männer. Hier verschwendete man die Bildung nicht an Frauen - etwa eine von vier konnte ihren eigenen Namen lesen.

Es gab keine Eisenbahn, nur ein paar tausend Meilen schlecht geteerte Straßen und einen Flughafen, der groß

genug war für die Landung internationaler Flüge. Es war billiger, die lokale Währung als Toilettenpapier zu benutzen, als welches zu kaufen. Man gab niemandem die linke Hand zum Gruß ...

Kaum ein zivilisierter Mensch würde sich Guinea-Bissau zum Leben aussuchen, wenn er die Wahl hatte. Außer er stand an der Spitze der Nahrungskette. Weit oben an der Spitze.

Wenigstens herrschte Trockenzeit. Während des Monsuns ging man nicht, man watete.

Hughes lehnte sich in seinem Sitz zurück und starrte die bunten Musterbeispiele für den Jammerzustand der Menschheit an, die auf der Straße gingen oder standen und ihrerseits die Präsidentenlimousine ansahen. Er war auf dem Weg zu einem Treffen mit dem Präsidenten, Fernandes Domingos, einem nicht eben hellen Kopf, der mehr oder minder glücklich auf den Posten gerutscht war. Zum Glück war Domingos hell genug, um einen guten Deal zu erkennen, wenn er ihm zu Ohren kam. Der Präsident war schon außer Landes gewesen, hatte viel Zeit in Johannesburg, London und Paris verbracht und dabei einen Geschmack für Dinge entwickelt, die er sich in seinem Land so gut wie unmöglich gönnen konnte. Jedenfalls nicht, ohne weitaus mehr Geld zu stehlen, als es ihm momentan möglich war. Das schloss edle Weine, noch edlere Frauen und teure Abende in den Casinos von Monaco ein.

Wenn alles lief wie geplant, würde Hughes Domingos reicher machen, als der es sich je erträumt hatte. Dann würde der Präsident seine Genusssucht in einem wesentlich angenehmeren Ambiente als den schmutzigen Straßen von Guinea ausleben können. Dafür würde Domingos es Hughes ermöglichen, das ganze Land in Besitz zu nehmen.

Selbst ein Dritte-Welt-Loch wie dieses hatte unschätzbaren Wert - zumindest in den richtigen Händen.

Schon politisches Asyl war eine Goldgrube, ganz zu schweigen von dem, was im Boden verborgen war. Ja, Guinea-Bissau hatte in den richtigen Händen definitiv Potenzial.

*In seinen Händen.*

»Wir sind jetzt vor dem Präsidentengelände, Sir«, sagte der Fahrer. Er war groß, weiß und hatte einen manierierten englischen Akzent. Auf dem Beifahrersitz lag eine Maschinenpistole, und Hughes wusste, dass der Fahrer unter seiner Chauffeurenuniform auch eine großkalibrige Pistole trug. Seinen weiteren Informationen nach war er in der Lage, beide Waffen wie ein Experte einzusetzen. Er war irgendein Exspezialist des britischen Militärs, den man angeheuert hatte, um sicherzugehen, dass die besonderen Gäste des Präsidenten auch ganz an ihrem jeweiligen Bestimmungsort ankamen. Es war eher unwahrscheinlich, von Einheimischen umgelegt zu werden, aber die Nachbarländer Senegal und Guinea lagen ständig mit Guinea-Bissau oder untereinander im Streit und schickten gereizte Armeen über unscharf gezogene Grenzen. Dort brandschatzten und vergewaltigten sie. Außerdem bestand ein kleines Risiko durch Terroristen und Saboteure.

Da Hughes offiziell gar nicht hier sein sollte, war es nicht angebracht, besonders aufzufallen - wie zum Beispiel durch eine Schießerei mit irgendeinem halbseidenen, durchgeknallten Spion. Glücklicherweise schuldete der für diese abgelegene Region zuständige US-Botschafter Hughes einige große Gefallen, und wenn Hughes ihn auch nicht in der Tasche hatte, so war der Mann doch außerordentlich umsichtig. Man wurde kein Botschafter, wenn man nicht begriff, aus welcher Richtung der Wind wehte, und seine Segel entsprechend setzte.

Hughes wandte seine Aufmerksamkeit dem Präsidentenpalast zu. Das Hauptgebäude war groß, protzig,

drei Stockwerke hoch und aus einem einheimischen Stein in einem leichten Rosaton erbaut, mit glasierten blauen Fliesen auf dem Dach. Der Bau wirkte wie eine schlechte Mischung aus verschiedenen mediterranen Stilrichtungen. Das Gelände umfasste vielleicht zehn Morgen und ein Dutzend Gebäude und war von einer vier Meter fünfzig hohen Mauer aus demselben Stein umgeben, auf der offenbar Glasscherben angebracht waren.

Hughes schüttelte den Kopf. Diese Art von Aufwand passte zu einem Muster, das er überall auf der Welt gesehen hatte. Je weniger Wohlstand ein Land zu Verfügung hatte, desto größer waren die Ausgefallenheiten, die sich die Landesführer gönnten. Die Reichen wurden immer reicher und die Armen immer ärmer. Welch eine Überraschung.

Die Limousine gelangte an ein großes, elektrisch betriebenes Tor in der Steinmauer. Zwei Wachen mit Sturmgewehren vor dem Tor schlenderten herüber und beugten sich vor, um zu sehen, wer in der Limousine saß. Der Brite nickte ihnen zu. Sie kannten ihn offensichtlich, aber er zog seinen Ausweis trotzdem hervor. Die Wachen überprüften ihn und winkten dann einem dritten Uniformierten zu, der hinter dem Tor in einem kleinen Häuschen stand. Das Tor öffnete sich, um die Limousine einzulassen.

Die Auffahrt war gewunden und zog sich über mehrere scharfe Kurven hin, die von Teichen oder grasbewachsenen Erdhügeln gesäumt wurden. Platt hatte Hughes den Grund dafür erklärt. Falls es einem Attentäter gelang, eine Autobombe durch das Tor zu schmuggeln, konnte er nicht genug beschleunigen, um die Palastmauer zu durchbrechen, bevor er die Bombe im Inneren zündete.

Der Präsident war in weiten Kreisen der Bevölkerung beliebt - aber offenbar nicht in allen.

Schließlich kam die Limousine an den Eingang des Hauptgebäudes.

Vor einer hohen, mit Schnitzereien versehenen Doppeltür aus Holz stand Präsident Fernandes Domingos mit ein paar Leibwächtern und einer vollbusigen, aber sonst gertenschlanken Blondine in einer weißen Bluse, einem kurzen schwarzen Rock und sieben Zentimeter hohen Absätzen. Hübsch, dachte Hughes. Domingos' Geliebte?

Er stieg aus der Limousine, während der Fahrer ihm die Türe aufhielt. Draußen lächelte er Domingos an, der seinerseits eine Reihe perfekter Zähne aufleuchten ließ.

»Ah, Thomas, wie schön, Sie wieder zu sehen!« Domingos sprach gutes Englisch mit südafrikanischem Akzent. In das Land am Hörn von Afrika war er für sein Studium geschickt worden. An der Uni hatte Domingos seinen Abschluß im Spielen und Saufen gemacht.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand. Der Präsident war klein und unersetzt. Ein Netz von spinnenartigen Venen zog sich unter der Haut über seine Nase und die Wangen, das trotz Domingos' dunkler Hautfarbe sichtbar war. Die geplatzten Blutgefäße zeigten wahrscheinlich einen beginnenden Alkoholismus an. Jetzt, da er fünfzig war, wurden die Ausschweifungen sichtbar und Domingos als das erkennbar, was er war - ein alternder Lebemann. Die Vorfahren, deren Namen er trug, waren Portugiesen, und irgendwo auf dem Weg hatten sie wohl ein, zwei kleine Abstecher in einheimische Gefilde unternommen, denn er war von dunklerer Haut als die meisten Europäer. Was von seinem dünnen, schwarz gefärbten Haar übrig war, war stark gekräuselt. Doch ansonsten waren Domingos' Züge trotz Platts rassistischer Anspielungen nicht negroid.

»Herr Präsident. Es ist mir eine Ehre.«

Domingos wischte das mit einer Handbewegung bei-

seite. »Nicht doch, nicht doch, wir sind Freunde! Bitte treten Sie ein in meine bescheidene Behausung. Ich möchte Ihnen Miss Monique Louis vorstellen, die eben aus Paris zurückgekehrt ist. Ich bin sicher, Sie beide werden sich blendend verstehen!«

Hughes sah zu der Blondine hinüber, die ihn träge anlächelte.

Etwas Herausforderndes lag in ihrer Miene. »*Bonjour*«, sagte sie. »Wie schön, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Na, wunderbar ... Wenn er sich nicht sehr täuschte, hatte ihm der gute Präsident offenbar eine ... *Begleiterin* zur Seite gestellt. Soso. Attraktiv genug war sie. Und Domingos war in solchen Angelegenheiten sicher so gewieft, ein erfahrenes Mädchen auszuwählen. Warum nicht? Verhandlungen waren manchmal anstrengend, und Hughes konnte nach dem Abschluss etwas Entspannung gebrauchen - aber erst dann.

Die hohen Türen waren in einem Bas-Relief geschnitzt, das Eingeborene zeigte, stolze Gesichter und junge Körper, die meisten davon nackt. Eine Art Galerie der afrikanischen Stämme. Platt musste den Anblick genossen haben. Hughes sah vor sich, wie er angewidert den Kopf schüttelte. Nur die schwarzen Frauen gefielen ihm, natürlich.

Die Türen öffneten sich lautlos, jede von einem ganz in Weiß gekleideten Schwarzen bedient - Schuhe, Hose, Hemd und Jackett. Monique trat zu ihm, nahm seinen Arm und lächelte ihn an. Dann folgten sie dem Präsidenten in den Palast. Die Leibwächter setzten sich hinter ihnen in Bewegung.

Das, dachte Hughes, wird interessant.

*Freitag, 14. Januar, 6 Uhr  
New York City, New York*

Im Mac's, einem der letzten Hardcore-Bodybuilding-Studios alter Schule in Manhattan, ächzte sich Platt durch eine Serie schwerer Kniebeugen. Hier gab es keine Farne oder New-Age-Musik, kein Chrom und keine Magnomaschinen aus rotem Kunstleder oder schräge VR-Laufbänder für Yuppies, nur ständerweise Gewichte - normale Hanteln und Kugelhanteln -, Bänke, Racks und einen Betonboden mit ein paar Gummipolstern darauf. Spiegel an den Wänden, gute Beleuchtung, aber das war's dann. Man kam nicht hierher, um Farbe zu bekommen, sondern um zu schwitzen - und um zu erfahren, was Schmerz war.

Platt stand im Sicherheitsrack, so dass das Gewicht nicht herunterfallen und seinen Hintern zerquetschen würde, aber das half seinen Oberschenkeln auch nicht weiter. Sie brannten, als stünde er hüfttief in geschmolzener Lava. Zweihundert Kilo an der Stange auf seinen Schultern, und nach der ersten Runde war jede Wiederholung ein Krieg. Er hasste Kniebeugen, und nach einigen schweren Runden konnte er sich kaum noch bewegen. Mehr als nur ein paar Mal hatte er nach Kniebeugen gekotzt und war so fertig, dass er ohne Hilfe nicht einmal aufstehen konnte. Aber so lief das nun mal. Wenn man stark werden wollte, musste man große Gewichte hernehmen. Die kleinen Memmen, die Beinübungen mit 25 Kilogramm machten und glaubten, das sei Trainieren, brachten Platt zum Lachen. Doch solche Typen traf man hier nicht. Mac würde in

ein so lautes Gelächter ausbrechen, dass sie geradewegs aus dem Gebäude flögen.

Entschuldigung, Sir, aber wo sind die Cardiowalker?

*Geh einfach durch die Tür da und ein paar Meilen in diese Richtung, Kumpel. Halt nach 'nem Kurort voller Weich-eier Ausschau, da passt du hin.*

Platt ging nach unten, und seine Beine schmorten im eigenen Saft. Tiefer als neunzig Grad, den Hintern fast auf die Fersen bekommen.

Und nach oben, zitternd, schlotternd, Feuer in den Venen und Arterien, das ihm die Muskeln bis auf den Knochen hinuntersengte.

Mann!

Dann drei weitere, und endlich konnte er - gerade noch rechtzeitig - das Gewicht wieder an seinen Platz hängen. Er griff nach einem Handtuch, wischte sich den Schweiß aus Gesicht und Nacken und ging hinüber zum Wasserbecken. Um ihn herum erklang das Echo des Eisens, während die Männer grunzten und das Letzte aus sich herausholten. Auch ein paar Frauen waren da, Bodybuilderinnen auf Dope, die wie Männer aussahen. Diese Art Frau machte ihn überhaupt nicht an. Er sah es gerne, wenn eine Frau in Form war. Aber sie durfte keinen mit Hormonen hochgezüchteten Männerkörper haben, an dem so gut wie alles wuchs, bis auf einen Schwanz.

Okay, genug davon. Zeit zum Duschen und dann ab zu seinem Wegwerfcomputer in Queens. Das FBI war reif für eine weitere Überraschung, mit Grüßen von den Friheds-Idioten. Eine große Überraschung, diesmal.

Platt lachte laut. Er konnte sich kaum ein besseres Leben vorstellen.

*Freitag, 14. Januar, 8 Uhr  
Ambarcik, Sibirien*

Jay Gridley stemmte sich gegen den heftigen Wind, der von der Ostsibirischen See kam. Der Sturm war so stark und kalt, dass er einen Mann ohne Schutz in wenigen Sekunden zu Tode blasen würde. Es herrschte so viel Wind, dass er die Felsen der Küste entlang von Schnee befreit hatte, obwohl in den letzten zwei Monaten mehr als drei Meter gefallen waren. Der Schnee war wie trockenes Talkpuder weggepustet worden. Die Einheimischen scherzten gerne darüber, wie kalt es hier wurde. Es gab Leute in Kanada oder Alaska, die damit angaben, dass sie einen Topf voll heißen Wassers in die Luft warfen und es auf dem Weg zum Boden gefrieren sahen. In Sibirien sagte man, dass das Wasser gefror, bevor es den Topf verließ. Manchmal sogar, während der Topf noch auf dem Feuer stand.

Es war nicht gerade der nächstliegende Ort, um Fährten einer dänischen Terrororganisation zu verfolgen, vielleicht der unwahrscheinlichste überhaupt. Aber da vorne im Eis war ein Loch, aus dem die Seelöwen auftauchten, um zu atmen, und einer dieser >Seelöwen< war die Information, die Jay suchte.

Er war gegen die Kälte gewappnet - elektrisch beheizte Unterwäsche, einschließlich Socken, Hut und Handschuhe -, darüber vier Lagen Kleidung - Polypropylen, Seide, Wolle und Fell -, eine Gesichtsmaske und schwere Stiefel. Dennoch spürte er, wie die Kälte an seiner Maske zerrte und sich in die feinsten Nähte seiner Kleidung eingrub. Dieses VR-Szenario war so nah an der Realität der Einheimischen, wie er es hatte konstruieren können, und er fragte sich, wie sie es aushielten. Die Häuser hier waren alle hochisoliert, mit dreifachen Türen und Fenstern, Leerräumen in den isolierten Wän-

den. Selbst so konnte man seine Lebensmittel in einem ungeheizten Hinterzimmer aufbewahren, und sie hielt den ganzen Winter.

Brr.

Da erklang ein Signalhorn, das ihn laut anbrüllte. Was zum Teufel war das? Woher kam dieser Klang? Er drehte sich um, den Rücken zum Wind, und sah in der Ferne einen Turm.

Jay schaffte den geistigen Transfer und begriff, dass das Geräusch das Echtzeit-Warnsignal an seiner Werkstation war. Böse Sache - die Schwelle für das Warnsignal war hoch genug gesetzt, dass nur etwas wirklich Übles es auslösen konnte. Ein Feuer im Gebäude, ein größerer Systemfehler, eine Reifenpanne am Wagen des Pizzaservices ...

Besser, er überprüfte das sofort.

Jay loggte sich aus der VR aus.

*Freitag, 14. Januar, 8 Uhr 05*

*Quantico, Virginia*

Toni befand sich mitten in einem Haufen elektronischer Korrespondenz, als ihre Werkstation abstürzte. Sie befasste sich gerade mit einer Notiz aus dem Lager, die Net Force habe ihre normale Monatsquote an Telefon- und Virgilbatterien überschritten; eine Sekunde später wurde ihr Bildschirm schwarz.

Mist. Genau das, was sie brauchte, ein Computerabsturz ...

Da leuchtete der Bildschirm wieder auf. Es dauerte nur eine oder zwei Sekunden, aber die Notiz von der Lagerhaltung war weg. An ihrer Stelle sah sie das Bild einer Männerhand. Sämtliche Finger waren eingeknickt und wurden vom Daumen gehalten - bis auf den Mittelfinger, der gerade nach oben zeigte. Das Bild drehte

sich langsam um die eigene Achse. Die obszöne Geste war unverkennbar.

Sie hörte ihre Sekretärin lachen. »Was gibt's?«, schrie Toni.

»Mein Computer zeigt mir den Stinkefinger«, rief ihre Sekretärin zurück.

In Toni machte sich plötzlich das unangenehme Gefühl breit, dass sich dieses Bild nicht auf zwei Arbeitsplätze beschränkte.

Es dauerte nicht lange, bis sie erfuhr, dass sie Recht hatte.

Allmächtiger. Jemand hatte sich ins Computersystem der Net Force gehackt.

Das war wirklich übel.

Auf dem Weg zum Konferenzzimmer begegnete Toni Jay Gridley. Joanna Winthrop traf eine halbe Sekunde vor ihnen dort ein, Alex war bereits da. Er wartete nicht einmal, bis sie saßen, um anzufangen.

»Also, was zum Teufel ist da passiert?«

»Frihedsakse«, sagten Jay und Joanna wie aus einem Mund. Sie blitzten einander an, dann versuchten beide gleichzeitig zu reden.

»Ich habe den ...«

»Es kam ...«

»Einer nach dem anderen«, fiel Toni ihnen ins Wort, bevor Alex es sagen konnte. »Jay?«

»Sie sind durch ein Subsystem in der FBI-Personalabteilung eingedrungen. Es handelt sich um eine Standleitung, die da ist, um Zusammenfassungen und Bewerbungen zu empfangen. Theoretisch sollte sie keine Verbindung mit sicheren Systemen ohne Passwörter für jedes Upload oder Download haben, aber in der Praxis öffnet oft jemand die Verbindung für Abteilungsleiter, die neue Angestellte suchen. Und die lassen sie offen, um nicht jedes Mal fünf Minuten zu verlieren, wenn sie

sich wieder einklinken müssen, um eine Datei zu senden. Jemand ist über diese Verbindung in unseren Großrechner eingedrungen.«

Toni sah, dass Joanna etwas sagen wollte. »Lieutenant?«

»Die Antivirusprogramme, die bei uns im Umlauf sind, haben das Programm fast sofort gekriegt. Es ist kein Schaden an Hard- oder Software entstanden. Die rotierende Hand war bereits gespeichert, und allem Anschein nach war der Hack darauf ausgerichtet reinzukommen, die Bilddatei zu öffnen und sie unserem System als Signal für das EWS - das Notwarnsystem - zu schicken. Soweit ich ... ich meine, soweit Jay und ich feststellen konnten, hat niemand Datenverluste erlitten, und der Virus hat sonst nichts angestellt.«

»Wir führen gerade eine Volldiagnose durch«, fügte Jay hinzu. »Aber ich kann garantieren, dass keine weitere Infektion auftauchen wird. Es ist eine Nichtigkeit, ein einfaches verkapseltes Programm, wie es ein Teenie-Hacker gerne schreibt, um zu beweisen, was er draufhat. Sie haben uns den Stinkefinger gezeigt. Toll. Kein Schaden, kein Problem.«

Alex schüttelte den Kopf. »Sie irren sich, Jay. Das hier ist ein schwerer Treffer.«

Jay runzelte die Stirn. Toni sah an Joannas Miene, dass sie verstand.

Toni erklärte: »Die Net Force ist dazu da, die Computersysteme des Landes zu schützen. Wenn diese Gruppe in unser angeblich sicheres System eindringen kann, wie stehen wir dann da? Was für ein Gefühl wird das bei unseren Klienten wecken, wenn es darum geht, deren Systeme zu beschützen?«

»Aber es spielt keine Rolle, dass sie durchgekommen sind«, warf Jay ein. »Sie hätten nichts anstellen können! Unsere Automatik hat das Programm binnen Sekunden festgenagelt. Es hat ein Bild geöffnet, das wir bereits ge-

speichert hatten. Das Bild ist nur ein bisschen herumgessessen und hat gestrahlt. Es hätte nkhts anderes unternehmen können, egal was. Wir waren wieder online, bevor die meisten Leute überhaupt etwas bemerkt haben. Das war ein Ausrutscher ohne Folgen, aus, fertig.«

»Es geht nicht um Programme«, entgegnete Alex, »sondern um Politik. Es spielt keine Rolle, dass die Terroristen keinen Schaden angerichtet haben - das Entscheidende ist, dass sie reingekommen sind. Selbst wenn Sie und ich es besser wissen - Menschen, die nichts von Computern verstehen, werden Angst bekommen. Sicher, werden sie sagen, die Net-Force-Typen behaupten, das sei keine große Sache. Aber wenn es keine große Sache war, warum ist es dann in ihre Computer gekommen?«

Jay schüttelte den Kopf. »Aber ...«

»Toni, sehen Sie zu, was Sie zur Schadensbegrenzung tun können«, wies Alex sie an. Er wandte sich an Jay und Joanna. »Versuchen Sie, den Angriff zurückzuverfolgen. Mal sehen, ob Sie ein paar Spuren finden können. Ich habe das Gefühl, dass das noch eine ganz böse Sache wird, wenn wir sie nicht schnell in den Griff bekommen. Los.«

Nachdem Jay und Joanna weg waren, saß Toni alleine mit Alex da. »Sind Sie in Ordnung?«, fragte sie.

»Ja, natürlich, mir geht's gut. Es ist nur ...« Er machte eine Handbewegung, die die Net Force und all ihre Probleme einschließen sollte.

Aber es ging ihm nicht gut, das sah sie. Er war seit seiner Rückkehr nach Weihnachten angespannter als eine Geigensaite. Zuerst hatte Toni gedacht, es läge an dem kleinen Wüstenabenteuer, über das er nicht sprechen wollte. Doch das belastete ihn nicht, wenigstens nicht so stark, wie es jetzt den Eindruck machte. Er war als Sieger vom Platz gegangen, hatte einen der bösen Jungs gefangen gesetzt. Damit verlor man nicht sein

Gesicht. Wenn, dann war er beinahe als eine Art Held aus der Sache hervorgegangen. Männer bewunderten einander für solche Dinge.

Sie hatte sich nicht nach seinem Besuch bei seiner Tochter und seiner Exfrau erkundigt. Da er es von sich aus nicht angesprochen hatte, hegte Toni den Verdacht, dass der Besuch nicht allzu positiv verlaufen war. Selbst nach der Scheidung schien diese Frau Alex' Leben aus der Entfernung zu bestimmen, und Toni hasste sie dafür. Diese Frau musste dumm sein. Wie hätte sie sonst zulassen können, dass sich Alex von ihr entfernte?

Aber es war nicht an Toni zu fragen. Nicht angesichts ihrer strikt professionellen Beziehung. Sie konnte nichts tun, als ihm Gelegenheiten zum Gespräch anzubieten. Wenn er das nicht wollte, konnte sie ihn nicht zwingen.

»Okay«, sagte sie. »Sie wissen, wo Sie mich finden. Ich sehe zu, dass ich dieses Desaster irgendwo vergrabe, wo niemand darüber stolpert.«

Sie stand auf und schickte sich an zu gehen.

»Toni?«

»Mm?«

»Ich sehe mir morgen ein Auto an - vorausgesetzt, uns fällt nicht vorher der Himmel auf den Kopf. Ein alter Wagen, den ich eventuell kaufen will, wenn hier nicht alles den Bach runtergeht. Das Auto ist ein Miata, er steht in einer Garage in Fredericksburg. Das ist auf der 1-95 einige Meilen südlich von hier.«

»Und?«

»Na ja, da Sie so viel von Autos verstehen und so, äh, habe *ich* mich gefragt... ich meine, wollen Sie vielleicht mitkommen und mir bei der Besichtigung helfen?«

Toni staunte nicht schlecht. Das kam ja wirklich aus heiterem Himmel! Ihr Gehirn setzte einen Moment aus, als hätte sie jemand halb k.o. geschlagen. Für einen Mo-

ment konnte sie nicht denken, nicht einmal atmen. Dann setzte ihre Alarmstimme ein: *Um Himmels willen! Er will mit dir ausgehen! Mach langsam, verschreck ihn nicht!*

Sie schaffte es, Atem zu holen. »Ja, gerne. Ein Miata? Einer meiner Brüder hatte einen.«

»Ja«, antwortete Alex schnell. »Ich habe mich daran erinnert, dass Sie mir das erzählt haben. Also, mir wäre Ihr Rat sehr von Nutzen. Sie wissen schon.«

Sie war versucht zu grinsen, bemühte sich aber um eine freundliche, interessierte Miene. Er benahm sich wie ein 14-Jähriger, der zum ersten Mal ein Mädchen bittet, mit ihm auszugehen. Sie sah an seinem Gesichtsausdruck und hörte an seiner Stimme, dass er *nervös* war. Angst hatte, sie könnte ihn zurückweisen.

Als ob das im Entferitesten möglich wäre.

Dass er so durcheinander war, machte ihn umso süßer.

»Ich, äh, möchte früh aufbrechen«, fuhr er fort. »Das heißt, wie wäre es, wenn ich Sie um sieben abhole?«

»Sieben ist in Ordnung.«

»Äh, wo wohnen Sie? Ich war noch nie bei Ihnen.«

Sie gab ihm ihre Adresse und eine Wegbeschreibung, immer noch voller Erstaunen.

Zieh keine voreiligen Schlüsse, Mädchen. Er hat dich nur gebeten, einen alten Wagen mit ihm anzusehen, nicht etwa, ein gemeinsames Wochenende in Paris zu verbringen.

*Halt die Klappe*, entgegnete sie ihrer inneren Stimme.

»Sie ziehen wohl am besten alte Klamotten an«, sagte er. »Es könnte ein bisschen ölig werden, wenn wir da in einer alten Garage herumstöbern. Ich bringe ein paar Werkzeuge und so mit. Vielleicht schaffe ich es, das Ding zum Laufen zu bringen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht zu warten, während ich es versuche.«

»Kein Problem«, gab sie zurück.

Für einen langen Moment - bestimmt ein paar tausend Jahre - stand sie da und starrte ihn an. In ihrem Inneren war der Teufel los - am liebsten wäre sie herumgesprungen und hätte geschrien. Schließlich riss sie sich los. »Gut. Ich mache mich mal dann wieder an die Arbeit.«

Sobald sie aus dem Konferenzzimmer kam und Alex den Rücken zuwendete, konnte sie das Grinsen nicht mehr zurückhalten.

Mit 13 war Alex Michaels auf dem Tyler Texas Tornado gefahren - zu jener Zeit die weltgrößte Achterbahn. Er hatte nie das schwerelose Gefühl in der Magengrube vergessen, das sich einstellte, als er über die erste Bodenwelle fuhr und die Schwerkraft ihn losließ. Wenn die Sicherungsstange nicht gewesen wäre, hätte es ihn aus dem Gefährt hinausbefördert.

So fühlte er sich jetzt - als wäre er eben im TTT über die erste Bodenwelle gefahren. Ihm war flau im Magen, sein Herz schlug zweimal so schnell wie üblich, sein Mund war trocken, und er atmete schwer.

*Ach du liebes Bisschen! Was hast du denn da gemacht?  
Hast du eben deine Assistentin Toni Fiorella gebeten, mit dir auszugehen?*

Nein, nein, nicht *auszugehen!* Nur den Wagen zu begutachten. Sie kennt sich mit Autos aus - weißt du noch, als sie bei dir zu Hause vorbeischaute und den Prowler sah? Sie wusste alles über Motoren, Hydraulik und so weiter! Bei ihr daheim wimmelte es nur so von autobegeisterten Brüdern!

*Klar. Sicher. Wen willst du da reinlegen, Freundchen? Ich war doch dabei, ich habe gesehen, wie du ihr auf den Hintern geschaut hast, während du mit deiner Tochter telefoniert hast. Und an die Silat-Stunde erinnere ich mich auch. Wie ihr bei einer dieser Ringertechniken ineinander verschlungen wart. Wie sie sich anfühlt, wenn sie an dich geschniegt ist,*

*kurz bevor sie dich mit deinem dummen Hintern zuerst auf den Boden wirft.*

Er wusste, dass er sich nicht sehr klug verhielt. Toni arbeitete für ihn. Natürlich, er hatte Signale empfangen, dass sie ihn nicht gerade abstoßend fand, doch jetzt wagte er sich auf gefährliches Terrain. Toni war intelligent, fähig, sah gut aus, und es verhielt eine Menge Spaß, wenn sie sich näher kämen als beim Silat. Seine Fantasie war nicht beschädigt - er hatte ihr nur seit seiner Trennung von Megan nicht sehr oft freien Lauf gelassen. Aber dieser letzte Besuch in seinem alten Zuhause, die Szene mit Megan und ihrem neuen Freund, das hatte den Sarg endgültig zugenagelt. Die Ehe war tot, sie würden nicht wieder zusammenkommen. Als er sich später beruhigt und darüber nachgedacht hatte, wurde ihm klar, dass er mit einer Frau gar nicht zusammen sein wollte, die ihm das antun konnte, was sie getan hatte. Megan hatte etwas Boshaftes an sich. Es kam zwar nicht oft zum Vorschein, aber wenn, dann war es ziemlich mies. Er wollte nicht mit jemandem zusammen sein, der ihn jederzeit im Regen stehen lassen konnte. Das war kein Leben, wenn man ständig auf der Hut sein musste.

Seit langem verhielt er sich wie ein Mönch. Er hatte all seine Energie in die Arbeit oder seinen Wagen gesteckt, war gerannt oder Tausende von Meilen Fahrrad gefahren, um sich auszupowern, und es war keine Sünde, die Gesellschaft einer attraktiven Frau zu genießen.

Es musste ja nicht darüber hinaus gehen. Er brauchte es nicht zu riskieren, Toni als Freundin und Mitarbeiterin zu verlieren, indem er eine Affäre mit ihr begann. Er konnte sich zurückhalten und es beim platonischen bewenden lassen.

*Genau. Hast du sie deshalb gebeten, mit dir eine kleine Spritztour nach Fredericksburg zu unternehmen? Um Mr. Platonic zu werden?*

*Halt die Klappe, sagte er zu sich selbst. Es ist nichts gewesen, und es wird auch nichts passieren. Wir sind Freunde, das ist alles.*

Seine innere Stimme lachte auf dem ganzen Weg zurück ins Büro.

*Freitag, 14. Januar, 8 Uhr 20  
Quantico, Virginia*

Als Toni Fiorella an ihr vorbeilief, sah Joanna Winthrop genau hin. Ihr war sofort klar, dass sie mit ihrem Verdacht richtig lag: Miss Toni war scharf auf ihren Boss.

Das war unschwer zu erkennen, so wie Fiorella aufblühte - wie die Zeitlupenaufnahme von einer Orchidee im Treibhaus -, sooft sie in Alex Michaels' Umgebung war. Er schien es nicht zu bemerken; das überraschte nicht. Männer waren in dieser Hinsicht für gewöhnlich Dummköpfe - und in manch anderer auch. Dennoch war er eigentlich ein netter Typ, und tatsächlich hatte Winthrop selbst ein paar Tagträume in diese Richtung gesponnen. Na ja, wenigstens bevor sie anfing, Gründe dafür zu finden, bei Julio Fernandez vorbeizuschauen. Michaels war in Ordnung, aber Julio ... Julio war ein Juwel.

Tatsächlich würde sie sich morgen für eine Weile von der Arbeit freimachen, um ihn zu treffen und ihm ein paar Computerkenntnisse zu vermitteln. Er wollte immer noch lernen, und sie fühlte sich immer gelöster in seiner Gesellschaft. Er schien einfach kein Ego zu besitzen, wenigstens was Frauen anging, und überraschte sie immer wieder damit, was er sagte und wie er es sagte.

Sie grinste in sich hinein. Sollte Toni nur dem Boss nachstellen. Wahrscheinlich passten sie besser zusammen. Winthrop hatte den Eindruck, dass sie in letzter Zeit eine richtiges Faible für ... Latino-Gerichte entwickelt hatte.

*Freitag, 14. Januar, 5 Uhr 45  
Hochwüste, Ost-Oregon*

Es war immer noch dunkel in dem Einmann-Tunnelzelt, dunkel und kalt, aber wenigstens hatte es wieder zu schneien angefangen.

John Howard war nicht gerade wohlig zumute in seinem Mumenschlafsack, aber ihm war warm genug, und die Kapuze hatte dafür gesorgt, dass ihm die Nase nicht abfroh. Er hatte keine Lust, sich aus dem Schlafsack zu schälen und aufzustehen, doch er musste pinkeln, daran führte kein Weg vorbei. Es würde noch eine Weile dauern, bis der Tag anbrach, aber er musste kein stilles Örtchen suchen - er war ganz allein. Wie sein Großvater zu sagen pflegte: Er war so weit draußen, dass die Sonne zwischen seinem Standort und der Stadt aufging...

Nach der Gemeinschaftsübung der Net Force mit der Armee im Nordwestpazifik hatte er ein Winter-Survivalwochenende im Staat Washington einlegen wollen, aber es gab irgendein Problem mit dem biochemischen Lager in Umatilla. Anscheinend hatte eine der ausgemusterten Nervengasraketen ein Leck bekommen, wenn auch nur in mikroskopischer Größenordnung. Es war unter Kontrolle, Gefahr bestand nicht. Aber die Army hatte sich ein Bein ausgerissen, um die Geschichte vor den Medien geheim zu halten, und war natürlich kläglich gescheitert. Die Folge war, dass die in der Nähe des Lagers wohnenden Zivilisten in Furcht und Schrecken lebten, eine Giftwolke werde gleich in ihre Stadt schweben und alle Männer, Frauen, Kinder und Hunde töten. Hektisch vereinbarten viele Verwandtenbesuche in anderen Städte.

Deshalb hatten die Net Force und die Army ihre Übung abgesagt. Die Army war der Ansicht, dass ein Haufen Männer in Kampfkleidung, die herumrannten

und -ballerten, keinen guten Eindruck hinterlassen würde. So würde man die Anwohner nur erschrecken, die keine Sekunde lang glauben würden, dass es sich lediglich um ein Manöver und einen zeitlichen Zufall handelte. Trotzdem hatte Howard seinen persönlichen Überlebenstrip nicht abblasen wollen. Also beschloss er, stattdessen nach Oregon zu gehen. Der Unterschied zwischen Ost-Oregon und Ost-Washington war nicht allzu groß.

In langer Unterwäsche, Hose, Socken und einem schweren Wollhemd glitt Howard aus dem Schlafsack. Er zog die Extrasocken heraus, die er in die Stiefel gestopft hatte, um Skorpione und Spinnen abzuhalten - es war zwar Winter, aber trotzdem gut, sich das anzugehören. Er zog die Stiefel an, nachdem er sie für alle Fälle noch einmal auf ungebetene Gäste überprüft hatte - Teufel, waren die klamm! -, griff nach Jacke und Hut und kroch aus dem Zelt.

Der frühmorgendliche Himmel war vollkommen wolkenlos; Sterne glitzerten, harte, scharfe Punkte aus Feuer. Hier draußen sah man die Milchstraße und alle möglichen Sternbilder, die man in der Stadt nie ausgemacht hätte. Und die Farben der Sterne, rot, blau, gelb. Wahrlich ein schöner Himmel.

Er richtete sich auf, stolperte ein paar Schritte den Pfad hinunter, den er sich letzte Nacht vor dem Schlafengehen gebahnt hatte, und schrieb seinen Namen in den Schneehaufen, der sich an einem gefrorenen Kreosotbusch aufgetürmt hatte.

Wieder im Zelt, entzündete er das Sturmlicht und stellte den Bunsenbrenner an. Der Ausgang des Tunnelzelts war eben hoch genug, um darin aufrecht zu sitzen. Das Zelt war aus doppeltem, reißfestem Gortex, das den Schnee abhielt, die meiste Feuchtigkeit jedoch nach außen ableitete, so dass man beim Aufwachen nicht in den Regen des eigenen kondensierten Wasserdampfes

geriet. In früheren Tagen hätte er Holz gesammelt und draußen ein Feuerchen zum Kaffee- und Wasserkochen für sein Trockenessen in Gang gebracht, aber die derzeitigen Regeln besagten, dass man beim Campen keine Spuren hinterlassen solle. Es durften keine Bäume gefällt und kein Unterholz beseitigt werden. Man sollte sein Zelt nicht mit einem Ablaufgraben umgeben, kein offenes Feuer machen und nur eine minimale Latrine anlegen - und selbst die musste zugeschüttet werden, bevor man das Lager abbrach.

Howard grinste, während er einen Topf voll geschmolzenem Schnee zum Kochen brachte. Er hatte an ein paar Übungen teilgenommen, bei denen diese Regeln so strikt angewandt wurden, dass sie ihre eigenen Ausscheidungen wegpacken und mitnehmen mussten. Das war für einige Lacher gut gewesen:

Hier, Sarge, ich habe Ihnen ein paar Schokorollen zum Nachtisch aufbewahrt.

*Ja? Das ist lustig, ich habe nämlich etwas Pudding für Sie, Corporal ...*

Es war erstaunlich, worüber Soldaten Witze rissen.

Jetzt herrschten Außentemperaturen von etwa elf Grad unter Null, und der Boden war gefroren und hart wie Stein, so dass man nicht weiter graben konnte als schneetief. Aber Howard verfügte über biologisch abbaubares Toilettenpapier, das sich beim ersten Kontakt mit Feuchtigkeit zersetzte. Wenn der Frühling kam, würden etwaige Überbleibsel von Exkrementen verschwunden sein. Es war unwahrscheinlich, dass vor dem Frühling jemand zum Spielen hier rauskam ...

Er hatte heute einen kleinen Marsch vor sich, nur zehn Meilen. Aber mit Schneeschuhen und dem Rucksack würde es ihn einige Anstrengung kosten. Er hatte ein GPS, falls er sich verlief, aber er wollte versuchen, sein neues Camp ganz konventionell mit Hilfe von Kompass und Landmarken finden. Das war natürlich

nicht so einfach wie mit dem GPS, wo man nichts weiter tun musste, als ein paar Knöpfe zu drücken, damit es genau anzeigte, wo man sich befand und wie man an sein Ziel gelangte. Doch Batterien konnten ausfallen, Satelliten abstürzen. Ein Kompass dagegen war zuverlässig, wenn man mit dem magnetischen Nordpol und all dem klarkam. Wenn man den Kompass verlor, gab es die Sterne, einschließlich der Sonne. Und wenn es bewölkt war, blieb noch die Koppelung, blinde Berechnung, wenngleich das ein wenig heikler war.

Tatsächlich hatte Howard schon lange nicht mehr die Orientierung verloren. Er besaß einen guten Orientierungssinn.

Um sechs Uhr früh zog er seinen Virgil hervor und gab seinen morgendlichen Check-in-Code ein. Er konnte auch mit dem Virgil den Weg finden und zur Not Hilfe rufen, wenn er sie brauchte. Falls etwas passierte und er keinen Ruf nach außen absetzen konnte, würden ihn die Net Force oder andere Retter mit Hilfe des kleinen Apparats ebenfalls finden - er hatte nämlich einen Peilsender mit eigener Batterie. Auch wenn er sich nicht in Alaska oder Sibirien befand - es war kalt, er saß mutterseelenallein in der Hochwüste, in einem halben Meter Neuschnee, und falls ihm etwas zustieß, würde ihn Hilfe nicht sofort erreichen.

Hierzu sein beinhaltete ein größeres Risiko. Doch darum ging es. Ein Mann fand heraus, aus welchem Holz er geschnitten war, wenn er sich echter Gefahr aussetzte. In der VR wusste man immer, dass man nicht wirklich sterben würde. Aber in der Realität liefen die Dinge manchmal schief, und man musste mit Hilfe seines Verstands und seiner Fähigkeiten überleben. Howard hatte schon ein paar Wochen auf eigene Faust nur von dem überlebt, was das Land ihm bot, und zwar in fast jedem Gelände von der Wüste bis zum Dschungel. Es gab einem ein wundervolles Gefühl, etwas erreicht

zu haben, wenn man wusste, dass man als Überlebender eines Flugzeugabsturzes in der Wildnis wahrscheinlich lange genug am Leben bleiben konnte, bis Hilfe eintraf. Vorausgesetzt, jemand wollte einen finden ...

Wieso haben Sie diesen Berg bestiegen, mein Freund?

*Nun ja, Sir, er war mir eben im Weg ...*

Das Wasser begann zu kochen, und Howard kramte in seinem Rucksack nach den trockengefrorenen Kaffeekristallen.

Irgendwo hatte er von Zen-Mönchen oder einem Klosterorden gehört, die hoch oben auf den Hängen eines Berges im Fernen Osten lebten. Sie hatten etwas Kaffee und verkauften ihn an Bergsteiger, die bei ihnen einkehrten. Es gab zwei Preise: eine Tasse für zwei Dollar - und eine Tasse für *zweihundert* Dollar. Nach dem Unterschied befragt, lächelten die Mönche und antworteten: »Einhundertachtundneunzig Dollar.« Das Gebräu, das Wasser, die Tassen waren identisch, aber es gab immer Menschen, die bereit waren, die teurere Tasse zu nehmen. Sie schworen, dass der Kaffee besser schmecke.

Howard konnte das nachvollziehen. Was er gleich trinken würde, kam nicht aus derselben Liga wie frisch gerösteter und gemahlener Kaffee aus besten Bohnen, der durch einen Goldfilter lief und von einem gut geschulten und aufmerksamen Kellner in feinen Porzellantassen serviert wurde. Aber die erste Tasse Kaffee in einem Überlebenscamp war immer besser als das beste Produkt im Restaurant. Immer.

*Freitag, 14. Januar, 23 Uhr  
Bissau, Guinea-Bissau*

Hughes drehte sich in seinem Kingsize-Bett auf die Seite und sah Monique nach, die durch den knöcheltiefen

weißen Teppich aufs Bad zu ging. Eine hübsche Aussicht war das, ihre nackte Hinterfront, und er genoss sie, bis sie im Bad verschwunden war und die Türe leise hinter sich schloss. Er grinste. Sie war genauso wenig eine echte Blondine, wie ihre Titten echt waren, aber keiner der beiden Aspekte lenkte davon ab, wie erfahren sie als Liebhaberin war. Nach drei Zusammenkünften - gestern Nacht, ein Quickie mittags und diese Nacht - war er völlig ausgelaugt, müde und entspannter, als er es seit Jahren gewesen war. Das war eine der beiläufigen Wohltaten des Reichtums: eine erfahrene Geliebte. Er spielte mit dem Gedanken, Monique eine Vollzeitstelle anzubieten. Inzwischen konnte er sie sich leisten. Bald würde er sich Tausende von ihrer Sorte leisten können.

Vielelleicht war es besser, ihr keinen Job anzubieten und weitere Verwicklungen zu vermeiden, bis sein Hauptziel erreicht war. Sogar Verwicklungen, die so viel Spaß machten wie Monique.

Er warf einen Blick auf die Uhr. Kurz nach elf. Was hieß das für Washington D.C.? War man hier vier Stunden weiter? Fünf?

Es spielte keine Rolle. Platt war drüben und goss fröhlich Öl in etliche Feuer, zur Vorbereitung der Schlussphase des Projekts. Hughes hatte den Spinner seit seiner Ankunft nicht angerufen, doch das war an diesem Punkt des Spiels auch nicht notwendig.

Die Verhandlungen mit Domingos waren gut geläufen, sogar besser, als er erwartet hatte. Der Hauptgrund, weshalb der Präsident das Geschäft nicht mit Platt besiegt hatte, war schlicht und ergreifend Geld - Domingos wollte mehr. Hughes hatte von Anfang an vorausgesehen, dass der Präsident die vereinbarte Summe erhöhen würde, und war überrascht gewesen, dass er das nicht früher getan hatte. Daher war dies kein plötzliches Schlagloch auf dem Weg. Es kam nur später als erwartet.

Um den Schein zu wahren, feilschte Hughes, spielte den Beleidigten und widersetzte sich nachdrücklich jeder Änderung der ursprünglichen Abmachung. Nachdem er Domingos lange genug Zeit gegeben hatte, sich selbst davon zu überzeugen, dass der beste Händler auf einem arabischen Suk nichts war im Vergleich zu ihm, erlaubte Hughes ihm schließlich, ihn niederzuringen und zu überreden. Weitere dreißig Millionen wurden in den Topf geworfen, so dass die Auszahlung an den Präsidenten runde einhundert Millionen US-Dollar betrug. Falls er es vorzog, konnte er das Geld auch in Francs, Yen oder Pfund bekommen. Oder in Dinar, Rupien, Rubel oder Guinea-Bissau-Pesos.

Dollar waren in Ordnung, hatte der Präsident gemeint.

Hughes grinste wieder, als sich die Tür des Badezimmers öffnete und Monique über den dicken Teppich auf ihn zu kam. Von vorne war der Anblick sogar noch besser, dachte er und betrachtete das blond gefärbte Schamhaar, das in Form eines kleinen Herzens rasiert war. Die Brustimplantate hatte ein Experte angebracht, denn sie sahen echt aus - und fühlten sich auch so an.

Obwohl er ausgelaugt war, spürte er wieder ein leichtes Ziehen in den Lenden.

»Ah, du bist wach?«

»Nicht überall.«

»Das kriege ich hin, meinst du nicht, *chérie*?«

Er kicherte. Wenn irgendwer seine Hoffnungen steigen lassen konnte, dann war das gewiss Monique. »Ich bin gespannt.«

*Samstag, 15. Januar, 7 Uhr 25  
Henry G. Shirley Memorial Highway  
(I-395, nahe Indian Springs, Virginia)*

»Wollen Sie anhalten und einen Kaffee trinken?«, fragte Alex und deutete auf eine Raststätte zu ihrer Linken.

»Nein, ich brauche nichts«, antwortete Toni. »Ich habe schon meine zwei Tassen intus.«

Es war ein frostiger, doch klarer Tag, und der Verkehr war ruhig. In dem Van war es ein klein wenig zu warm.

Er lächelte ihr zu, etwas unbeholfen, wie sie fand.

»Ja, ich auch.«

Toni hatte den Eindruck, er wünschte, er hätte sie nicht eingeladen, den Miata mit ihm anzusehen. Sie saßen in seinem Dienstwagen, einem politisch korrekten Minivan mit Elektro-Wasserstoff-Antrieb. Wie jeder, der je ein solches Auto gefahren hatte, wusste, war es das blutloseste Stück Technik, das man finden konnte. Der Van war so wendig und aktiv wie eine Schildkröte mit gebrochenem Bein. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 65 Meilen - und das nur bergab, mit Rückenwind und der Unterstützung einer gnädigen Gottheit. Und es dauerte lange, dieses Tempo zu erreichen. Die Reichweite des Van betrug etwa zweihundert Meilen - wenn man beide Antriebssysteme zusammennahm. Dann musste man halten, sich einstöpseln oder eine neue Flasche Wasserstoff kaufen. Alex stand eine bestimmte Menge Privatmeilen pro Monat zur Verfügung, obwohl er sie selten nutzte. Verständlich. Ein gängiger Witz im Büro besagte, dass man mit einem Tretroller schneller

ankam als mit dem Minivan - und der Hintern weniger wehtat, wenn man im Ziel eintraf.

Alex hatte eine ziemlich große Werkzeugkiste hinten im Van, eine Autobatterie, mehrere Dosen Motoröl und Dosen mit Bremsflüssigkeit und Getriebeöl.

»Heute Morgen mit Jay geredet?«, fragte sie.

»Ich habe gegen sechs seine Stimmbox mit dem Update abgehört.«

Auch Toni hatte die verschlüsselte Nachricht gehört, aber um die Konversation am Laufen zu halten, tat sie so, als würde sie den Inhalt nicht kennen. »Gibt's was Neues?«

»Nein. Weder Gutes noch Schlechtes. Wir haben die Terroristen nicht gefasst, obwohl wir alle möglichen Hinweise haben. Keine neuen Schurkereien in irgendwelchen Systemen - wenigstens haben wir keine gefunden. Aber ich warte nur darauf. Diese Kerle werden uns noch richtig zu schaffen machen, das sehe ich kommen.« Er sah sie an. »Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich mir einen Tag freigenommen habe.«

»Es gibt nichts, was Sie gegen die unternehmen könnten, wenn Sie im Büro wären.«

»Ich weiß, aber trotzdem ...«

Ein großer Lastwagen schoss auf der Überholspur vorbei. Er fuhr bestimmt 120 oder 130 Stundenkilometer. Der Fahrtwind des Lkws schüttelte den Van durch.

»Wo ist die Polizei, wenn man sie braucht?«, fragte Toni.

Alex schmunzelte.

»Ich habe den Einbruch in unser System so gut vertuscht, wie es ging, aber wir sollten darüber reden, was passiert, wenn die Sache nach außen dringt. Nur für den Fall.«

Er warf ihr einen Blick zu, dann sah er wieder auf die Fahrbahn. »Oh, ich wette meinen nächsten Gehaltscheck gegen einen abgestandenen Krapfen, dass Sena-

tor White am Montag davon Wind bekommt - wenn er es nicht schon weiß.«

»Haben Sie sich überlegt, was Sie sagen werden, wenn er sie damit konfrontiert?«

»Sicher. Die Wahrheit. Die behält man leichter im Kopf.« Er lächelte wieder. »Ich werde ihm Jays gesamte Erklärungen entgegenwerfen, aber es wird nichts bringen. Er wäre uns gerne los, und zwar so, als hätte es uns nie gegeben. Jeder Grund ist ihm recht.«

»Wir könnten jemanden als Sündenbock opfern«, bemerkte sie halb im Scherz. »Jemanden, der hoch genug oben ist, um fallen zu können.«

Jetzt sah er sie schärfer an. »Haben Sie an jemanden Bestimmtes gedacht?«

Na gut, wenn es in diese Richtung ging. Sie holte tief Luft und setzte an: »Na ja, ich dachte, dass ich vielleicht ...«

»Nein«, unterbrach er. »Fangen Sie damit nicht an, ich will nichts davon hören. Hier stürzt sich niemand in sein Schwert, und Sie schon gar nicht!«

Die Heftigkeit seiner Reaktion überraschte Toni. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Es wird immer Idioten wie White geben«, fuhr er fort. »Es wird immer der eine oder andere Wolf hinter unserem Schlitten her sein und nach unserem Blut heulen. Wir werden uns ihnen stellen, aber wir werfen niemanden von unseren Leuten ab, verstanden?«

»Okay.«

Er lächelte ein wenig, um seiner Aussage die Schärfe zu nehmen. »Außerdem, wenn Ihnen etwas passiert, würde ich nicht einmal den Eingang ins Hauptquartier finden.«

Okay, das war ein Kompliment. So kannst du weitermachen. Los ...

Sie hörte eine Sirene, blickte in den Außenspiegel und sah ein Polizeiauto heranrasen. Die Sirene heulte

lauter auf, während sich der Wagen näherte. Der Fahrer trat ganz schön aufs Gas, das Auto flog nur so dahin.

Alex lenkte den Wagen von der langsam Spur auf den breiten Seitenstreifen und bremste ab. Das Warnlicht blitzte über sein Gesicht, als eine Einheit der Virginia State Troopers an ihnen vorbeiraste.

»Er ist hinter dem Laster her«, kommentierte Alex.  
»So was. Es gibt Gerechtigkeit auf dieser Welt.«

Toni nickte. Sie saß mit Alex im Auto, und zwar nicht aus beruflichen Gründen. Ja, vielleicht gab es Gerechtigkeit.

Oder es steckte noch etwas Magie in der schwarzen, gewundenen Klinge des Kris ihrer Meisterin. Sie grinste.

»Gibt's etwas zu lachen?«  
»Nein, nur ein angenehmer Gedanke.«

*Samstag, 15. Januar, 7 Uhr 45  
Quantico, Virginia*

Joanna war für diesen Morgen nicht eingeteilt, aber dennoch auf dem Weg ins Hauptquartier. Sie hatte den Schweinehund immer noch nicht gestellt, der ihre Workstation dazu missbraucht hatte, diese hirnverbrannte Milizsache zu verschicken. Sie vermutete, dass es ferngesteuert passiert war und nicht vor Ort, doch das änderte nichts. Die Attacke mit dem Stinkefinger hatte sie noch mehr getroffen, auch wenn sie nicht über sie gelaufen war. Es war ein Schlag ins Gesicht, eine direkte Herausforderung der Net Force, und sie nahm es persönlich. An diesem Tag wollte sie auf einen ernsthaften Rundgang ins Netz, um die Kerle zu finden.

Zumindest war das ihre Absicht. Doch als sie das Gebäude betrat, sah sie Julio Fernandez in Sportkleidung, der gerade von der Hindernisstrecke zurückhumpelte.

In den letzten Tagen war es ihr nicht gelungen, mit ihm in Kontakt zu treten, sie hatten nur Mails hin und her geschickt. Doch jetzt stand er in Fleisch und Blut vor ihr, und es würde nicht schaden, ihn zu begrüßen. Vielleicht konnte sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Julio sah sie, lächelte und nickte ihr zu. »Lieutenant.«

»Sergeant. Im Dienst?«

»Nein, Ma'am. Ich bin gerade damit fertig, durch meinen Morgenspaziergang zu kriechen, und war eben auf dem Weg unter die Dusche, bevor ich mich auf den Heimweg mache.«

»Ich werde ein bisschen im Web arbeiten.« Sie wies auf das Hauptgebäude. »Wollen Sie mitkommen? Ich kann Ihnen ein paar der interessanteren Aspekte der VR zeigen.«

»Ja, gerne. Aber ich muss vorher duschen.«

Sie schnüffelte. »So schlimm ist es nicht. Ich denke, ich halte es im selben Raum mit Ihnen aus. Auf geht's.«

»Okay, Ma'am.«

Sie grinsten beide.

Die Wahrheit war, dass sie nichts dagegen hatte, wenn ein Mann wie ein Mann roch und nicht nach einem süßlichen Aftershave oder Deo. Gegen ein wenig sauberen Schweiß war nichts einzuwenden. Wahrscheinlich stand sie auf Pheromone ...

*Samstag, 15. Januar, 9 Uhr*

*Washington, D. C.*

Tyrone wurde etwas klar: Man konnte nur eine gewisse Zeit im Bett liegen und an die Decke starren, bevor es langweilig wurde. Richtig langweilig.

Er hatte über das nachgedacht, was er gesagt hatte, was sie gesagt hatte, jede Einzelheit des Gesprächs mit

Bella tausendfach durchgekaut. Doch nichts änderte sich. Es war wie bei einem Felsbrocken - wie oft man auch mit dem Finger dagegen stieß, es war und blieb ein Felsblock.

Er seufzte, rollte sich aus dem Bett und ging ins Badezimmer. Vor dem Sensor in der Videowand machte er die Kontrollhandbewegung, und der Standardkanal, die Nachrichten, schalteten sich ein. Dad hatte den Sender als Standard für die Com-Einheit im Haus eingerichtet, weil es seiner Ansicht nach keinem von ihnen schadete, hin und wieder Nachrichten zu sehen. Tyrone hatte das Ding reprogrammieren wollen - verschlüsselte Chips waren ein Witz, wenn man sich auch nur ein bisschen damit auskannte -, aber er war noch nicht dazu gekommen.

Die multimedialen Lokalnachrichten lärmten und leuchteten. Es ging um Verkehr. Erst um den realen - Straßen und Autobahnen - dann um den virtuellen: welche Teile des Netzes frei, welche Teile verstopft, welche Subserver außer Funktion oder beschädigt waren.

Er schaffte es ins Bad und hörte mit halbem Ohr zu, während er pinkelte.

Dad war auf seiner Survivaltour. Mom hatte ein Frühstück mit ihren Freundinnen - den >Göttinnen<, so nannten sie einander - und würde vor elf nicht zurück sein. Also gehörte das Haus ihm. Im Bett zu liegen würde ihn nicht weiterbringen, er konnte genauso gut etwas tun.

Er war versucht, sich ins Netz einzuloggen und seine Arbeit am Computer auf den neuesten Stand zu bringen. Er war in den vergangenen paar Monaten nachlässig bis zur Schlaffheit gewesen, ganz vereinnahmt von Bella, Bella, Bella. Jetzt, wo er darüber nachdachte, war das eigentlich seine einzige Beschäftigung gewesen. Wenn er nicht mit ihr zusammen war, träumte er von ihr, dachte an sie oder redete über sie.

Mit plötzlicher Klarheit wurde Tyrone bewusst, wie langweilig er in letzter Zeit gewesen sein musste. Bella hier, Bella da ... Seine Freunde mussten ihn zum König der Lahmen und Dummen gewählt haben - im ersten Wahlgang. Vor allem Jimmy-Joe schuldete er eine Entschuldigung. Er erinnerte sich, zu ihm über das Computerding gesagt zu haben: »Es ist nur ein Spiel.« Und das Entsetzen in der Miene seines Freundes, als er das sagte, war ihm auch noch in Erinnerung.

Mann, war das ein Null-Daten-Fluss, Alter. Dumm hoch zehn.

Aber - okay, okay. Das war damals, und jetzt war jetzt.

Irgendwie baute ihn der Gedanke trotzdem nicht auf, sich hinzusetzen und VR zu machen. Er musste etwas *tun*, aber nicht am Computer.

Also, was? Was gab es noch?

Er grinste in sich hinein. Ziemlich bedauernswert, wenn die einzigen Dinge in deinem Leben Computer und eine lügende Freundin waren - und man die Freundin nicht mal mehr hatte.

Er konnte in die Mall gehen. Nein, gleich löschen. Bella lebte in der verdammt Mall. Er konnte eine Runde spazieren gehen, bloß war das Viertel ungefähr so interessant wie eine Tüte mit Katzendreck. Er konnte die Entcom-Kanäle nach einem Video absurfen.

Nein, nein, er musste etwas *tun*, nicht sich zurücklehnen und Daten in sich aufsaugen, ganz gleich ob VR, Videos oder was immer. Aber was tun an einem frostigen, sonnigen Tag?

»Und jetzt die Lokalereignisse«, sagte die Stimme aus der Newscom. »Schüler der Kennedy-High-School-Blasmusikband führen eine Autowaschaktion durch, um Geld für neue Uniformen zu sammeln. Die Aktion findet in der Lincoln Mall im Vidplexsaal statt, am Samstag von zwölf bis sechzehn Uhr.«

*Oh, ja, eine Autowaschaktion, das war vielleicht spannend, Alter!*

Die Stimme dröhnte weiter: »Die Foggy-Bottom-Kinderbuchhandlung empfängt die Autorin Wendy Heroumin zu einer Lesung ihres letzten Buches, *Der pupurne Pinguin*.«

*He, ein Kinderbuch! Wow, man bekam ja Herzrasen in dieser Stadt!*

»Das Sechste Jährliche Bumerangturnier beginnt im Lonesdale Park am Samstag um acht Uhr und dauert bis Sonntag um fünf Uhr nachmittags.«

Tyrone trocknete sich gerade die Hände ab, als er diese letzte Ankündigung hörte. Ein Bumerangturnier? Was war ein Bumerangturnier? Diese Aborigine-Teile?

*Na, Alter, deine Festplatte ist leer - warum gehst du nicht hin und findest es raus?*

Er grinste. In Ordnung. Das konnte er machen. Der neue Park war nur ein paar Straßen entfernt, er musste also nicht einmal die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Er konnte einfach hingehen und es austesten. Eines stand fest: Bella würde er dort nicht begegnen. Wahrscheinlich auch sonst niemandem, den er kannte.

Warum also nicht? Er hatte noch nie einen Bumerang gesehen, außer in VR, und da nur im Hintergrundszenario.

Ein kleiner, vierschrötiger Mann stand in der Mitte des Fußballfelds. Er beugte sich mit einem orangefarbenen Bumerang in der rechten Hand zurück, die konkave Seite nach vorne, ein Ende nach oben, und warf das Gerät mit solchem Schwung, dass seine Hand vorflog und den Boden berührte.

Der Bumerang flog in diesem seltsamen, sich überschlagenden Stil, wie ein rollendes Ei, etwa fünfzig Meter weit und begann dann eine Kurve nach links zu beschreiben. Er stieg weiter nach oben, drehte sich, so dass

die flache Seite gen Himmel zeigte, wirbelte immer weiter und kam in einer Kreisbahn um den Werfer zurück, auf einer Höhe von vielleicht zehn Metern. Er flog über ihn hinweg, kam zurück zur Vorderseite, 360 Grad, flatterte ein wenig und drehte sich auf ihn zu. Dann schoss das kreisende orangefarbene Delta direkt auf den Werfer zu, der seine Hände ein gutes Dutzend Zentimeter auseinander vor sich hielt, die Handflächen einander zugewandt. Als der Stock drauf und dran war, ihn gegen die Brust zu treffen, schlug er die Hände zusammen und fing ihn.

Dabei bewegte er nicht einmal die Füße, und das war auch nicht nötig, denn der Bumerang flog genau zu ihm zurück.

Endgeil!, dachte Tyrone. Ich *muss* so ein Teil haben!

Tyrone sah seit ungefähr einer Stunde zu. Es war fantastisch. Männer und Frauen zogen hier Sachen ab, die er nicht glauben konnte. Sie ließen die Teile gerade fliegen und wirbeln, tauchen und kreisen, hielten zwei oder drei zugleich in der Luft, rannten und fingen sie, lachten, fielen hin - es war einfach toll.

Am besten gefiel ihm der - so nannte es die Sprecherin über die Lautsprecheranlage - >Kriegsbumerang<. Anders als die Sportmodelle war er nicht dafür konstruiert zurückzukehren. Der Werfer, der ihn vorführte, war groß und dünn. Er holte aus und legte, soweit Tyrone das beurteilen konnte, alles, was er hatte, in den Wurf. Der Bumerang, der fast gerade war und etwa zweimal so groß wie die Sportmodelle, flog wie ein Pfeil, geradeaus, vielleicht anderthalb Meter über dem Boden, flog und flog und flog und ... flog einfach immer weiter.

Wahnsinn!

Als er schließlich zu Boden fiel, konnte Tyrone es nicht glauben, wie weit er geflogen war. Locker 220 Meter. Es war, als hätte er einen Düsenantrieb eingebaut.

Die Pause zwischen den Vorführungen nutzte Ty-

rone, um zu den kleinen Verkaufstischen zu gehen. Gut zwanzig verschiedene Modelle lagen auf den Tischen, in diversen Winkeln, Größen und Farben. Er konnte sich nicht annähernd vorstellen, welche Bedeutung sie hatten.

»Neu dabei, Kumpel?«, fragte der Mann hinter dem Tisch. Sein Akzent war undurchdringlich wie australisches Unterholz.

»Ja. Aber ich will's lernen.«

»Sehr gut. Was willst du ausgeben?«

Tyrone zog seine Kreditkarte aus der Tasche und rief seinen Kontostand auf. Er hatte für Bella einiges auf den Kopf gehauen, aber es waren noch fünfzig Dollar auf dem Konto.

Er nannte dem Verkäufer den Betrag. Wofür sollte er das Geld sonst ausgeben?

»Dafür kannst du praktisch jedes Teil auf dem Tisch haben. Aber vielleicht fängst du besser mit 'nem stabileren Modell an, bis du den Bogen raus hast.« Der Aussie zog einen hellbraunen Bumerang heraus; eines der Enden war weiß markiert.

»Du hältst ihn an dem weißen Ende, wenn du Rechtshänder bist. Einfach in der Faust, den Daumen außen, so. Du wirfst ihn geradeaus, ein wenig aus dem Handgelenk. Du musst die Windrichtung und so berücksichtigen, aber wir legen eine kleine Broschüre mit Tipps bei, da steht alles drin, was du am Anfang wissen musst.«

Tyrone nahm den Bumerang in Augenschein. Er war aus Sperrholz, und während er unten bis auf eine ausgebogene Außenkante flach war, waren die oberen Enden gebogen. Die innere Leitkante war stumpf, die äußere so zugeschliffen, dass sie von der vollen Dicke zu einem dünneren Rand hin zulief. Das Ende, das man in der Hand hielt, war dazu spiegelgleich geformt - dick an der Innen- und dünn an der Außenseite. Tyrone

schätzte den Bumerang auf fast einen halben Meter Länge und vielleicht einen Zentimeter Dicke in der Mitte. Wahrscheinlich 45 oder fünfzig Grad gekrümmt. Er drehte das Gerät um. In die Mitte der flachen Seite war mit Laser das winzige Bild eines Schwarzen geschnitten, der einen Bumerang wurfbereit in der Hand hielt. Daneben stand: >Gundawarra Bumerangs - Kangaroo - hergestellt in Wedderburn, Victoria, Australiens

»Bis du richtig werfen gelernt hast, wird er ein paar Mal ziemlich hart auf dem Boden aufprallen. Die Sperrholzmodelle halten in der Regel länger als die aus Hartholz. Und sie sind billiger als NoChip. Der hier kostet dich zwanzig US-Dollar.«

Tyrone wog das Gerät in der Hand. Ihm fiel auf, dass er seit seiner Ankunft hier nur einmal an Bella gedacht hatte, und da nur kurz.

»Der Kaufpreis schließt die Mitgliedschaft in der International Boomerang Association ein. Wir haben eine Superwebsite.«

Tyrone grinste. »Ich nehme ihn.«

*Samstag, 15. Januar, 11 Uhr 55  
Ost-Oregon*

Howard fand einen sonnigen Flecken für seine Mittagspause. Der relativ flache, schneebedeckte Streifen war teilweise von Douglasfichten und verkümmerten Büschen vor dem Wetter geschützt, die auf der Ostseite standen, obwohl der Bewuchs von hartem Niederschlag betroffen war. Eine Reihe kleinerer Bäume trugen so viel Schnee, dass sie sich gefährlich neigten und die Äste tief hingen.

Unter dem klaren Himmel wurde es wärmer, wenn auch nicht wirklich von Wärme die Rede sein konnte. Die Temperatur lag etwas unter dem Gefrierpunkt. Große Klumpen teilweise geschmolzenen Schnees fielen von den Bäumen und schlügen mit einem nassen Klatzen auf dem flachen Schnee darunter auf.

Howard suchte sich in einer gewissen Entfernung von den herunterhängenden Ästen ein Plätzchen zum Kochen. Mit den Schneeschuhen stampfte er einen gezackten Kreis in den Schnee neben einem großen Felsbrocken, der oben abgeflacht war. Dann ließ er den Virgil ein Lebenszeichen geben, streifte den Rucksack ab, zog die Schneeschuhe aus und baute seine Kochstelle auf dem Felsen auf. Er warf ein paar Hand voll Schnee in den Kochtopf und begann dann, den Schnee zu schmelzen, um damit trockengefrorenes Hühnchen und Gemüse zuzubereiten.

Während er darauf wartete, dass das Wasser heiß wurde, ging Howard auf der Lichtung herum, und stampfte dabei einen festeren Weg in den Schnee, der

nicht sehr hoch lag. Er hielt Ausschau nach Spuren kleiner Tiere und sah sich nach Zeichen dafür um, dass in letzter Zeit Menschen hier vorbeigekommen waren. Doch er stieß auf keine Fährten oder Hinweise. Jedenfalls gab es außer seinen eigenen keine Spuren.

Allein und weit weg von zu Hause. Er mochte das Gefühl, Herr über all das zu sein, was sein Auge erblickte.

Er rollte die Schultern, dehnte den Nacken, machte ein paar Kniebeugen und berührte seine Zehen, um die Beine zu lockern. Seine letzte Pause war zwei Stunden her, und zwei Stunden in Schneeschuhen zu laufen kostete eine Menge Kraft, egal wie alt man war ...

Das Wasser in dem Metallbehälter blubberte. Unter den Bäumen ging er im Halbkreis zum Kocher zurück. Dabei blickte er zufällig nach oben und sah, dass ein großes Stück Schnee weit oben von einem Ast glitt und genau auf ihn zu fiel.

»O nein, das läuft nicht!«, rief er lachend und wich zur Seite aus. Der große Klumpen verpasste ihn um einen guten halben Meter, doch er stolperte und griff mit einer Hand nach dem Baum, um sich daran fest zu halten. Das war ein Fehler, denn sein Gewicht reichte aus, um den Baum ein wenig in Bewegung zu versetzen, und das brachte eine große Lawine Schnee herunter. Er lachte wieder, drehte sich um den Baum herum und wandte sich ab, zufrieden, nur wenig Schnee abbekommen zu haben.

Seine Zufriedenheit war nicht von Dauer.

Der Baum, der seine Ladung Schnee eingebüßt hatte, schoss hoch wie eine gespannte Feder, die losgelassen wird. Dabei krachte er hart gegen den nächsten Baum. Der brach drei Meter über dem Boden entzwei. Wie wenn jemand einen Bleistift zerbrach - *Pop!*

Der Schnee war nicht besonders tief, aber alle Mal zu tief zum Weglaufen.

Howard hatte gerade Zeit, die Arme über den Kopf zu reißen, bevor der Baum auf ihn herabstürzte.

*Samstag, 15. Januar, 15 Uhr 05  
Fredericksburg, Virginia*

Alex' Stimme drang unter der Motorhaube des Miata hervor: »Okay, probieren Sie's noch einmal.«

Hinter dem Steuer antwortete Toni: »Okay« und drehte den Schlüssel im Zündschloss. Der Motor hustete tiefer als zuvor.

»Geben Sie Gas, steigen Sie aufs Pedal!«

Sie befolgte die Anweisung. Nach einer Sekunde sprang der Motor an und gab ein kehliges Brummen von sich.

»Ja!«, riefen sie und Alex zugleich.

Sie waren alleine in der Garage. Greg Scates, der Besitzer des Wagens, war gleich wieder gegangen. Alex hatte einen schnellen Blick auf das Armaturenbrett des Miata geworfen und gerufen: »Mein Gott, der hat ja nur neunhundert Meilen auf dem Buckel!«

Sofort unterbreitete er Greg ein Angebot. Der war überrascht, wie hoch es war. Viel mehr, als er erwartet hatte.

Alex ordnete die Überweisung der Summe von seiner Kreditkarte auf Gregs Konto an und winkte ihm zum Abschied zu.

Jetzt schloss er die Motorhaube, wischte sich die Hände an einem roten Lumpen ab und grinste Toni an.

Inzwischen hatten sie mehrere Stunden an dem Wagen gearbeitet. Sie nahmen die Reifen, die sich in einem bemerkenswerten guten Zustand befand, aus den Plastiktüten und pumpten sie mit Hilfe eines kleinen Kompressors auf, der an die Elektrik des Van angeschlossen war. Dann montierten sie sie an. Sie füllten Benzin, Öl,

Wasser, Brems- und Getriebeflüssigkeit und andere Schmiermittel ein, ersetzten die Batterie und bastelten an der Einspritzung herum. Alex machte sich an den Anschlüssen und Leitungen zu schaffen, reinigte diverse Komponenten von dem Schutzfilm, schraubte an diesem und jenem Verschluss, und jetzt schnurrte der kleine Wagen endlich vor sich hin.

Er habe auf jeden Fall vor, meinte er, in dem Miata nach Hause zu fahren, auch wenn das Kennzeichen seit Jahren abgelaufen war. »Das ist den Strafzettel wert, wenn sie uns kriegen«, sagte er.

Jetzt wischte er sich das Fett von den Händen, ging um den Wagen herum, um die Fahrertür aufzuhalten, und sah zu ihr herunter. »Er wird ein neues Dach brauchen. Und neue Gurte, Verkabelung, weiteres Kleinzeug. Die Farbe ist noch ziemlich gut, aber ich stehe nicht auf dieses knallige Rot. Vielleicht ein hübsches Kastanienbraun.«

Toni grinste zurück. Sie hatte ebenfalls ein wenig Schmutz unter die Fingernägel bekommen, als sie ihm beim Montieren der Reifen geholfen und das Werkzeug gereicht hatte. Er hatte sich wie ein kleiner Junge benommen, war aufgereggt, wies sie auf alles Mögliche hin. »Sehen Sie sich das an. Und das da!« Er war völlig in die Arbeit versunken und vergaß darüber Jahre der Verantwortung. Sie freute sich, ihn so zu erleben. So entspannt. Er hatte so viel Spaß.

»Also los, fahren wir ihn ein wenig aus«, sagte er.

Sie schickte sich an auszusteigen.

»Nein, Sie fahren. Sie können mit einer manuellen Schaltung umgehen, oder?«

»Klar.«

Er wischte seine Hände ganz ab und stieg auf der Beifahrerseite ein. Das Garagentor war bereits offen, der strahlende Nachmittag einladend. Toni legte den Rückwärtsgang ein und fuhr vorsichtig aus der Einfahrt hi-

naus auf die Straße. Sie schlug das Lenkrad ein und wollte den ersten Gang einlegen.

»Warten Sie kurz«, sagte Alex. Er drehte sich im Sitz um, bekam den Reißverschluss am hinteren Fenster zu fassen und zog ihn in ihre Richtung. Dann drückte er das dünne Rückfenster unter die Halterung, beugte sich vor ihr zu der Lasche auf ihrer Seite, öffnete sie, schließlich folgte die auf seiner Seite. Mit einer Hand schob er das Dach zusammen und legte den schweren schwarzen Stoff hinter sie.

»Voilà!« rief er. »Cabrio! Ist Ihnen kalt?«

»Nein«, antwortete sie.

»Also gut. Dann schauen wir mal, wie er sich macht.«

Toni ließ die Kupplung kommen - sie war etwas steif und quietschte -, und der Miata schoss vorwärts. Wegen des kurzen Schalthebels konnte sie schnell und leicht hochschalten, und bald rollten sie mit sechzig Meilen einen vierspurigen Highway hinunter. Der Wagen war ein Biest, das schnell reagierte, leicht lenkbar war. Am meisten Spaß machten die Kurven. Problemlos nahm sie eine Dreißig-Meilen-Kurve mit fünfzig.

»Es ist leiser, als ich dachte«, kommentierte sie. »Und nicht sehr windig.«

»Jagen Sie ihn mal auf siebzig hoch.« Da wenig Verkehr herrschte, steigerte Toni die Geschwindigkeit. Bei siebzig schienen der Wind und das Geräusch abzunehmen. Das sagte sie Alex.

»Ja, er ist mit siebzig viel ruhiger als mit fünfzig. Das gehörte zum aerodynamischen Design. Ist das nicht toll?« Er grinste die vor ihnen liegende Straße an.

Ein paar Meilen weiter fuhr Toni auf den Parkplatz eines Supermarkts hinaus.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Alex.

»Nein, nein, aber jetzt sind Sie dran. Es juckt Sie doch in den Fingern, seit wir auf der Straße sind.«

Er grinste wieder. Junge, wie ihr das gefiel. Er sprang

aus dem Wagen und eilte auf die Fahrerseite, während sie auf den Beifahrersitz rutschte.

Hinter dem Lenkrad warf er erst einen Blick in den Außen-, dann in den Innenspiegel. Dann sah er in den Außenspiegel auf der Beifahrerseite. »Der ist etwas schief«, sagte er.

Sie griff nach dem Spiegel, um ihn zu justieren.

»Das kann ich selbst tun«, sagte er. »Einer der Vorteile von einem kleinen Wagen.« Er beugte sich über ihre Beine und griff nach dem Spiegel. »Sehen Sie? Im Van geht das nicht.«

Eine Hand am Spiegel, sah er ihr aus wenigen Zentimetern Entfernung ins Gesicht.

Sie konnte ihn riechen, seinen Schweiß, sein Aftershave. Die Rückseite seines Arms berührte fast ihre Brust, und sein Mund war nah genug zum Küssen.

Ohne länger nachzudenken, tat sie es. Beugte sich ein wenig nach vorne, legte ihre Lippen auf seine und küsste ihn.

Bist du verrückt, Toni?

Plötzliche Panik durchfuhr sie wie ein Stromschlag. O nein! Was hatte sie getan?

Sie löste sich von ihm.

Alex zog seine Hand vom Spiegel zurück, legte sie auf ihren Hinterkopf und ließ sie da. Er presste seine Lippen auf ihre, öffnete den Mund, und seine Zunge fand ihre.

*Es muss einen Gott geben*, dachte Toni.

*Samstag, 15. Januar, 12 Uhr 15*  
*Ost-Oregon*

Wie man es auch drehte und wendete, Howard saß in der Falle.

Er hatte insofern noch Glück gehabt, als die hüftdi-

cke Kiefer genug Äste hatte, die den Fall des Stamms so weit abfingen, dass er Howard nicht zu Brei zerquetschte. Aber der Baumstamm war mit dem dicksten Abschnitt auf die Rückseite seines linken Unterschenkels gefallen und hatte ihn mit dem Gesicht nach unten an den Boden genagelt. Es gelang ihm, einige kleine Äste von seinem Rücken und den Schenkeln zu entfernen, so dass er sich in eine sitzende Position hochkämpfen konnte, das Hinterteil gegen den Stamm gepresst. Sein linkes Bein war eingeklemmt, sein rechtes frei, aber mehr oder weniger rechtwinklig ausgestreckt.

Nicht gerade die bequemste Lage, in der er sich bislang befunden hatte. Er spürte im gefangenem Bein keine Schmerzen. War das gut? Oder schlecht?

Seinen linken Fuß konnte er noch bewegen, und er fühlte die Zehen in dem isolierten Stiefel. Das beruhigte ihn. Vielleicht hatte er sich nichts gebrochen, aber das spielte eigentlich auch keine Rolle.

Das Problem war, dass sein Virgil an einer hübschen Metallöse an seinem Rucksack hing - drüben bei der Kochstelle. Er war nur drei Meter entfernt, doch unter den gegebenen Umständen hätten es genauso gut zehn Millionen Meilen sein können. Er würde nirgendwohin kommen.

Er hatte versucht, den Stamm hochzuheben, um ihn mit dem freien Bein wegzuschieben, aber das funktionierte nicht.

Ungefähr 15 Meter Baum lagen auf ihm, und selbst aus einer wesentlich günstigeren Position heraus hätte er ihn mit Mukelkraft allein wohl nicht bewegen können. Da, wo er auf seinem Schenkel lag, war der Baum etwa so dick wie ein Telefonmast.

Keine besonders angenehme Situation.

Er befand sich mitten im Niemandsland, wie ein Käfer in einem Schaukasten gegen den verschneiten Untergrund gepinnt, und seine Elektronik war außer

Reichweite. Er trug wetterfeste Kleidung, doch nach Sonnenuntergang würde es sehr kalt werden, und mit dem Gesicht nach unten bei einer Lufttemperatur unter null Grad im Schnee zu schlafen war keine gute Idee.

Natürlich würde man ihn anrufen, wenn er sich länger als 24 Stunden nicht meldete, und wenn er nicht antwortete, würde man seinen Virgil und damit ihn finden. Aber zu diesem Zeitpunkt wäre er bereits zu einem Howard-Zapfen gefroren. Vor morgen Mittag würde man ihn nicht suchen.

Alles in allem musste er feststellen, dass er sich in einer prekären Lage befand.

Er holte tief Luft, atmete wieder aus und sah den Atemdampf in der Luft hängen. Es war wirklich nicht sehr warm. Tatsächlich schien es zehn Grad kälter zu sein als noch bei seiner Ankunft hier vor wenigen Minuten.

»Okay, John«, sagte er. »Bestandsaufnahme. Was hätten wir an positiven Nachrichten?«

Er hatte ein Feuerzeug in seiner Jackentasche. Es gab eine Menge toter Nadeln unter den grünen und einen Haufen Äste, leider etwas kalt und feucht, doch er war sicher, dass er damit ein Feuer machen konnte. Also würde er nicht erfrieren, wenn er es richtig anpackte. Vielleicht schaffte er es sogar, den Stamm durchzubrennen. Das Gewicht genug zu reduzieren, um den Baum von seinem Bein zu bekommen.

Oder einen kleinen Waldbrand zu verursachen, in dem er selbst verbrutzte.

Na, setzen wir das auf die Ersatzliste.

Was noch?

Nun, er hatte sein Messer. Er griff unter die rechte Hüfte, fand den Griff - das war eine Erleichterung - und zog es aus der Scheide.

Das Messer war ein Cold Steel Tanto. So nannte man es wegen der in der Art japanischer Schwerter - der

Tantos - abgebogenen Spitze. Es war 28 Zentimeter lang, 13 davon kamen auf die Schneide. Die Klinge war über dem Messerrücken fast einen Zentimeter dick und mit einem Gummigriff ausgestattet, der geriffelt war, damit man es besser halten konnte. Knauf und Heft waren aus Messing. Eine gute Waffe, mit der man mit einem Stoß einen Mann töten konnte - aber nicht dazu geschaffen, einen Baum durchzuhacken, dessen Umfang den von Howards Oberschenkel übertraf. Doch etwas anderes stand ihm nicht zur Verfügung, und er wusste, dass er das Holz am Ende würde durchtrennen können, wenn er sich lange genug zurückdrehen konnte. Das würde viel Zeit in Anspruch nehmen, aber er hatte an diesem Abend auch nichts weiter vor ...

Der Gedanke, zwei Optionen zu haben, machte ihm ein wenig Mut.

Nein, er hatte sogar drei - er könnte sich das Bein unterhalb des Knies abschneiden.

Er lächelte in sich hinein.

»Okay, weitere Möglichkeiten, John? Vielleicht deine Jacke in Streifen schneiden, ein Lasso machen und versuchen, deinen Rucksack einzufangen? Es sind nur drei Meter Entfernung, das kannst du schaffen, und dann hast du deinen Virgil zurück.«

*Ja, und das würde doch auch toll aussehen. Der alte Howard lässt sich einen Baum auf seinen dummen, unfähigen Kopf fallen und muss um Hilfe rufen. Zu blöd, dass er ohne Jacke erfriert, bevor jemand einen Hubschrauber aufstellt und ihn suchen kommt...*

Vielleicht doch nicht. Setzen wir das mal vor die Option, den Baum in Brand zu setzen.

Er sah auf sein eingeklemmtes Bein hinunter. Moment mal. Es gab noch eine Möglichkeit - das SSD-Manöver.

SSD - >schau von der Seite drauf <.

Wenn man ein Problem nicht lösen konnte, indem

man durch die Vordertür ging, wie sah's mit dem Hintereingang aus? Wenn ein Gegner zu stark war, um ihn von vorne anzugreifen, kam man manchmal über die Flanke zum Erfolg.

Howard blickte sein Bein an und grinste. Der Schnee darunter war unter dem Gewicht des Baumes ziemlich zusammengepresst worden. Er wettete, dass es nahe am Untergrund war oder sogar auflag. Doch selbst gefrorene Erde war nicht so hart wie Holz. Vor allem, wenn das warme Bein darauf lag und sie auftaute.

Er brauchte lediglich von der Seite ein Loch unter seinem Schienbein zu graben, das genug Hohlraum hatte, damit sein Bein sich absenkte. Wenn es unter dem Niveau des Bodens war, läge der Baum auf den beiden Seiten des Lochs auf, und er würde es nur hinausziehen müssen.

Schau von der Seite drauf.

Das hatte Hand und Fuß. Jedenfalls klang es vernünftiger, als mit dem Messer an dem Baum herumschnitzen oder sich zu Howard dem Knusprigen zu braaten.

Er lachte. »Graben, Alter, graben. Wenn du's richtig anpackst, wird niemand je erfahren, was hier passiert ist.«

Er richtete sich etwas auf und wischte den Schnee von dem Boden neben seinem eingeklemmten Bein beiseite. Kein Blut. Das war gut.

An der Oberfläche bestand der Boden hauptsächlich aus Sand, und der mit Steinen durchsetzte Lehm darunter war gefroren, doch er brauchte weniger als eine Stunde, um sich auszugraben. Am Ende war seine größte Sorge, dass der Topf, den er für das Mittagessen aufgesetzt hatte, inzwischen angebrannt war, da das Wasser längst verdampft war. Doch es gelang ihm, ihn rechtzeitig zu packen und zum Kühlen in den Schnee zu werfen, bevor es so weit war.

Der Knöchel war nicht einmal aufgekratzt, denn der Schnee unter dem Bein hatte den Aufprall so abgepolstert, dass auch seine Hose nicht zerrissen war. Sein Fuß schmerzte, aber nicht so stark, dass er nicht hätte auftreten können. Zufrieden mit sich nahm Howard seine verspätete Mahlzeit ein.

Okay, er wurde älter. Er konnte lernen, schlauer zu kämpfen, nicht härter. Das Älterwerden war vielleicht die Hölle, aber es hatte der einzigen Alternative viel voraus, oder etwa nicht?

Ach, John, du bist schon ein Philosoph.

Nur ein Sieg vermittelte einem Menschen das Gefühl, die Kontrolle über sein Leben zu haben. Vielleicht war es eine Illusion, aber es fühlte sich gut an. Ja, Sir, das tat es.

*Samstag, 15. Januar, 15 Uhr 20  
Fredericksburg, Virginia*

Jemand hupte und lachte im Vorbeifahren, doch Alex war das egal. Nach der Trennung von Megan hatte er gedacht, seine Leidenschaft wäre verschwunden, aber sie war nicht tot, nicht einmal verwundet. Gott, Toni fühlte sich so gut an. Ihre Lippen waren warm und weich, ihre Hände auf seinem Rücken zogen ihn zu ihr, ihre Brüste pressten sich gegen seine Brust...

Da piepste sein Virgil. Der besondere Signalton war für Fälle mit Priorität Eins einprogrammiert.

Verdammmt!

Er brach den KUSS ab und lehnte sich zurück. Nestelte an seinem Virgil.

»Wow«, sagte Toni. Ihr Gesicht war gerötet, und sie atmete schwer.

»Halt den Gedanken fest, okay?«

Er drückte auf den Sprechknopf auf dem Virgil. »Michaels.«

»Commander, hier Jay Gridley. Entschuldigen Sie die Störung, Boss, aber ... Na ja, jetzt ist die Kacke wirklich am Dampfen.«

»Was?«

»Diese Freier-Sex-Typen haben gerade das US-Internet-Banksystem zum Einsturz gebracht. Ich hoffe, Sie haben etwas Geld in der Tasche, denn heute werden Sie keinen Bundesscheck einlösen können.«

»Scheiße!«

»Ja, Sir, Boss, das ist auch hier das meistbenutzte Wort. Die Banker haben Schaum vor dem Mund, und

der Welleneffekt wirkt sich im Netz aus wie eine durchgehende Rinderherde. Selbst die älteste Oma hat umgehend ihre Systeme mit Firewalls und Zugangssperren dichtgemacht, und das gesamte Nordamerika-Netz ist ein einziges Scheißchaos.«

»Schadensbegrenzung?«

»Wir versuchen zu löschen, aber es ist ein Mega-Waldbrand, Boss. Heiß und hässlich, und es wird mit jeder Minute schlimmer. Wir werden ein paar größere Systeme offline holen und einen Teil des FedWebs dichtmachen müssen.«

»Tun Sie, was Sie können. Setzen Sie unser ganzes Personal darauf an. Wir ... *Ich* bin schon auf dem Weg«, sagte Michaels. »Ende.«

Michaels sah Toni an. »Tut mir Leid«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, du meinst den Anruf.«

»Ja. Aber das hier« - er deutete auf sich und sie - »ist wahrscheinlich ... nicht sehr klug.«

»Ich weiß.«

»Ich bin dein Boss. Solche Dinge bringen allerlei Probleme mit sich.«

»Was für Dinge?«

Er starrte sie an. »Komm, Toni, du weißt, was ich meine. Bürobeziehungen. Vorgesetzte, die mit Untergebenen ins Bett gehen.«

Sie grinste so breit, wie er es noch nie bei ihr gesehen hatte. »Junge, Junge«, sagte sie.

»Was?«

»Du willst mit mir ins Bett?«

»Ja, natürlich. Aber unter den gegebenen Umständen ...«

»Ich steige aus«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Wenn du mit mir ins Bett gehst, kündige ich eben.«

»Toni!«

»Nein, ich sage das im Ernst. Wenn es für dich als meinen Vorgesetzten ein Problem darstellt, bekommen wir das hin. Ich arbeite sehr gern für dich, Alex, aber ich kann immer einen anderen Job finden. In diesem Augenblick ist mir meine persönliche Beziehung zu dir wichtiger als meine berufliche.«

Er blinzelte sie an, erstaunt von ihren Worten. »Du würdest deinen Beruf aufgeben, um Sex mit mir zu haben?«

»Ohne eine Sekunde zu zögern.«

»Warum? So toll bin ich nicht.«

»Du unterschätzt dich. Es ist mir ernst damit.«

Er schüttelte den Kopf. »Himmel... Hör mal, wir müssen zurück ins Hauptquartier und uns um diese Katastrophe kümmern, okay? Können wir später darüber reden?«

»Wann immer du möchtest. Willst du zurückfahren und den Van holen?«

»Nein, vergiss ihn. Ich schicke jemanden zum Abholen vorbei.«

Er startete den Motor des Miata.

Verdammtd. Es regnete nie, es schüttete.

*Samstag, 15. Januar, 15 Uhr 25*

*Hana auf Maui, Hawaii*

Winthrop war im VR-Zweier-Modus und zeigte Julio einige Kniffe und Tricks im Web. Sie hatte ihm erlaubt, ein Programm hochzufahren, und er hatte sich einen Strand auf Maui einfallen lassen, bei Hana. Barfuß gingen sie über einen schwarzen Sandstrand - in knappen Badesachen und als sie selbst. Sie hörten, wie sich die Wellen brachen und die Möwen kreischten. Eine sanfte Brise spielte über ihnen, das Meer war warm, wo es auf den vulkanischen Sand spülte, und die Sonne streichelte ihre nackte Haut.

»Also, was halten Sie davon?«, fragte Julio.

»Nicht schlecht für einen abgewrackten alten Kavalieristen. Warum haben Sie gerade das hier ausgesucht?«

»Ich war schon mal hier und habe einige gute Erinnerungen daran. Außerdem wollte ich Sie im Badeanzug sehen.«

»Ich wette, das sagen Sie zu allen Mädchen.«

»Natürlich. Aber meine Absichten sind ehrenhaft - ich hätte schließlich auch einen FKK-Strand nehmen können.«

Sie lachte.

Als sie einen großen Felsen umrundeten und die Küstenlinie zu einer Bucht zurückwich, bemerkte Winthrop etwas Eigenartiges. Das Wasser schien unter ihrem Blick ... zurückzuweichen, zu verebben, seichter zu werden. Es bewegte sich so schnell fort, dass sich windende Fische auf dem Boden zurückblieben. Ein großer Aal zuckte wie wild im Versuch, wieder in das sich entfernende Wasser zu gelangen.

»Das ist ein hübscher Effekt«, sagte sie. »Wozu ist der gut?«

Julio schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung. Das stammt nicht von mir.«

Das Wasser wich immer weiter zurück. Winthrop sah aufs Meer hinaus. »Oje«, meinte sie.

»Was?«

»Ich weiß, was los ist. Sehen Sie das?«

Julio blinzelte in die Sonne. »Sieht wie eine große Welle aus.«

»Ja, so könnte man es nennen. Und je näher sie kommt, desto größer wird sie. Das ist ein Tsunami.«

»Eine Springflut?«

»Die Bezeichnung ist falsch. Tsunamis haben nichts mit den Gezeiten zu tun. Normalerweise werden sie von Erdbeben oder vulkanischer Aktivität ausgelöst. Manchmal auch von einem großen Meteoriten, der auf

dem Ozean aufschlägt. Auch jemand, der mit großen Nuklearsachen spielt, kann eine verursachen.«

»Und was hat ein Tsunami in meinem Szenario verloren?«

»Keine Ahnung. Aber es bedeutet wohl Ärger im Paradies. Im Netz läuft etwas Großes ab. Ich breche die Lektion ungern ab, aber wir müssen aus dem Szenario aussteigen, um zu sehen, was die Echtwelt-Scans zeigen.«

»Ja, Ma'am. Sie sind der Experte.«

»Also dann.«

*Samstag, 15. Januar, 15 Uhr 30*

*Quantico, Virginia*

Im Computerraum kam Fernandez neben Joanna sitzend wieder zu sich. Sie bewegte die Hände vor ihrem Monitor hin und her und rief damit eine rasche, ungeordnete Abfolge von Bildern, Wörtern und Zahlen von der Holoprojektion vor sich auf. Dabei fluchte sie wie ein Seemann.

»Gott verdammt! Wie zum Teufel kann das passieren?«

Sie winkte wieder mit den Händen und gab dann wütend Tastaturbefehle ein.

Fernandez verhielt sich ruhig. Er wusste, dass dies nicht der rechte Zeitpunkt war, ihr mit dummen Fragen in den Ohren zu liegen.

Was immer da ablief, sah nicht gut aus.

»Nein, nein, nein, du Bastard! Nicht in die Richtung, du verschrotttest mir ... verdammt, verdammt! Stopp!«

Jay Gridley kam in den Raum gerannt. Aufgereggt wie er war, musste er bereits wissen, was vorging. »Winthrop, sehen Sie, was zum Teufel da abgeht?«

»Hab's kapiert. Himmel!«

Gridley glitt in einen Stuhl vor einer anderen Werkstation. »Mann o Mann. Die Kickouts von FedEins sind gerade draufgegangen.«

»Wir müssen ein paar Programmierer auftreiben, Jay ...«

»Schon geschehen. Der Boss ist auf dem Weg hierher, und jeder andere, der sitzen kann, auch.«

»Fiorella angerufen?«

Eine aufleuchtende Holoprojektion vor sich, warf er ihr einen Seitenblick zu. »War nicht nötig. Ich habe ihren Virgil geortet. Sie war einen halben Meter vom Boss entfernt.« Er zog die Augenbrauen hoch. »Ist das nicht interessant?«

»Kalter Kaffee«, antwortete Joanna. »Sie sollten Ihrer Echtwelt-Umgebung mehr Aufmerksamkeit widmen, Gridley.«

»Lecken Sie mich, Winthrop.«

»In Ihren Träumen, Affe.«

»Sie meinen in meinen Albträumen.«

Fernandez fühlte sich wie das fünfte Rad am Wagen. Er wusste nicht, was los war, und wollte nicht fragen, aber um was es auch ging, es war ein üble Sache.

»Die Nottüren bei FedZwei haben gerade dichtgemacht«, meldete Joanna.

»Hab's gesehen«, gab Gridley zurück. »Vielleicht können wir über ... ah, Mist! FedDrei hat auch den Löffel abgegeben. Wir haben hier eine größere Infektion!«

»Einen Virus?«, fragte Fernandez.

»Nicht einen Virus, eine gottverdammte Plage«, erwiderte Gridley. »Jemand ist an den besten Anti-Virus-Programmen vorbeigekommen, die wir haben, und hat eine Replikantenbombe abgeworfen. Die Viren vervielfältigen sich und gehen durch die Bundesfinanzsysteme wie Wasser durch einen Schlauch. Die einzige Möglichkeit, sie zu stoppen, besteht darin, alles, was infiziert ist,

dichtzumachen und eines nach dem anderen unter Wasser zu setzen.«

»Mist«, rief Joanna. »Mist, Mist, Mist!« Sie lehnte sich zurück und sah das für Fernandez bedeutungslose grüne Leuchtzeug auf dem Bildschirm an.

»Na, ich muss schon sagen«, bemerkte Fernandez, »Sie wissen, wie man einen gemütlichen Nachmittag mit einem Mann verbringt.«

»Moment«, warf Joanna ein. »Ich hab' was.«

»Können Sie's aufhalten?«, fragte Julio.

»Nein, das nicht. Aber ich glaube, ich kann herausfinden, wo es herkommt. Verflixt, ich kann nicht glauben, dass der Typ so ein Idiot ist. Jay?«

»Ich seh's, ich seh's! Ich hab' mich drangehangt! Wie haben Sie das gemacht, Winthrop?«

»Nachdem er bei mir eingebrochen ist, habe ich auf meinem Rechner einen Zombie gefunden. Ich konnte nichts damit anfangen, aber für den Fall der Fälle habe ich ein Scan-and-match-Profil erstellt.«

»Was heißt das?«, fragte Fernandez entgegen seiner Absicht, keine dummen Fragen zu stellen.

»Dass wir, selbst wenn unser Einbrecher sein Signal abprallen lässt, es zurückverfolgen können - wenn wir uns beeilen und wenn das Signal zu dem Profil passt.«

»Gute Arbeit, Winthrop!«, rief Gridley. »Sind Sie bereit, ihn zu stellen?«

»Ich würde ihn am liebsten persönlich in den Hintern treten, aber so ungern ich es zugebe, darin sind Sie besser als ich, Gridley. Greifen Sie ihn sich.«

Jay lächelte. »Wissen Sie, Sie sind eigentlich gar nicht so übel - für ein weißes Mädchen. Ich bin weg.«

Als Toni und Alex eintrafen, herrschte höchste Aufregung im Rechenzentrum. Jay, Joanna und die Hälfte der angestellten Programmierer waren da und saßen an ih-

ren Workstations. Julio Fernandez stand in der Tür und sah zu.

»Julio«, begrüßte Toni ihn. »Wie läuft's?«

»Für die Frage bin ich nicht der Richtige. Ich verstehe etwa eins von zwanzig Wörtern. Das Teil ist höllisch. Gridley nennt es Replikantenbombe.«

»Verdammtd«, erwiderten Toni und Alex zugleich.

»Aber Jo und Gridley haben den Bombenwerfer anscheinend festgenagelt. Gridley ist irgendwo hinter ihm her. Ich habe das meiste davon nicht verstanden.«

»Danke, Sergeant«, sagte Toni.

»Keine Ursache.«

Alex ging zu Joannas Platz hinüber. Als Toni sich auf den Weg in ihr Büro machte, um Schadensberichte aufzustellen, hielt Julios Lächeln sie auf. »Entgeht mir irgendwas Lustiges?«, fragte sie. »Ich könnte etwas zum Lachen gebrauchen.«

»Nein, Ma'am, nichts Lustiges.«

»Warum das Grinsen?«

»Oh, ich habe nur, wissen Sie, ein wenig nachgedacht.«

»Worüber?«

»Über Sie und den Commander.«

Toni spürte, wie sie rot wurde. »Mich und den Commander?«

»Ja, Ma'am.«

*O Gott, sieht man es uns an? Wir haben ja noch gar nichts gemacht!*

»Was ist mit uns, Sergeant?«

»Nichts, Ma'am. Ist nur ein Glück, dass Sie *beide* so schnell hier sein konnten.«

»Sie sind ein schlechter Lügner, Julio.«

»Ja, Ma'am. Vielleicht brauche ich etwas mehr Übung.«

»Ich muss jetzt los.« Sie lief den Gang hinunter. Er wusste es. Aber woher? Wie konnte er es wissen? Der

kleine Versprecher, als Alex >wir< statt >ich< gesagt hatte? Das konnte es nicht sein. Er hatte ja nicht mit Fernandez gesprochen, sondern mit Jay.

Na gut. Darüber konnte sie sich später Gedanken machen. In diesem Moment mussten sie eine Krise überstehen.

Eins nach dem anderen, Mädchen, eins nach dem anderen ...

*Samstag, 15. Januar, 15 Uhr 40  
Marietta, Georgia*

Platt fühlte sich wegen seines letzten Fischzugs im Netz verdammt gut. Es war erstaunlich, was man mit einer Hand voll geheimer Codes und Passwörter alles anstellen konnte, dank der Unterstützung eines Mannes, der einen US-Senator kannte. Zum Beispiel einen wesentlichen Teil des nationalen Electronic-Banking-Systems hochgehen lassen - zack!, einfach so. Die armen FBI-Jungs liefen herum wie ein Hühnerhaufen mit abgeschlagenen Köpfen, halb wahnsinnig von dem Versuch, die Geldsysteme vor dem Einsturz zu bewahren. Aber das würde ihnen nicht gelingen, ohne einige Abteilungen stillzulegen, und darum ging es. Ein Teil von dem, was jetzt den Bach runterging, war ein großer alter Safe, der die Netzoutlaws davon abhielt, Banken auszurauben. Wenn der einmal aus dem Weg war, wurde es richtig interessant...

Platt war im Bad, als er den Alarm hörte. Zuerst dachte er, es wäre der Rauchdetektor, doch nach einer Sekunde wurde ihm klar, dass das Geräusch von seinem Computer kam, der auf dem Küchentisch stand.

»Was zum Teufel...«

Er sprang auf und rannte in die Küche.

Und tatsächlich, der kleine Lautsprecher des tragbaren Rechners heulte vor sich hin.

Für eine Sekunde stand Platt reglos da und starrte den piepsenden Computer an. Das konnte doch nicht sein ... Wenn es sich nicht um einen Softwarefehler handelte, dann hatte irgendjemand sein Originalinputsig-

nal aufgespürt. Doch das ging nur, wenn dieser Jemand das Signal am Satelliten *vor* dem Senden auffing, und das war wiederum nur möglich, wenn er schon darauf gewartet und gewusst hatte, worauf er wartete.

Unmöglich. So auffällige Spuren hatte er nicht zurückgelassen.

Rasch gab er den Zugangscode ein. Vielleicht war es nur ein Softwarefehler, ein kleiner Defekt, der den Alarm ausgelöst hatte ...

Scheiße! Es war kein Fehler!

Sie hatten sein Signal zurückverfolgt. Und wenn sie wussten, wo er war, würden sie ziemlich fix herausfinden, *wer* er war, und dann würden sie sich auf den Weg machen, um mit ihm ein kleines Gespräch zu führen.

Platt schaltete den Computer ab. Er musste hier raus, und zwar gleich.

Wie zum Teufel hatte das passieren können? Was hatten die verdammten Net-Force-Jungs, was er nicht hatte? Irgendeine neue Technologie? Scheiße!

Denk später darüber nach, Sportsfreund. Jetzt schwingst du erst mal deinen Arsch auf die Straße und verduftest, sonst kannst du in einem Bundesgefängnis weiterspekulieren.

*Samstag, 15. Januar, 21 Uhr 15*

*Bissau, Guinea-Bissau*

Hughes lächelte Domingos über den Tisch hinweg an und prostete ihm mit dem Weinglas zu. Sie saßen im offiziellen Esszimmer, nur Hughes und der Präsident, und arbeiteten sich eben durch den dritten Gang eines Sieben-Gänge-Menüs. Der Raum fasste leicht hundert Gäste und wirkte deprimierend leer, da nur sie beide am Ende eines der sechs großen ovalen Tisches saßen. Da als Nächstes Fisch kam, gingen sie zu Weißwein

über, einem australischen Pinot Grigio Jahrgang 2003, der mit allen Weißweinen mithalten konnte, die Hughes je probiert hatte. Domingos war stolz auf seinen Weinkeller und auf seinen Koch, und das mit Recht.

Hughes gab anerkennende Laute von sich.

»Sie sind zu gütig«, antwortete der Präsident, offensichtlich geschmeichelt.

Sie nippten an ihrem Wein und sahen den Kellnern zu, die die Teller abräumten und den nächsten Gang auftrugen.

»Also läuft alles gut, nicht wahr?«, fragte der Präsident.

Hughes sah auf die Uhr. »Während wir sprechen, Exzellenz, legen meine Agenten letzte Hand an. In wenigen Tagen können wir die Transaktionen durchführen. Ich erwarte keinerlei Probleme.«

»Hervorragend!« Domingos erhob sein Glas. »Auf die Zukunft!«

»Darauf trinke ich allerdings gerne.«

Hughes lächelte, während er einen Schluck Wein nahm. Etwa um diese Zeit dürfte es Platt ein wenig mulmig werden. Platt war nützlich, aber nicht der einzige Agent, den Hughes verwendete. Hughes ahnte, dass die Falle, die er dem Südstaatler gestellt hatte, nicht zu dessen Festnahme führen würde. Platt war zu gewieft, um sich so leicht fassen zu lassen. Aber er würde zweifellos aufgeschreckt werden. Hughes wollte nicht, dass Platt hinter Gitter kam und alles ausplauderte, was er über diesen Deal wusste. Aber er wollte ihn aus dem Gleichgewicht bringen, nervös machen, damit er wieder enger an seinen Arbeitgeber rückte, um etwas Sicherheit zurückzugewinnen.

Wenn ein Mann denkt, man reicht ihm die Hand, um ihm aus einer Grube herauszuhelfen, dann übersieht er eventuell das Messer in der anderen Hand.

Platt war ersetzbar - mehr als ersetzbar. Er musste

verschwinden. Nicht sofort. Doch bald war er nicht mehr von Nutzen.

Der Fisch wurde aufgetragen. Auf dem Tablett lag auf einer Servierplatte ein gut zwanzig Pfund schwerer, gekochter Seebarsch. Der Duft war wunderbar.

»Das ist die französische Butter mit gerösteten Haselnüssen« erklärte Domingos. »Verstehen Sie jetzt, warum ich Bertil nach Paris mitnehmen werde?«

Hughes lächelte. Einen Koch nach Paris zu bringen war, wie Eulen nach Athen tragen. Aber wenn das Domingos' Wunsch war, konnte er es sich bestimmt auch leisten.

*Samstag, 15. Januar, 16 Uhr 30*

*Washington, D. C.*

Nachdem Tyrone den Bumerang gekauft hatte, verbrachte er ein paar Stunden im Park und spielte damit. Es war etwas schwieriger, als es aussah, doch er brauchte nur wenige Minuten, um das Gerät so in den Griff zu bekommen, dass er nicht mehr allzu weit laufen musste, um es zu holen. Ein paar Mal kam der Bumerang nah genug zurück, dass er ihn fangen konnte, ohne mehr als einen oder zwei Schritte zu machen.

Er war nie eine Sportskanone gewesen, aber bei dieser Sache bekam er den Dreh heraus.

Als sein Arm ermüdete und Tyrone bereit war heimzugehen, hatte er annähernd begriffen, wie er sich zum Wind postieren musste und wie er feststellte, aus welcher Richtung er kam. Er hatte anderen Werfern zugeschaut, die dafür trockenes Gras oder Erde aufhoben und fallen ließen. Er hatte auch eine ziemlich klare Vorstellung davon, wie viel Impuls aus dem Handgelenk für einen einfachen Wurf nötig war. Es machte wirklich Spaß.

Als sein Telefon klingelte, zog er es aus dem Gürtel.  
»Hallo?«

»Hallo, mein Sohn. Wie geht's?«

»Dad? Ich dachte, du bist mitten in Schneeland oder so.«

»Bin ich auch. Der einzige Mensch in einem Umkreis von fünfzig Meilen.«

»Geht es dir gut? Bei diesen Trips rufst du doch normalerweise nicht an.«

»Ja, mir geht's gut.«

Es entstand eine Pause, und Tyrone hatte das Gefühl, dass sein Vater noch etwas sagen wollte. Also schwieg er.

»Na ja, zugegeben, ich hatte heute etwas ... Aufregung. Du musst mir versprechen, dass du's deiner Mutter nicht erzählst, okay?«

Was hatte das zu bedeuten? »Klar, Dad. Was war los?«

»Ein Baum ist auf mich gefallen.«

»Ein Baum? Bist du okay?«

»Ja, ja, mir geht's gut. Der Baum brach unter einer Menge Schnee zusammen. Ich hatte Glück, aber ich dachte mir, vielleicht sollte ich dich anrufen. Wie geht es dir?«

»O Mann, Dad, ein Baum fällt auf dich drauf, und du machst dir Sorgen um  *mich*?«

»So sind Väter eben, Ty.«

»Mir geht's prächtig. Hab' mir gerade 'nen Bumerang besorgt.«

»Wirklich? Einen Kriegs- oder Sportbumerang?«

Tyrone spürte, wie er die Augenbrauen hochzog.

»Kennst du dich mit Bumerangs aus?«

»Ein bisschen. Es sind Jagdinstrumente oder Waffen, je nachdem. Ich würde nur ungern einen an den Schädel bekommen, nicht einmal einen für Vögel.«

»Für Vögel?«

»Dafür waren die Sportmodelle ursprünglich gedacht. Wenn du damit was triffst, kommt der Bumerang nicht zurück, aber ein Profi kann einen Vogel aus vierzig oder fünfzig Metern Entfernung treffen. Als ich jung war, haben wir manchmal im Militärcamp mit den Dingern gespielt. Ist Jahre her, dass ich meinen zuletzt gesehen habe. Ich glaube, er ist bei Opa auf dem Speicher.«

Unglaublich. Sein Vater schien über alles Bescheid zu wissen. Und er hatte einen Bumerang. Unglaublich. »Ich habe ein Sportmodell. In unserer Nähe ist ein Turnier, und da habe ich zugeschaut und ihn gekauft.«

»Toll. Wenn ich heimkomme, kannst du mir zeigen, wie man damit umgeht. Ich bin außer Übung.«

»Okay, das war super.«

»Hat mich gefreut, mit dir zu sprechen. Jetzt rufe ich mal deine Mutter an und sage hallo. Und, Ty, das mit dem Baum bleibt unter uns, ja?«

»Geht in Ordnung. Pass auf dich auf, Dad. Danke für den Anruf.«

Als er auflegte, lächelte Tyrone. Sein Vater hatte ihn vor seiner Mutter angerufen. Er hatte ihm ein Geheimnis anvertraut. Und sein Vater hatte als Junge mit einem Bumerang gespielt.

Hörten die Wunder niemals auf?

*Samstag, 15. Januar, 18 Uhr 30*

*Quantico, Virginia*

Michaels saß in seinem Büro, zwölf verschiedene Sorgen zugleich im Kopf, als eine davon den Raum betrat.

»Alex?«

»Toni... Was gibt's?«

»Das FBI und die Jungs von der Georgia State Police haben die Adresse außerhalb von Marietta aufgespürt.

Ein altes Haus, das einer Familie Platt gehört. Der Vater ist seit dreißig Jahren nicht aufgetaucht, die Mutter tot. Sie hat das Grundstück ihrem Sohn hinterlassen.« Sie legte einen Computerausdruck samt Foto auf den Tisch. »Das ist der Sohn.«

Michaels betrachtete das Bild. Der Junge auf dem Bild war groß und muskulös. Er trug ein weißes T-Shirt und Jeans und sah aus wie 16. »Ein bisschen jung, nicht wahr?«

»Das ist das Einzige, das wir auftreiben konnten. Es ist etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Platt dürfte jetzt um die dreißig sein. Wir können das Bild künstlich älter machen und jagen ihn gerade durch das Cray-Sieb. Die Nachbarn sagen, dass er in dem Haus wohnt, aber er ist oft weg.«

»Wirkt etwas weit hergeholt, oder?«, gab Alex zu bedenken. »Von dänischen Terroristen zu einem Mann aus Georgia?«

»Darf ich mich setzen?«

»Du brauchst nicht zu fragen. Bitte, nimm Platz.«

Sie setzte sich und schenkte ihm ein kleines Lächeln.

Er spürte, wie in seinem Unterleib Hitze aufstieg.

»Ich habe darüber nachgedacht«, antwortete sie. »Es ist doch irgendwie seltsam, dass noch keiner von dieser Frihedsakse gehört hatte, bevor das alles anfing.«

»Was willst du damit sagen? Jay hat alle möglichen Hinweise auf die Gruppe ausgegraben, die ihrem Manifest zeitlich um Jahre vorausgehen.«

»Das stimmt so nicht. Ich habe es Jay noch mal überprüfen lassen. Was wir mit absoluter Sicherheit haben, sind verstreute Bruchstücke aus den letzten sechs Monaten. Davor ist die Herkunft der Informationen, wie Jay es ausdrückt, einigermaßen zweifelhaft.«

Michaels lehnte sich in seinem Stuhl zurück und ließ sich das ein paar Sekunden lang durch den Kopf gehen. »Ich frage mich, woran das liegen könnte.«

»Das ist die Preisfrage.«

»Was denkst du?«

Toni schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht sicher. Aber nehmen wir doch einfach einmal an, dass diese dänischen Terroristen vor sechs Monaten noch nicht existiert haben. Warum sollten sie sich die Mühe machen, Informationen zu verbreiten, denen zufolge die Gruppe viel älter ist? Was sollte das bringen? Ich meine, dann wären sie eben nur sechs Monate alt, wen interessiert das schon? Sind sie auf Prestige aus? Auf eine Art Bestätigung? Wollen sie die Urväter des Terrorismus sein?«

Michaels nickte. »Das hat was für sich. Warum sollten sie sich diese Mühe machen?«

»Vielleicht haben sie das gar nicht. Vielleicht war es jemand anderes.«

Alex ging plötzlich ein Licht auf. Ein paar helle Streifen strichen über den dunklen Himmel seines Bewusstseins. »Ja, da ist was dran. Womöglich existiert gar keine Gruppe namens Frihedsakse. Womöglich will uns jemand eine Terrorgruppe suchen lassen, *die nicht existiert*. Er gibt uns gerade genug Fährten, dass wir denken, wir seien jemandem auf der Spur, und dran bleiben, während wir uns in Wahrheit im Kreis drehen und nicht vom Fleck kommen. Vielleicht geht es gar nicht um Terroristen.«

»Ist nur eine Hypothese.«

Er schüttelte den Kopf, voller Ärger auf sich selbst. »Aber wir hätten das früher überprüfen sollen. Wir haben kein anderes Ziel ins Auge gefasst, weil wir diesen dicken Braten rochen, den wir direkt vor der Nase hatten. Es war zu einfach.«

Toni fuhr fort: »Die Sache ist die - wenn es nicht um Terroristen geht, was wollen sie dann? Irgendwie bezweifle ich, dass ein ungebildeter Sportlertyp ohne Schulabschluss aus einer Kleinstadt in Georgia die Mittel hat, so etwas durchzuziehen.«

»Stellen wir die Frihedsakse mal zurück. Überprüft, welche Systeme betroffen sind und wer daraus Nutzen ziehen könnte, dass sie beschädigt oder außer Gefecht sind.«

Sie stand auf. »Ich sage Jay und Joanna Bescheid.«

»Gut.«

Sie wandte sich zum Gehen, aber er konnte sie nicht gehen lassen, ohne noch etwas gesagt zu haben. »Toni?«

Sie drehte sich um. »Ja?«

»Wegen dieser ... Sache im Miata ...«

»Möchtest du vergessen, dass es passiert ist, Alex? Ich kann es nicht vergessen, aber ich kann so tun, als wäre nichts geschehen, wenn du das willst...«

»Nein«, unterbrach er sie. »Ich will es nicht vergessen. Wenn das hier vorbei ist, sollten wir uns bei dir oder bei mir treffen und ... Ich meine, wir sollten ... uns zusammensetzen und darüber sprechen.«

*Himmel, war das lahm, Michaels!* dachte er. *Ich kann nicht glauben, dass du das gesagt hast. Was für ein Schwachkopf du bist!*

Doch Tonis Lächeln sagte ihm, dass sie ihn richtig verstanden hatte.

*Komm nicht auf falsche Gedanken, Michaels.* Man schläft nicht mit Frauen aus der Armee, hatte sein Vater zu ihm gesagt. Das ist immer ein Fehler.

Aber als er Toni ansah, fand er nicht, dass es ein Fehler wäre. Sie war intelligent, schön und physisch so fit, dass sie ihm in den Arsch treten konnte, wenn sie Lust dazu hatte. Aus irgendeinem Grund machte sie ihn wirklich an. Außerdem hatte sie mit dem Küssen angefangen.

*Ja, richtig, sie hat dich verführt, und wenn du nicht mit ihr schläfst, versohlt sie dir den Hintern, was? Wem willst du das weismachen? Das kauft dir keiner ab.*

Michaels sah Toni nach, als sie den Raum verließ. Er schüttelte sich und seufzte tief. Mach dir darüber später

Gedanken. In diesem Moment hast du größere Probleme auf dem Tisch.

Sein Telefon piepste. »Ja?«

»Ihre Exfrau auf Leitung 3«, meldete seine Sekretärin.

Michaels lachte. Das passte perfekt.

»Notieren Sie, was sie will«, sagte er.

*Samstag, 15. Januar, 23 Uhr 45  
Kansas City, Kansas*

»Da sind sie«, sagte Winthrop.

»Ratten«, meinte Jay. »Mussten Sie Ratten nehmen?«

»Hätten Sie lieber süße kleine Welpen oder Kätzchen? Gibt es da etwas, was ich über Sie wissen sollte, Gridley?«

Jay schüttelte den Kopf und hob die Pumpgun an die Schulter. Es war eine Mossberg mit ausgebautem Magazinrohr, das zehn Schuss fasste. Ein Blitzlicht und ein Laser waren auf den Lauf montiert. Ein Gummiband am Griff der Waffe hielt weitere zehn Patronen.

Neben ihm stand Winthrop in der spärlich beleuchteten Gasse und hob ihrerseits ein Gewehr, ein südafrikanisches Streetsweeper, das ebenfalls zwölfkalibrig war, unter dem jedoch eine große runde Trommel eine ganze Kiste Patronen enthielt. Auch sie hatte ein Blitzlicht und ein Lasersichtgerät auf der Waffe montiert.

Die braunen Ratten - groß wie Cocker Spaniels und die Mäuler voll langer, gelber Zähne - rannten ein paar Sekunden lang in der Sackgasse herum, bevor ihnen klar wurde, dass sie auf diese Weise nicht herauskamen. Die großen Nager sahen sich nach einem Ausweg um, und der einzige Fluchtweg wurde von Winthrop und Gridley versperrt.

Ihre Marschrichtung konnte man sich unschwer ausrechnen.

»Da kommen sie!«, schrie Jay.

Mindestens zwanzig Ratten rasten wie eine pelzige Flut auf sie zu.

Winthrop feuerte zwei Schüsse ab, bevor Jay den Abzug betätigte.

Die Ratten wurden von dem Schrot in blutige rote Klumpen von zuckendem Fell zerrissen. Fünf, acht, zehn der anstürmenden Tiere fielen. Die übrigen rannen weiter an.

»Links von Ihnen!«, rief Winthrop. Sie riss ihr Gewehr herum und gab noch ein paar Schüsse ab. Eine Ratte wurde so hart getroffen, dass sie wie ein Fußball wegrollte.

Jay nahm die zwei Ratten ins Visier, die ihn links umlaufen wollten, feuerte, traf die eine, lud durch, schoss daneben ...

Winthrop erwischte die, die er verpasst hatte, dann feuerte sie noch zweimal und erledigte zwei weitere.

Jay verfolgte die Letzte, die sich noch bewegte, hatte den roten Punkt des Lasers auf ihrem Schädel, erschoss sie ...

Er atmerte aus. Infizierte Ratten abzuknallen war um einiges aufregender als Viruscodes in der Echtwelt mittels Stimm- oder Tastatureingabe zu verfolgen. In der Realität waren die Ratten zirkuläre Unterprogramme mit Fluchtcodes, die den Speicherplatz im Rechenzentrum der Federal Reserve auffraßen. Die Stadt war evakuiert worden - das hieß, man hatte die Rechner offline geholt -, so dass Jäger hineingehen und sie von der Plage säubern konnten. Größtenteils lief das nicht sehr gut, aber so musste es gemacht werden.

Und so übel sah es gar nicht aus. Ein paar Banksysteme waren so schwer getroffen, dass sie ganz heruntergefahren werden mussten. Das hatte niemandem gefallen.

Winthrop lud ihr Gewehr aus einer Tasche voller Munition nach, die sie um die Hüfte trug. Jay musste trotz seiner früheren Antipathie zugeben, dass sie ziemlich aufregend aussah, wie sie da stand und Patronen in die-

se Riesenknarre einlegte, nach Schießpulver riechend. Eine attraktive Frau mit einer Automatikwaffe in der Hand war schon irgendwie sexy.

Es wäre wohl ein Monat Arbeit für einen Seelenklempner, die Symbolik zu durchleuchten, dachte Jay. Gut, dass er nicht auf Seelenklempner stand. Das wäre sein Ruin.

Winthrop berührte ihre Sprechvorrichtung. »Wir haben die Gasse hinter der Bank geräumt«, meldete sie. »Wir bewegen uns jetzt in die neben dem Thai-Restaurant auf der Südseite.«

Jay grinste. »Haben Sie das mir zu Ehren so gedeichert?«

»Sie sehen aus, als würden Sie sich in einem Thai-Restaurant zurechtfinden.«

»Aber ja. Mögen Sie Erdnusssauce? Vielleicht bereite ich ein hübsches Ratten-Sstäy für Sie zu.«

»Sie wären dazu fähig. Kommen Sie.«

»Zu Befehl, Herrin. Wissen Sie, Sie sollten Leder tragen. Passend zum Schießeisen.«

Als sie über die Straße auf das Thailokal zugegangen, warf sie ein: »So nebenbei: saubere Arbeit, wie sie diesen Platt aufgespürt haben.«

»Ach was, Ma'am, das war doch nichts.«

»Falsche Persona, Gridley.«

»Ah, Welch ein Fehler. Wir sind ja im Jetzt. Wie war's mit >Kein Problem, Alte<?«

»Schon besser.«

»Ich hätte ihn nie gefunden, wenn Sie nicht seine Spur kopiert hätten. Irgendwie schwer zu glauben, dass er sich so einen Ausrutscher geleistet hat.«

»Auch die Cleversten verhalten sich mal dumm«, erwiderte sie. »Ich habe lieber Glück, als nur gut zu sein, wenn mich das ans Ziel bringt.«

»Amen. Ich hoffe, die FBI-Jungs nehmen den Trottel fest.«

»Rat City in Sicht.«

»Anlegen und zielen, Ma'am. Ist Ihnen diesmal rechts oder links lieber?«

»Links. Ihre Waffe wirft mir rechts die leeren Hülsen ins Gesicht.«

»Irgendwas ist immer, stimmt's? Aber da heißt's: FS, Winthrop, FS.«

Sie lächelte.

FS stand für >Frankenstein-Szenario<, die Abkürzung für die Maxime >Wenn du es geschaffen hast, dann kümmere dich auch darum<. Jegliches Problem im eigenen Szenario fiel unter die persönliche Verantwortung.

»Schön, Sie können das Nächste programmieren«, antwortete sie.

»Mach ich. Mögen Sie Schlangen?«

»Als kleines Mädchen habe ich sie gesammelt«, gab sie zurück. »Man fängt sie mit einem langen, gegabelten Stock, legt sie in Jeansbeutel und verkauft sie an Tiergeschäfte. Super Sache, Schlangen.«

*Mist, dachte Jay. So was Dummes.* Na ja. Es muss irgendetwas Widerliches geben, das sie nicht mag. So wie das Banksystem infiziert war, würden sie eine Weile dort aufräumen müssen. Sicher würde er inzwischen etwas finden, bei dem sie sich vor Ekel winden würde ...

*Sonntag, 16. Januar, 1 Uhr 15*

*Atlanta, Georgia*

Platt wusste, dass Hughes sich nicht gerne früh wecken ließ, und drüben im Geisterland musste es sechs oder sieben Uhr sein. Aber er wollte sichergehen, dass er ihn erwischt, wenn er nicht beschäftigt war. Platt sollte Hughes außer in Notfällen überhaupt nicht anrufen. Da

er schadlos davongekommen war, handelte es sich vielleicht um keinen Notfall, jedenfalls genau genommen. Aber hol's der Teufel, er würde trotzdem anrufen.

Er hasste den Gedanken, das Haus zu verlieren, das Mama ihm hinterlassen hatte, aber das war schon passiert. Er würde nicht dorthin zurückkehren. In der Lobby des Stonewall Jackson Memorial Motel, das am Rand des Collegeparks an einer Abfahrt der 1-285 lag, befestigte er einen der Wegwerfscrambler an einem Münztelefon. Hughes hatte seinen Virgil darauf programmiert, seinen Anruf mit dem eingebauten Armee-scrambler zu verzerren, so dass niemand ihn verfolgen konnte. Er musste das geregelt kriegen und abhauen - Atlanta war eine Großstadt, aber viel zu nahe an Marietta. Platt wollte beide Orte bei Sonnenaufgang tausend Meilen hinter sich haben, und dazu musste er sich beeilen. Er hatte eine Maschine gechartert, die am Flughafen wartete. Sobald er in der Luft war, würde er sich besser fühlen.

»Hm?«, machte Hughes.

Ja, er hatte ihn aufgeweckt. »Howdy, Boss. Wir haben hier eine kleine Situation, von der Sie erfahren sollten.«

»Warten Sie.«

Hughes hängte ihn in die Warteschleife, und Platt grinste. Um sechs Uhr morgens war Hughes wohl im Bett, und wenn er ihn warten ließ, hieß das, dass er nicht alleine war. Jetzt wurde jemand auf Klo geschickt, darauf hätte Platt gewettet.

»Okay. Was ist los?«

»Tut mir Leid, wenn ich Sie gestört habe«, sagte Platt ohne das geringste Bedauern.

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Wo liegt das Problem?«

»Die Feds sind nicht so dumm, wie sie aussehen. Sie haben ein Signal zum Haus meiner Mutter zurückverfolgt.«

»Was? Wie konnte das passieren?«

»Keine Ahnung, verdammt. Vielleicht haben sie ein neues Techno-Spielzeug, von dem ich nichts weiß. Spielt auch keine große Rolle. Ich musste jedenfalls abhauen.«

»Sind Sie ohne Probleme davongekommen?«

»Jein. Sie haben mich nicht gesehen, ich war längst weg, als sie kamen. Aber das Haus ist auf meinen Namen eingetragen. Ich muss die Identität wechseln.«

»Ist das ein Problem?«

»Keines, von dem Sie was merken würden. Ich hab' ein halbes Dutzend neue Ichs, die bereitstehen, wenn ich sie brauche.«

»Und was ist mit der anderen Sache?«

»Oh, die *andere* Sache. Das ist so glatt gelaufen wie Öl auf 'nem Babypopo. Unser Banker-Junge aus - wo war das noch? Minnesota? Iowa? Was auch immer, er wird die Tat ausführen wie geplant. Ich erwarte morgen gegen Mittag Nachricht von ihm. Beziehungsweise heute.«

»Gut. Brauchen Sie etwas?«

»Ich werde eines von den Geheimkonten anzapfen müssen. Ich bin knapp bei Kasse.«

»Schön, was immer Sie brauchen. Hören Sie, wenn es Probleme mit Ihren Dokumenten gibt, sagen Sie mir Bescheid. Ich lasse mir etwas einfallen, so dass Sie das Land verlassen können.«

Platt grinste. »Danke, Boss, das weiß ich durchaus zu schätzen. Gut zu wissen, dass man in unserer Ellbogen-gesellschaft noch auf jemanden zählen kann. Ich rufe Sie wieder an, sobald der Bankjunge sein Ding durchgezogen hat.«

»Okay. Bis später dann.«

Platt legte auf, entfernte den Scrambler vom Hörer und steckte ihn in die Tasche. Später würde er ihn irgendwo in einen See werfen. Hughes hatte nicht so er-

regt wie erwartet auf die Nachricht reagiert, dass die Feds Platt aufgespürt hatten. Er war schon eiskalt. Vielleicht zu sehr. Ehrlich gesagt traute ihm Platt so weit, wie er ihn einhändig werfen konnte. Und so viel Kraft er auch hatte, weit war das nicht.

Sobald der Bankerjunge seine Sache erledigte, würde Hughes in Geld schwimmen, wenigstens für kurze Zeit, und vielleicht brauchte er dann ein altes Schlachtpferd nicht mehr so dringend wie vorher. Vielleicht dachte er auch, er könnte das alte loswerden und sich ein neues kaufen.

In solchen Zeiten musste man aufpassen, das wusste Platt aus Erfahrung. Die Leute hatten immer ihre eigenen Interessen im Sinn, am Anfang, am Ende und zwischendurch. Seine und Hughes' Interessen gingen bald in verschiedene Richtungen. Es konnte gefährlich werden, wenn es so weit war. Doch Mama Platt hatte keinen Dummkopf aufgezogen.

Er ging in sein Zimmer, um paar Dinge zu holen, bevor er sich auf den Weg zum Flughafen machte.

*Sonntag, 16. Januar, 1 Uhr 45*

*Quantico, Virginia*

Commander Michaels rief sie zu einer schnellen Besprechung im Konferenzzimmer zusammen. Winthrop sah sich um. Außer ihr waren Michaels, Fiorella und Gridley da, und draußen im Gang stand Julio, der hier geblieben war, obwohl er online nichts ausrichten konnte. Er lächelte ihr zu, als sie das Konferenzzimmer betrat, und ihre Laune stieg ein wenig. Sie war müde. Alle waren müde. Sie fühlten sich, als hätten sie Monate in der VR verbracht, um die beschädigten Systeme zu reparieren. Sicher, sie hatten Hilfe von Programmierern des Bundes gehabt, aber es handelte sich um eine größere

Infektion, und das hieß anstrengende Arbeit, viele langsame, schwere Schritte durch den Schlamm. Ein Großteil des Schadens konnte in den nächsten ein, zwei Tagen behoben werden. Das größte Problem lag darin, dass Systeme außer Betrieb waren und dies Zeitverluste und Transaktionskosten verursachte.

Und dann war da noch die Sache mit der Frihedsakse. Oder eben nicht, wenn man genau hinsah. Sie hatten sich zum Narren halten lassen. Gridley war deswegen mehr als sauer, da er dem Ganzen an vorderster Front nachgegangen war, aber es hätte ihr genau so gut passieren können. Es zischte gerade stark genug, dass man glaubte, das brutzelnde Steak riechen zu können, ohne dass man es tatsächlich sah. Ein guter Trick, und wenn Fiorella nicht auf die Möglichkeit hingewiesen hätte, wären sie noch nicht so bald draufgekommen. Toni war vielleicht nicht die beste Programmiererin, aber sie hatte viel Überblick, und den besaßen die wenigsten Technikfreaks.

»... Die öffentlichen Finanzsysteme sind immer noch gefährdet, aber alle Sicherheitsprogramme sind aktualisiert und verändert, also werden die alten Passwörter dem Eindringling nicht wieder Zugang verschaffen«, erklärte Michaels.

»Er hat sich die alten beschafft«, warf Gridley ein.  
»Was hindert ihn daran, die neuen zu bekommen?«

Das passte ganz gut zu Winthrops eigenen Gedanken.

»Die Bankprogrammierer benützen das neue Tag-System. Wenn jemand einbricht, werden wir wissen, wo die undichte Stelle war.«

Gridley nickte. »Ja, das kann eine Weile funktionieren, aber langfristig wird sich irgendein Cowboy etwas überlegen, um darum herumzukommen.«

»Langfristig, Jay, sind wir alle tot«, gab Michaels zurück.

Er erntete ein müdes Lächeln.

»Also gut, was ist mit diesem Platt? Joanna?«

Sie blickte auf ihren Flachbildschirm hinab und rief den Bericht auf. »Der Cray hat alles ausgesiebt, was er über ihn finden konnte.

Platt verließ die Highschool in seinem Juniorjahr. Bekam als Jugendlicher vor Ort etwas Ärger - Autodiebstahl, tätlicher Angriff, Alkohol unter achtzehn, Ladendiebstahl, Kleindelikte. Keine Unterbringung in Erziehungsheimen oder Gefängnissen.

Für die nächsten Jahre verschwand er. Mit zwanzig wurde er in Phoenix, Arizona festgenommen: Irgendein Betrugsversuch ging schief, und er hat das Opfer getötet. Er kam auf Kaution frei und machte sich davon.

Das nächste Mal sehen wir ihn bei seiner Festnahme wegen schwerer Körperverletzung in New Orleans, mit vierundzwanzig Jahren. Anscheinend griff er einen Mann auf der Straße ohne erkennbaren Grund an und schlug ihn bewusstlos. Niemand bemerkte den alten Haftbefehl wegen der Sache in Phoenix. Er stellte Kau-  
tion und tauchte bei der Gerichtsverhandlung nicht auf.

Im Jahr 2006 wurde Platt wegen Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses in Trenton, New Jersey, verhaftet. Er betrat eine Bar und brach eine Schlägerei vom Zaun. Vier Leute landeten im Krankenhaus. Durch irgendeinen kleinen Defekt der wunderbaren modernen Kommunikation tauchte in seiner Akte nicht auf, dass er sich in Phoenix und New Orleans der Kautionspflicht entzogen hatte, er stellte ein drittes Mal Kau-  
tion ...«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Michaels. »Er verließ die Stadt.«

»Gut geraten«, antwortete Winthrop. »Das letzte, was wir über ihn wissen, ist eine Festnahme in Miami Beach vor drei Jahren. Wieder Körperverletzung. Er griff zwei Männer an einer Würstchenbude an, aber-

mals ohne erkennbaren Grund. Als die Polizei kam, wurde er verhaftet, aber auf dem Weg vom Auto ins Gefängnis gelang ihm die Flucht. Beide Polizeibeamten wurden verletzt und mussten ins Krankenhaus eingeliefert werden.«

Winthrop sah von dem Flachbildschirm auf. »Das war's. Das ist alles, was wir über Mr. Platt haben. Es gibt keine Daten von Kreditinstituten, kein Vermögen außer dem Haus bei Marietta, keinen Führerschein, keinen beruflichen Werdegang. Er hat nie Sozialversicherungsbeiträge bezahlt, die Steuer erklärt oder einen Pass beantragt. Jedenfalls nicht unter dem Namen Platt. Noch so einer, der frei herumzieht und dabei weder elektronische Spuren noch solche auf Papier hinterlässt.«

»Ein Schläger«, kommentierte Fiorella. »Wirkt kaum wie der Kopf hinter einer Serie von Computereinbrüchen.«

»Gibt es etwas, das seine Delikte verbindet?«, fragte Michaels.

Winthrop nickte. »Opferprofile. Zwei Dinge stechen hervor. Alle zehn Leute, die er angegriffen hat, einschließlich der zwei Cops in Miami, waren Afro-Amerikaner. Ihr Durchschnittsgewicht lag bei 105 Kilo. Der Typ, den er in New Orleans niedergeschlagen hat, war ein Linebacker der Saints - der hatte fast 150 Kilo auf den Rippen.«

»Uff«, sagte Jay. »Der Mann ist ein Rassist. Schlägt gern Schwarze zusammen.«

»Große Schwarze«, fügte Fiorella hinzu. »Keine Hinweise auf Kampfsportausbildung?«

»Nein«, antwortete Winthrop.

»Na, ist das nicht allerliebst?«, bemerkte Gridley. »Wir haben einen Knochenbrecher, der zum Computergenie wird, es irgendwie schafft, alle möglichen geheimen Passwörter und Zugangscodes aufzutreiben, und

sie dann dazu benutzt, in die höchstentwickelten Systeme des Landes einzudringen. Und er ist schlau genug, uns einen dicken Köder vor die Nase zu hängen und hinter dänischen Terroristen herlaufen zu lassen. Ich bin mit Toni einverstanden. Das passt nicht zusammen.«

Michaels nickte und rieb sich die Augen. »Also gut. Dann wird Platt unterstützt. Wenn wir ihn finden, werden wir ihn fragen, wer dahinter steht. Was tun wir, um ihn zu finden?«

Gridley erklärte: »Wir gehen sämtliche Autovermietungen, Flughäfen, Bus- und Zugbahnhöfe in einem Hundert-Meilen-Umkreis von dem Haus elektronisch durch und suchen nach einzelnen Männern, die während der letzten 24 Stunden da waren. Das FBI hat Bild und Personenbeschreibung und klappert Hotels, Motels und Gästehäuser in der Gegend ab.«

»Was ganz Atlanta einschließt«, meinte Fiorella. »Viel Glück.«

»Wahrscheinlich ist er nicht so dumm, den Namen Platt zu benutzen, aber vielleicht klingelt's irgendwo wegen des Gesichts«, antwortete Gridley.

»Er könnte schon in Polar Bear, Kanada, sein«, gab Winthrop zu bedenken.

»Okay, machen wir eine Pause«, unterbrach Michaels. »Gehen Sie nach Hause, schlafen Sie sich aus, und kommen Sie morgen früh so bald Sie können hierher zurück. Und Jay - das heißt nicht, dass Sie zwei Stunden auf der Bürocouch dösen sollen. Wenn Sie nicht ausgeruht sind, werden Sie zu einem Teil des Problems, nicht der Lösung.«

»Kapiert, Boss.«

»Danke, Leute. Sie haben alle gute Arbeit geleistet.«

Michaels stand auf. Die Besprechung war beendet.

Im Gang stand Julio gegen die Wand gelehnt da, so dass sein verletztes Bein entlastet war. »Geht's zurück in den Schützengraben?«, fragte er Joanna.

»Nein. Der Boss sagt, wir sollen heimgehen und schlafen.«

»Klingt gut.«

»Ja, das tut es, aber ich bin zu aufgedreht zum Entspannen. Wahrscheinlich werde ich bis zum Morgen grauen auf sein.« Sie sah ihn an und schenkte ihm beiläufig ein Lächeln. »Wissen Sie etwas für mich zum Entspannen, Julio?«

Er grinste zurück. »Ja, Ma'am, ich glaube, ich hätte da ein paar Übungen, die Sie ausprobieren können. Die machen mich immer ziemlich schnell bettreif.«

»Also schön. Dann kommen Sie. Sie können sie mir bei mir zu Hause zeigen.«

Er richtete sich auf, nahm Habachtstellung an und grüßte scharf und zackig. »Ja, Ma'am. Was immer Lieutenant sagen.«

»Was immer? Eine große Klappe für einen abgehäfteten alten Sergeant.«

»Ich habe verborgene Talente.«

»Das werden wir sehen.«

Sie gingen den Gang hinunter.

*Sonntag, 16. Januar, 6 Uhr  
St. Louis, Missouri*

Platts Telefon klingelte mit dem kleinen Tatü-tata europäischer Polizeisirenen. Er hatte es als Zeichen dafür eingestellt, dass der Banker in der Leitung war.

»Ja?«

»Auftrag erledigt«, sagte der Banker. Sein Name war Peterson. Jamal Peterson. Und er war nicht aus Iowa oder Minnesota, sondern aus South Dakota. Platt wusste das, aber vor Hughes stellte er sich gerne dümmer, als er in Wirklichkeit war. Man konnte nie wissen, ob einem das nicht eines Tages einen Vorteil einbrachte.

Der alte Jamal hatte an seinem Arbeitsplatz im ländlichen Dakota ein paar Hunderttausend eingeschoben, und deshalb arbeitete er für Platt und Hughes. Die Feds hatten das Geld zurückbekommen, aber das waren Peanuts. Darum ging es nicht. Die Hauptsache war, in Peterson den richtigen Mann zu haben, wenn man ein krummes Ding in Sachen Finanzen drehen wollte.

»Irgendwelche Probleme?«

»Nein. Ich hatte zwei Stunden zur Verfügung, nachdem Sie mich einließen. Ich habe Minen gelegt, Zugbrücken hochgezogen und während des ganzen Durcheinanders Verfolger auflaufen lassen. Ich habe mich an mehr als fünfhundert großen öffentlichen und Firmenkonten bedient; kein Betrag hoch genug, um für Aufsehen zu sorgen. Wenn das auffällt, werden die Überweisungen schon durch die Filter gelaufen sein. Selbst wenn sie an den Konten auf den Großen Cayman-Inseln und in der Schweiz vorbeikommen - und das werden

sie nicht -, werden sie es nie an Denpassar Trust auf Bali vorbeischaffen, bis jemand eine wirklich hohe Beste-chungssumme aufbringt. Bis dahin wird die elektronische Überweisung über alle Berge sein, falls unser Chef das Geld wie geplant einsammelt.«

»Wie viel haben Sie kassiert?«, fragte Platt.

Es entstand eine kurze Pause. »Einhundertachtzig Millionen, genau wie wir vereinbart haben.«

Platt schüttelte den Kopf und grinste den alten Jamal an, ohne dass sie einander sahen. Der Bastard log, das war so sicher, wie er geboren war. Es sah so aus: Hughes brauchte 140 Millionen, und Peterson sollte zwanzig bekommen, was für Platt ebenfalls zwanzig bedeutete. Aber er hätte seine zwanzig gegen einen verbogenen Nickel gewettet, dass der Banker sich ein wenig Extrakohle rausgezogen hatte. Oder vielleicht eine Menge. Was eine Dummheit war. Wie viel brauchte ein Mann?

Aber so war das: Peterson war kein echter Kriminel-ler. Er hatte nicht die richtige Einstellung. Ihm war nicht klar, dass Probleme aufkamen, wenn man Geld in gro-ßen Mengen stahl.

Denn wenn man groß absahnte, waren es nicht die Polizeihunde, um die man sich sorgen musste - es wa-ren die Wölfe.

»Okay«, sagte Platt. »Gehen Sie an den Ort, den ich Ihnen genannt habe. Ich melde mich morgen.«

Platt brach die Verbindung ab. Armer Bankerboy. Wie man es auch sah, er war fertig.

Während Platt einen Anruf erledigte, um sicherzu-stellen, dass Peterson wenigstens teilweise ehrlich zu ihm gewesen war, stellte er sich dessen unglückliche Zukunft vor.

Damals, als er mit Jimmy Tee unterwegs war, hatte ihm der Alte einmal die Geschichte von einem Überfall in seiner Heimatstadt erzählt. Ein Wächter, der seit

zwanzig Jahren in einer Bank arbeitete - jedermann mochte ihn und vertraute ihm -, hatte eines Morgens den Direktor nach dessen Ankunft gefesselt und war mit vier Millionen und etwas Kleingeld in unmarkierten Zwanzigern und Fünfzigern seiner Wege gegangen. Kam einfach so davon. Zumindest schien es so.

Aber der Knabe konnte sich nicht unauffällig benehmen. Die Cops fanden ihn drei Monate später, mause-tot. Jemand war in sein neues Haus in Cancun eingebrochen und hatte ihm die Kehle aufgeschlitzt.

Ein Profi, sagte Jimmy Tee, hätte sich Monate oder Jahre vorher eine Identität aufgebaut. Sich selbst einen Hintergrund gegeben, seine Nachbarn kennen gelernt, einen guten Grund geschaffen, um eines Tages auf Dauer dort zu bleiben. Zum Beispiel, dass er frühzeitig in Rente gegangen war, aus einem Job heraus, über den sich keiner seiner Nachbarn je Gedanken machen würde. Um sicherzugehen, dass nicht eines Sonntags zufällig jemand in der Bar ums Eck aufkreuzte und peinliche Fragen stellte. »He, erinnern Sie sich an den alten Bürgermeister Brooks? Oder an Stadtrat X, der mit dieser Nutte erwischt wurde? Sie wissen, wen ich meine, oder? Wie hieß der noch?«

Man konnte es nicht brauchen, dass die Dinge sich in so eine Richtung entwickelten, also überlegte man sich vorher etwas dagegen.

Und es musste einen Weg geben, die Kohle zu waschen. Man konnte nicht einfach ein paar Hunderttausend in Fünfzigern aus der Tasche ziehen, um ein Haus zu kaufen. Selbst ein Auto war eine heikle Sache. Man durfte das Geld nicht einfach auf die Bank bringen, jedenfalls nicht alles auf einmal. Alles über zehn Riesen wurde der IRS, der Aufsichtsbehörde, gemeldet. Denen war es egal, woher man sein Geld hatte, solange man seine Steuern bezahlte.

Es gab viele Möglichkeiten, sein Geld zu waschen,

aber die meisten davon schlössen Dinge ein, die ehrlichen Leuten nicht einmal in den Sinn kamen.

Man brauchte eine Absicherung. Die Cops warfen einen nur in den Knast, wenn sie einen fassten. Aber sobald man mit vier Millionen in der Tasche auf die Straße ging, waren einem die Kopfjäger auf den Fersen. Die Wölfe. Das Kopfgeld, das sie bekamen, wenn sie einen fingen, bestand aus dem, was man besaß - inklusive sein Leben. Wenn sie einen hatten, hielten sie einem eine Knarre ans Ohr, und man gab auf. Und wenn sie keine Lust hatten, den Kerl zu töten, sondern einfach ihrer Wege gingen, konnte man auch nichts dagegen machen. Bei wem wollte man sich beschweren, dass man ausgenommen worden war? Bei den Cops? Entschuldigen Sie, Officer, aber der böse Mann da hat mir das Geld abgenommen, das ich der Bank geklaut habe. Sicher.

Nein, so machte man das mit einem großen Coup: Man nahm das Geld und stellte irgendein kleines Geschäft auf die Beine, oder man lebte das Mittelklasseleben eines Rentners in einem hübschen Mittelklassehaus. Man schickte seiner Exfrau keine Weihnachtskarten. Man ging nicht zur Beerdigung seiner Mutter. Man rief seinen Neffen nicht an, um ihm zur Aufnahme aufs College zu gratulieren. Man machte einen sauberer Schnitt mit seiner Vergangenheit und blickte nie zurück.

Wenn man ein wenig am Roulettetisch spielen oder auf Pferde wetten wollte, tat man das leise. Man fuhr nicht nach Las Vegas oder an die Golfküste oder nach Atlantic City und setzte stapelweise Hunderter am Würfeltisch oder am Rad. Man mietete keine Suite im Trump oder im Hardrock Hotel und ließ Showgirls ein und aus stolzieren, kaufte auch nicht kistenweise Moet & Chandon, denn die Cops waren nicht blöd und die Wölfe auch nicht. Wenn man seinen Kopf zu weit nach oben streckte, würde ihn jemand sichten und angelaußen kommen, um ihn abzuschlagen.

Der alte Jamal hatte nicht genug Grips, um das zu wissen. O ja, er konnte sich in eine Onlinebank schleichen, ein paar hundert Millionen Dollar abkassieren und verschwinden, so glitschig wie er war, eine fettige Schlange auf einem Marmorboden. Aber der alte Jamal war nicht auf der Straße schlau geworden.

Das hieß, selbst wenn Platt ihn nicht der Polizei ans Messer lieferte - was er vorhatte -, würde jemand dem alten Jamal schnell auf die Schliche kommen. Jamal hatte niemanden, der ihm half, wenn die Cops ihn holten. Der Mann, den er als Platt kannte, war jetzt jemand anderes. Er wusste nicht einmal, für wen er und Platt eigentlich arbeiteten, nur dass es sich angeblich um einen großen Fisch aus einem Konzern handelte.

Also würde die Bank schnell ein paar Millionen zurückbekommen, wenn sie Peterson eingesammelt hatten. Hughes würde mit seinen hundertzwanzig machen, was auch immer er drüben in Booga-Land vorhatte. Und Platt?

Das war einfach. Platt würde sich in Kona auf Hawaii ein Hardcore-Bodybuildingstudio kaufen, einen Laden, auf den er seit einigen Jahren ein Auge geworfen hatte. Das Studio war neunhundert Quadratmeter groß, komplett ausgestattet - freie Gewichte, Maschinen, die ganze Palette. Hin und wieder kamen Weltklasse-Bodybuilder, Fitnessmodels schauten für Fotosessions vorbei, Touristen sowieso. Es war ein todsicheres Geschäft. Der Laden wurde gut geführt, also würde Platt nichts selber machen müssen. Er würde sich ein kleines Haus oder eine Eigentumswohnung mieten, trainieren, wenn ihm danach war, vielleicht ein persönliches Trainingsprogramm durchziehen, und es sich gut gehen lassen. Das Klima war tadellos, man brauchte keine Heizung oder Klimaanlage, und er würde mit Leuten herumhängen, die ihm sympathisch waren: fitte, gesunde Leute mit Power. Für 1,2 Millionen gehörte

das Studio ihm, und das ließ ihm eine Menge Kohle, um herumzulaufen und das Leben zu genießen. Lief das Geschäft nicht gut, stand genug zur Verfügung, um immer wieder mal ein paar Hunderter oder Tausender zuschießen und das Ganze auszugleichen. Es dauerte lange, auf diese Weise 18 Millionen durchzubringen ...

Sicher, Hughes hatte große Pläne. Er wollte die Welt beherrschen. Aber wozu? Man konnte nur in einem Bett auf einmal schlafen, nur ein Auto auf einmal fahren, nur eine bestimmte Menge pro Tag essen. Machtspielchen interessierten Platt überhaupt nicht. Manchmal brach er einen Streit vom Zaum, trat jemandem in den Arsch, aber das war etwas Persönliches, Direktes, Auge in Auge. Eine halbe Erdumdrehung weit weg über die Zukunft von irgendwem entscheiden? Vergiss es.

Noch ein paar Wochen, und er würde in der warmen Sonne liegen, die Touristen anlächeln und ein angesehener Geschäftsmann sein. Es konnte nicht viel besser laufen.

Der alte Jamal hatte nicht gelogen, die Überweisung hatte stattgefunden. Zeit, ihm die Bullen auf den Hals zu schicken. Er hatte die Nachricht schon aufgezeichnet, die Jamal ausliefern sollte. Jetzt brauchte er nur noch eine Nummer zu wählen und aufzulegen. Per Fernsteuerung würde es bei den Cops klingeln, und sie bekamen einen Bankräuber aus der Oberliga auf dem Silbertablett serviert.

Adios, Jamal.

Und jetzt ein letzter Anruf:

»Ja?«

»Der Deal ist abgeschlossen, Boss.«

Er konnte Hughes aus zehntausend Meilen Entfernung beinahe grinsen hören. »Gut. Sonst alles klar?«

»Keine Probleme. Wir sehen uns.«

Nachdem er die Verbindung abgebrochen hatte, warf Platt seinen tragbaren Computer an und schickte ein

kurzes Signal ins Aethernet. Er hatte Jimmy Tees Lektion gut gelernt und sich für den Erfolg vorbereitet. Aber er war auch für den Fall des Scheiterns bereit. Er traute der Net Force nicht, er traute dem Niggerpräsidenten aus diesem Hinterwäldlerland nicht, und ganz besonders misstraute er dem guten alten Mr. Hughes. Also hatte er zur Absicherung einen oder zwei Mechanismen eingestellt - man wusste nie, wann ein wenig Absicherung gerade recht kommen würde.

*Sonntag, 16. Januar, 7 Uhr  
Quantico, Virginia*

Nackt rollte sich Fernandez im Bett herum. Er konnte sein Glück nicht fassen.

Joanna, ebenfalls nackt, blinzelte an seiner Seite.  
»Wie spät ist es?«

»Gegen sieben. Ist das wichtig?«

Er hob die Bettdecke hoch und sah sie an.

»Was machst du da?«

»Ich schau dich an. Ich weiß, dass du das ungern hörst, aber du bist schön.«

»Es macht mir nicht immer etwas aus. Kommt darauf an, wer es sagt, und wann.« Sie lächelte. »Du hast ein paar Narben zu viel, als dass man dich schön nennen könnte, aber ich beschwere mich nicht.«

Er streckte die Hand aus und berührte ihr Gesicht.  
»Weißt du, niemand kommt auch nur in die Nähe von letzter Nacht.«

»Ich wette, das sagst du zu allen.«

»Nein, nur zu dir, Jo.«

Sie setzte sich auf. Dabei rutschte die Decke herunter und gab den Blick auf ihre Brüste frei. Sie streckte die Arme aus und umarmte ihn. »Danke. Du kannst das so oft sagen, wie du willst. Ich kann mich auch nicht daran

erinnern, unbekleidet jemals etwas Besseres erlebt zu haben.«

»Ich sagte ja, ich habe verborgene Talente.«

»Willst du unter die Dusche?«

»Nein, Ma'am, ich will nur hier mit Ihnen im Bett liegen, bis jemand kommt, um uns ins Pflegeheim abzutransportieren. Aber ich stinke ganz schön, da ist eine Dusche wohl eine gute Idee.«

»Nur zu. Schrei, wenn du willst, dass ich nachkomme.«

»Dann schrei ich jetzt gleich.«

»Nein, wärmt sie erst auf. Wozu ein Liebhaber, wenn er dir nicht einmal die Dusche heißstellt?«

»Daran hatte ich nicht gedacht«, antwortete er. Er glitt unter der Decke heraus und ging in Richtung Bad.

»Julio?«

Er hielt an. »Ja?«

»Drehst du dich bitte für mich um?«

Er grinste und drehte sich einmal mit ausgestreckten Armen um 360 Grad. »Gut so?«

»Ja. Okay, es passt. Jetzt die Dusche, bitte.«

»Ja, Ma'am. Sofort.«

*Sonntag, 16. Januar, 7 Uhr 40*

*Quantico, Virginia*

Jay Gridley war noch immer müde, länger als eine knappe Stunde hatte er nicht schlafen können. Doch trotz seiner Müdigkeit fühlte er sich gut. Entgegen der Anweisung seines Chefs hatte er auf der Bürocouch sein Lager aufgeschlagen und war dann früh aufgestanden, um die Netze zu durchforsten. Platt war der Schlüssel zu dieser ganzen Angelegenheit, und wengleich er verschwunden war, ohne unter diesem Namen eine wirkliche Spur zu hinterlassen, war er vielleicht doch nicht so schlau, wie er dachte. Nur wenige waren so schlau, wie sie dachten, und in jedem Fall hatte Platt einen Riesenfehler begangen - er hatte es gewagt, die Net Force herauszufordern.

Es gab ein paar grundlegende Fehler, die man besser vermied. Man pinkelte nicht gegen den Wind, man aß nicht im Lokal >Bei Mami<, und man zog nicht sein Programm durch, wenn man dem Einsamen Jay Gridley gegenüberstand. Ganz schlechte Idee.

*Marietta, Georgia*

Im Telegrafenamt roch es nach Schimmel und Pfeifentabak. Ein dickbauchiger Kohleofen aus Gusseisen und ein stählerner Kamin in der Mitte des Raums glühten vor Wärme, die den schlimmsten Frost abhielt, aber es war trotzdem kühl. Hinter dem Schalter saß ein kleiner Mann, der eine Maiskolbenpfeife paff-

te. Er trug eine lange Wolljacke und eine Brille mit Goldrand.

»Guten Morgen, Sir. Was kann ich für Sie tun?«

Jay lächelte und tippte sich zum Gruß an den Hut. »Morgen, Sir.« Er trug die Ausgehuniform eines Hauptmanns der Konföderierten. Sie bestand aus weicher grauer Wolle, im Gegensatz zu den Zimtfarben, welche die meisten einfachen Soldaten trugen. Viele Offiziere ließen sich von Schneidern eigene Modelle nähen, so dass es wenige Übereinstimmungen bei den Offiziersuniformen der Konföderation gab. Zu diesem frühen Zeitpunkt des Krieges, 1862, lag der Süden noch im Rennen und hatte wichtige Schlachten gewonnen. Zuerst Manassas, die Schlacht am Flüsschen Bull Run - ein vernichtender Sieg. Die Südstaaten hatten den Yankees übel mitgespielt. Schon nach Perryville ging es mit den Aufrührern bergab, doch in diesem Moment waren die meisten Leute hier recht zuversichtlich, was ihre Siegchancen im Bürgerkrieg anging.

»Nun, Sir«, sagte Jay, »ich bin Captain Jay Gridley, abkommandiert von General Lees Stab. Sie könnten Ihrem Staat und der Konföderation einen großen Dienst erweisen. Wir sind hinter einem Yankeespion her, einem Südstaatler namens Platt. Wir vermuten, dass er eventuell aus dieser Gegend verschlüsselte Nachrichten an seine Herren im Norden telegraft hat.«

»Ich muss schon sagen!«, rief der Telegrafist. »Ist es möglich?«

»Ja, Sir. Natürlich halten wir ihn nicht für so töricht, dass er diese verräterischen Taten unter seinem eigenen Namen begangen hat. Aber vielleicht war er eben doch so dumm. Könnten Sie für uns die Unterlagen überprüfen?«

»Mit größtem Vergnügen, Sir.«

Höfliche Menschen, die Südstaatler.

Nachdem er eine Minute lang in einem Stapel gelben

Papiers herumgeblättert hatte, schüttelte der Telegrafist den Kopf. »Captain, ich fürchte, ich kann keine Nachrichten finden, die unter dem Namen Platt verschickt oder empfangen wurden.«

»Das ist keine Überraschung, Sir. Lassen Sie mich den Verräter beschreiben und eine Zeichnung zeigen, die wir von ihm besitzen. Er könnte einen anderen Namen verwendet haben.«

Jay gab eine allgemeine Beschreibung von Platt und zog dann eine Tintenzeichnung von ihm aus der Jackentasche.

Der Telegrafist blickte mit gerunzelter Stirn auf das Bild. »Ich muss zu meinem Bedauern sagen, dass ich den Mann nicht erkenne, weder vom Namen her noch aufgrund der Zeichnung. Wenn Sie aber einen Augenblick warten ...«

Der Telegrafist stand auf und trat ans rückwärtige, vergitterte Fenster, das wegen der Kälte geschlossen war. Er öffnete es ein wenig und brüllte hinaus: »Buford! Lass den Besen stehen und beweg dich herein!«

Einen Moment später trat ein hoch aufgeschossener, spindeldürrer Junge von etwa 14 Jahren ein. Er war in graue Wollhosen gekleidet, die von Lederhosenträgern gehalten wurden, trug ein selbst gemachtes graues Hemd und abgetragene braune Stiefel. »Ja?«

»Das ist Captain Jay Gridley aus General Lees Stab. Er möchte dir eine Frage stellen.« An Jay gewandt, erklärte der Telegrafist: »Buford hat manchmal ein Auge auf das Büro, wenn ich Abend esse. Er ist zwar jung, kann aber für sein Alter gut mit den Tasten umgehen. Er wird sich freiwillig melden, wenn er vierzehn wird.«

Jay wollte den Kopf schütteln. Das war üblich bei den Südstaatlern - als Teenager in den Krieg zu ziehen. Viele kehrten nie zurück. Eine Dummheit war das, Krieg. Dumm.

Er wiederholte die Beschreibung und zeigte dem Jungen die Zeichnung.

»Aber ja, Sir, Captain, Sir. An den erinnere ich mich. Ein großer Kerl, obwohl er nicht unter dem Namen Platt auftrat, Sir. Ich glaube mich zu erinnern, dass er sich Rogers nannte.« Er warf einen Seitenblick auf den Telegrafisten, dann sah er zurück zu Jay. »Ich glaube, er war erst gestern hier, Sir.«

Jay bemerkte einen Schimmer im Blick des Jungen, war aber nicht sicher, was er bedeutete. Er fragte: »Und hat dieser Mr. Rogers eine Nachricht verschickt oder empfangen?«

Der Junge zögerte. »Ich ... ich denke ja, Sir. Ich bin nicht ganz sicher. Gestern Abend war viel los, Sir.«

Währenddessen blätterte der Telegrafist den Stapel gestriger Telegramme durch. »Ich kann keines von einem Rogers oder an ihn sehen. Du hast doch eine Kopie behalten, oder?«

Der Junge leckte sich die Lippen, die plötzlich ganz ausgetrocknet schienen. »Ich ... ich erinnere mich nicht, Sir. Eigentlich schon, wenn er ein Telegramm geschickt oder empfangen hat.«

»Ich kann hier keine finden.«

Jay starrte den Jungen an. »Buford, du liebst dein Land, nicht wahr?«

»Sir, ja, Sir!«

»Dann machst du besser einen Tisch. Da war irgendetwas Ungewöhnliches mit diesem Telegramm, stimmt's?«

Der Junge sah aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. Sein Gesicht verdunkelte sich, und seine Augen wurden feucht.

»S-S-Sir, Mr. Rogers hat eine Nachricht abgeschickt und ... und er hat mir einen Nickel für die Kopie gegeben. Er hat sie mitgenommen. Muss ich jetzt ins Gefängnis?«

»Was? Wie konntest du das tun, Buford? Das ist strikt gegen die Regeln!«

Jay hielt eine Hand hoch und gebot dem Telegrafisten Ruhe. »Der Nickel und was du getan hast sind nicht so wichtig, Junge. Du kannst es wieder gutmachen, indem du mir eine Frage beantwortest. Erinnerst du dich, an wen Mr. Rogers die Nachricht geschickt hat? An den Namen? Oder die Telegrafenstation?«

»J-ja, Sir. Ich erinnere mich an die Station.«

Jay grinste. *Ha! Jetzt habe ich dich am Wickel, Platt!*

*Sonntag, 16. Januar, 8 Uhr 05*

*Quantico, Virginia*

Jay stürmte in Michaels' Büro, wedelte mit einem Ausdruck und schrie: «Boss! Ich hab' ihn, ich hab' ihn!»

»Langsam, Jay. Wen haben Sie?«

»Platt. Für wen er arbeitet! Sie werden es nicht glauben!« Er schob Michaels das Papier zu.

»Sehen Sie, die Sache ist Folgende. Der Typ war schlau genug, nicht seinen eigenen Namen zu verwenden, aber nicht schlau genug, sein Aussehen zu verändern. Ich habe alle neuen Telefondienstleistungen in Georgia überprüft - Zeitanschlüsse, Mobiltelefone, Neuinstallationen - und sie mit Platts Daten verglichen. Ich dachte, dass er, wenn er einmal den Namen Platt aufgegeben hat, eine neue Kommunikationsausrüstung unter einem neuen Namen braucht. Ich habe Frauennamen und Firmen weggelassen und dann alle Eintragungen bei Telefonläden und Dienstleistern im Staat durchgecheckt. Das hat eine Weile gedauert, aber ich konnte sie auf wenige Namen einschränken. Und als ich die durchging, stieß ich auf eine Aufzeichnung in einer Videoüberwachungskamera, wo er ein neues Mobiltelefon kauft!«

Michaels hörte mit halbem Ohr zu. Mehrere Nummern waren auf der Liste, die Jay ihm gegeben hatte. Eine hatte er rot eingekreist. Daneben stand in Rot ein Name:

Thomas Hughes.

Der Name kam ihm bekannt vor, aber Michaels konnte ihn nicht einordnen. Woher kannte er ihn?

»Also habe ich mir die neue Nummer besorgt und die Anrufe überprüft...«

»Jay«, unterbrach Michaels. »Machen Sie's kurz. Wer ist dieser Hughes?«

Jay lächelte und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. »Er ist Stabschef bei einem US-Senator.«

Michaels stellte die Verbindung her. Natürlich. »White ... Er ist Robert Whites Stabschef?«

»Ja, Sir. Ist es nicht lustig, dass unser Computerschläger Hughes anruft? Was könnten die beiden wohl gemeinsam haben, was denken Sie?«

»Um Himmels willen«, stieß Michaels hervor.

*Sonntag, 16. Januar, 8 Uhr 55*

*Quantico, Virginia*

Toni traf Alex und Jay im Besprechungsraum. Sie trank schon ihre vierte Tasse Kaffee, aber richtig wach war sie noch nicht. Sie hatte nicht gut geschlafen. Die Sorgen, die sie wach hielten, drehten sich nicht um den Job. Mindestens tausendmal hatte sie den leidenschaftlichen KUSS im Miata noch durchlebt. Er wollte sie, keine Frage. Die Frage war, würde er sich seinen Gefühlen hingeben? Oder würde er sie hinunterschlucken und sie links liegen lassen?

»Toni, was haben wir?«

»Jetzt ein Wort mit Hughes zu sprechen dürfte schwierig sein. Er ist mit dem Senator verreist.«

»Nach Afrika?«, fragte Michaels. »Äthiopien?«

Sie sah ihn an. »Woher wissen Sie das?«

»Von seinem Mitarbeiter, der mich anrief, um einen Termin für die Sitzung des Komitees zu vereinbaren.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir haben das jemanden überprüfen lassen. Während der Senator umherfliegt und Reden hält, ist Hughes nicht dabei. Wir wissen, dass er am Zielort angekommen ist - er hat auf dem Flug und kurz nach der Ankunft mit der Presse geredet. Aber seitdem hat ihn niemand zu Gesicht bekommen.«

Jay warf ein: »Wir haben seine Privatnummer, oder? Ist doch egal, wo genau auf dem Schwarzen Kontinent er sich aufhält. Wenn er ein Virgil hat, kann er nicht außer Funkreichweite sein.«

»Die Sache ist die, Jay«, erklärte Alex, »wir wollen eigentlich nicht via Virgil mit ihm reden. So etwas muss man persönlich erledigen.«

»Sie denken, er flieht vielleicht, wenn er erfährt, dass wir ihm auf der Spur sind?«

»Nach dem, was wir vermuten, geht es in diesem Moment um das Ende seiner Karriere und fünfzehn Jahre Zuchthaus - wenn Platt nach seinen Anweisungen arbeitet. Er könnte zu dem Schluss kommen, dass Rückzug die bessere Wahl ist. Und wenn er sich irgendwo in Afrika befindet, ist seine Auslieferung eventuell schwierig. Dazu müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass White in die Angelegenheit verwickelt ist.«

»Da ist der Wunsch Vater des Gedankens«, sagte Toni.

»Wahrscheinlich, aber man weiß nie. Vielleicht haben wir Glück.« Alex lächelte.

»Was ich nicht verstehе, ist Folgendes: Welchen Nutzen kann er daraus ziehen?«, fragte Toni. »Gut, er gibt seinem Boss eine Plattform, macht die Net Force zum

Prügelknaben, aber das wäre doch ein kleiner Gewinn aus einem so schweren Verbrechen.«

»Ich denke, darauf habe ich eine Antwort«, sagte Joanna, die eben eintrat.

Alle drehten sich zu ihr um.

Sie zeigte auf ihren Flachbildschirmrechner. »Ich war gerade bei den Finanz-Jagdhunden vom FBI. Während wir alle herumrannten und kleine Feuerchen vom gestrigen Bankeinbruch austraten, hat sich jemand reingeschlichen und fast zweihundert Millionen Dollar abgezweigt.«

»Na, das ist ja ein Zufall«, sagte Jay.

»Verdammt!«, rief Alex. »Natürlich! Es war ein Ablenkungsmanöver! Wir dachten, jemand wolle das System zum Einsturz bringen! Dabei ging es gar nicht um Terror, es ging ums Geld!«

»Damit ist White draußen«, überlegte Toni. »Er hat wahrscheinlich mehr als das auf seinem persönlichen Konto.«

Joanna fuhr fort: »Die Jagdhunde haben einen Teil der Summe über eine Bank in der Karibik und zwei Schweizer Nummernkonten verfolgt, beißen aber bei einem indonesischen Trust auf Granit.«

»Einen Teil der Summe?«, fragte Alex nach.

»Hundertsechzig Millionen«, erwiderte Joanna. »Vierzig sind wo anders gelandet.«

Toni warf ein: »Das wäre ein recht guter Grund, in ein paar Computer einzubrechen, um Verwirrung zu stiften.«

»Es kommt noch besser«, verkündete Joanna. Sie blickte auf ihren Flachbildschirm. »Es scheint, dass ein anonymer Hinweis beim FBI soeben zur Festnahme eines Jamal Peterson geführt hat, eines ehemaligen Bankangestellten, der für eine ähnliche Tour letzten Monat in South Dakota auf der Fahndungsliste steht. Sie haben das Geld zurückbekommen, ein paar Hunderttau-

send, aber Jamal wurde damals nicht gefasst. Der Tippgeber behauptet, dass Jamal auch für diesen Raub verantwortlich sei.«

»Und er ist festgenommen worden?«

»Vor etwa fünfzehn Minuten. Ich habe gerade mit dem zuständigen Spezialagenten telefoniert. Peterson hatte einen gefälschten Pass, ein One-Way-Ticket nach Rio und ein neues Konto in der Schweiz mit vierzig Millionen darauf, die letzte Nacht überwiesen wurden.«

»Dahin geht das Geld also«, kommentierte Jay.

»Nicht ganz. Die hundertsechzig Millionen sind einer Bank auf Bali zugeflossen, aber es besteht eine gute Chance, dass das Geld das Gebäude bereits verlassen hat. Die fragliche Einrichtung hat eine Vorgeschichte bei solchen Transaktionen.«

»Also hat Hughes, wenn er dafür verantwortlich ist, wahrscheinlich schon mehr Dollar in der Tasche, als Sie und ich und jeder andere in unserer Abteilung für den Rest seines Lebens verdienen wird«, sagte Alex.

»Das wäre eine ziemlich sichere Wette«, antwortete Joanna.

Alex seufzte. »Verdammmt.«

»Ich fürchte, ich muss die Parade durch noch mehr Regen stören«, machte Toni weiter. »Aber bei so viel Geld gibt es wahrscheinlich ein Dutzend armer afrikanischer Staaten, die Hughes liebend gerne politisches Asyl gewähren. Vielleicht nicht die Äthiopier, aber einige Präsidenten aus der Dritten Welt würden sich auf so eine Gelegenheit stürzen. Für ein Zehntel dieser Summe.«

»Und das ist eventuell sein Plan«, sagte Alex. »Vielleicht sitzt er bereits in seiner neuen Villa in Sierra Leone, trinkt irgendeinen Bananen-Rum-Drink und lacht sich über uns tot.«

»Es kommt noch schlimmer, Boss. Wir haben die diversen Einbrüche so gut wir konnten zurückverfolgt

und dabei Nebenwege abgeklappert. Wir glauben, dabei auf ein Problem gestoßen zu sein.«

Michaels warf Jay einen Blick zu. »Wie kommt's, dass mich das nicht überrascht? Worum geht es?«

»Wie es sich uns darstellt, hat Platt alles so eingerichtet, dass er sich zu bestimmten Zeiten in verschiedene Systeme einloggen muss. Tut er das nicht, und schickt er nicht die richtigen Nachrichten, hat er, glauben wir, noch einige Überraschungen mehr, die dann auf uns niedergehen.«

»Sicherungsvorrichtungen«, sagte Michaels.

Jay nickte. »Sieht so aus. Wir gehen ihnen nach, so gut wir können. Wenn wir genug Zeit haben, kriegen wir sie alle, aber wenn Platt vorher irgendetwas zu-stößt ...«

Alex sah zu Joanna hinüber und dann zu Jay zurück. »Bleiben Sie dran«, wies er sie an. »Und geben Sie mir Bescheid, sobald Sie alle haben.«

»Geht klar, Boss.«

»Die vordringliche Aufgabe für uns andere besteht darin herausfinden, wo Hughes sich aufhält. Dann machen wir uns Gedanken darüber, wie viel Immunität er seiner Ansicht nach genießt.« Alex blickte nachdenklich drein. »Toni, sehen Sie mal, ob Sie Colonel Howard zu Hause antreffen, ja?«

»Er ist nicht zu Hause«, sagte Joanna. »Er macht ein Überlebenstraining in Oregon.«

Alle drehten sich um und sahen sie an. Sie setzte hinzu: »Äh, habe ich jedenfalls gehört.«

Jay grinste, und Toni fragte sich, warum.

»So«, sagte Jay. »Haben Sie das von einem bestimmten Unteroffizier, den wir alle kennen?«

Joanna errötete tief.

»Manche scheinen ihn besser zu kennen als die anderen«, fuhr Jay fort, als könnte er kein Wässerchen trüben.

»Los, Leute, findet mir diese Bankräuber«, sagte Alex und ersparte Joanna damit weitere Peinlichkeit. »Wir haben bisher gute Arbeit geleistet. Sie vier sind die Besten, lassen Sie sich nie etwas anderes erzählen.«

»Ja, aber - wer bekommt den Trip nach Hawaii?«, fragte Jay.

»Los, Jay. Wir sind noch nicht fertig. Und wenn Sie schon dabei sind, beschaffen Sie mir alles, was über Hughes zu haben ist. Wir müssen herausfinden, womit wir's hier zu tun haben.«

*Sonntag, 16. Januar, 6 Uhr 15  
Ost-Oregon*

John Howard hatte nahezu eine Meile von seinem Morgenmarsch hinter sich, als sein Virgil piepste.

Außer in Notfällen sollte ihn niemand anrufen. Er machte den Apparat von seinem Gürtel los - die Lektion hatte er begriffen, vielen Dank - und sah auf die Identifikation auf dem Display.

Assistant Commander der Net Force Toni Fiorella.

Er drückte auf den Verbindungsknopf. »Howard.«

»Colonel, ich fürchte, Sie werden Ihren Überlebenstrip abbrechen müssen. Wir haben hier ein Problem, und Alex - Commander Michaels - möchte, dass Sie ins Hauptquartier zurückkehren, um Ihre Teams einsatzbereit zu halten.«

»Verstanden.«

»Finden Sie eine flache Stelle, ein Hubschrauber holt Sie dann so bald wie möglich ab.«

»Verstanden, Assistant Commander. Was ist los, können Sie mir das mitteilen?«

»Wir haben vielleicht eine Auslieferung durchzuführen, Colonel, obwohl es noch etwas früh ist, um sich festzulegen. Wenn wir die Beute lokalisieren können, werden Sie Ihre Winterausrüstung wahrscheinlich nicht packen müssen.«

»Verstanden. Ich sehe mich jetzt nach einer Landestelle um.«

»Kommen Sie bei uns vorbei, wenn Sie zurück sind, Colonel, dann bringen wir Sie auf den aktuellen Stand der Dinge. Ende.«

»Ende.«

Howard begann, einen Platz für die Landung des Helikopters zu suchen. Sie würden sein Virgil anpeilen, und wenn ein Vogel vom nächstgelegenen Militärstützpunkt kam, sollte sein Transportmittel binnen einer Stunde da sein.

Seinen Survivaltrip für einen echten Auftrag aufzugeben störte ihn nicht im Geringsten. Kriegsspiele und Campingausflüge hielten ihn nur warm, bis es richtig losging.

*Sonntag, 16. Januar, 14 Uhr 15  
Bissau, Guinea-Bissau*

Das Web bedeckte die Welt, selbst ein kleines Nest wie dieses hier war verkabelt. Es dauerte nur ein paar Minuten, sich mit einem tragbaren Flachbildschirmrechner über eine abgeschirmte Modemverbindung an einen vorüberfliegenden Telekomsatelliten anzuschließen. Nach einer weiteren Minute und einem kodierten Passwort flogen 160 Millionen Dollar von Bali nach Bissau in die regierungseigene Banco Primero de Bissau, wo sie nun so sicher vor dem Zugriff der US-Behörden waren wie die Oberfläche des Saturn.

In seinem Zimmer saß Hughes auf dem Bett, die Beine übereinander geschlagen, und atmete tief durch. Er lächelte. Es war nicht einmal so schwer gewesen, mehr Geld zu stehlen, als die meisten Leute sich ihr Leben lang erhoffen konnten. Für den Großteil der Menschheit waren 160 Millionen Dollar ein Traum - ihre einzige Chance, jemals eine solche Summe zu bekommen, lag in einem Lottogewinn. Für ihn war dieses Geld nichts als ein Zwischenschritt. Ein Werkzeug, nichts weiter. Er hatte seine Schäfchen im Trockenen. Er hatte das Geld, und niemand machte sich keine Vorstellung davon, wer

es gestohlen hatte. Er konnte mit White in die Staaten zurückreisen, ein paar lose Enden aufwickeln, ein paar Anrufe tätigen, und dann war er weg. Selbst wenn alles eines Tages hochging, hatte er noch die vierzig Millionen, nach Bezahlung des Präsidenten. Nicht übel, als kleiner Notgroschen. Das schloss natürlich die zwanzig Millionen ein, die angeblich Platt zustanden - aber die brauchte der nicht, dort, wo er hinging.

So einfach war es. Erstaunlich.

Das Zimmertelefon klingelte.

»Ja?«

Es war die Sekretärin des Präsidenten. »Guten Tag, Mr. Hughes. Präsident Domingos lässt Sie grüßen und anfragen, ob es Ihnen eventuell recht wäre, mit ihm ein Glas im Blauen Saal zu trinken, vielleicht in einer halben Stunde?«

»Es wird mir eine Freude sein«, antwortete Hughes.  
»In einer halben Stunde.«

Er lächelte erneut. Seine Exzellenz verschwendete keine Zeit.

Zeit für eine Dusche und frische Kleidung, bevor er sich auf den Weg machte.

*Sonntag, 16. Januar, 10 Uhr 00*

*Quantico, Virginia*

»Guinea-Bissau?«, fragte Alex. »Ich hoffe, dass mich das in deiner Achtung nicht sinken lässt, aber wo zum Teufel ist das?«

»In Westafrika«, erwiderte Toni. »Zwischen dem Senegal und Guinea.«

»Ach, das hilft mir weiter.«

Sie waren allein in seinem Büro. Toni hatte ihm soeben die Geheimdienstinformationen über Thomas Hughes' Aufenthaltsort übermittelt.

»An der Nordatlantikküste«, sagte sie. »Vertrau mir, es liegt dort.«

»Okay, wie wissen wir also, dass Hughes da ist?«

»Ich habe einen Kontakt bei der CIA, der das für mich überprüft hat. Sie haben tatsächlich eine Agentin im Land, und die hat Bericht erstattet.«

»Warum hat die CIA eine Agentin dort? Ich finde dieses Land nicht einmal auf einer Landkarte. Wie wichtig kann ein Ort sein, wenn man sich die Mühe machen muss, ihn mit der Lupe zu suchen - falls er überhaupt eingezeichnet ist?«

Toni zuckte die Achseln. »Wer weiß schon, warum Spione irgendwas machen?«

Er überflog das Material. »Sieht auch nicht nach einem netten Urlaubsort aus. Was hat er da verloren?«

»Die Schwarzen dort sind nicht gerade zuvorkommend. Meine Quelle sagt, dass zwischen dem Präsidenten des Landes und Hughes irgendein Deal läuft, aber mehr wissen sie auch nicht. Wahrscheinlicher ist, dass sie nicht mehr sagen wollen.«

Alex lehnte sich in seinem Stuhl zurück und spielte mit einem Lichtstift.

Es klopfte an der Tür. Joanna trat ein.

»Gute Neuigkeiten, hoffe ich?«, begrüßte Alex sie.

»Sagen wir: gut, weil wir die schlechten gefunden haben«, antwortete sie.

»Klasse. Machen Sie weiter.«

»Die FBI-Jagdhunde haben das Eintrittsgeld - was Sie und ich Bestechungsgeld nennen - an die Bankleute in Bali bezahlt und sind auf das Konto gestoßen, wo das Geld war.«

Alex stieß einen Seufzer aus. »War. Ich vermute, das ist das Schlüsselwort, oder?«

»Korrekt. Das Konto wurde vor weniger als einer Stunde aufgelöst. Ist auf eine so genannte Banco Primeiro de Bissau gegangen. Das ist in ...«

»... Guinea-Bissau«, brachte Alex den Satz zu Ende.

»Ich bin beeindruckt, Sir. Ich hatte noch nie von diesem Ort gehört.«

»Commanders sehen und wissen alles, Jo«, gab er zurück und schenkte ihr ein klägliches Lächeln. »Also sind unser Wirtschaftskrimineller und seine geklauten Millionen in einem Land, mit dem wir vermutlich keinen Auslieferungsvertrag haben, weil bisher kein Gauner herausgefunden hat, wie man dorthin flieht, stimmt's? Und wenn wir einen Vertrag haben, dann wird Hughes' Deal mit dem Präsidenten solche Verfahren sicher im Keim ersticken, falls wir es versuchen. Will nicht jemand aufspringen und mir versichern, dass ich falsch liege?«

Joanna und Toni schüttelten den Kopf.

Alex stand auf, legte den Lichtstift hin und ging hinter seinem Schreibtisch auf und ab. Nach ein paar Sekunden sagte er: »Also gut. Bringt es irgendetwas, wenn ich das Außenministerium anrufe und sage, dass ich den Kerl zurückhaben will?«

Toni schüttelte wieder den Kopf. »Wenn Hughes denkt, dass er beim Aussteigen aus dem Flugzeug verhaftet wird, wahrscheinlich nicht. Die Regierung kann ihn nicht zur Rückkehr zwingen, wenn er den Präsidenten des Landes in der Tasche hat. Außerdem ist er der Stabschef eines US-Senators. Er kann uns wahrscheinlich ziemlich Feuer unter dem Hintern machen. Einige Politiker werden ihm Gefälligkeiten schulden. Vielleicht kommt er zurück, und White setzt sich für ihn ein.«

»Vielleicht«, sagte Alex. »Aber Politiker aus der nationalen Oberliga kommen nicht nach oben, ohne zu wissen, welche Insekten sie zertreten können und um welche sie besser einen Bogen machen. Das hier ist keine politisches Kavaliersdelikt, sondern schwerer Raub. Keine Ameise, sondern ein Stinkkäfer. Hughes wird

Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um das der Opposition anzuhängen, wenn die ihn schlecht aussen lassen will. Ich wette, White lässt ihn fallen wie eine heiße Kartoffel.«

»Und was bedeutet das alles, Commander?«, erkundigte sich Joanna.

»Ich glaube, es heißt, dass wir ihn uns holen müssen, wenn wir ihn haben wollen«, erklärte Alex.

»Moment mal«, warf Toni ein. »Er weiß nicht, dass wir Bescheid wissen. White soll nächste Woche zurückkommen. Vielleicht wird Hughes einfach mit dem Senator zurückkehren? Ich meine, vielleicht ja, vielleicht nein, aber er hat immerhin einen Platz in Whites Chartermaschine. Warum sollte er nicht zurückkehren? So weit er weiß, ist er durchgekommen. Das würde die Sache doch enorm erleichtern. Wir warten, bis er am Dulles-Flughafen eintrifft, und sammeln ihn ohne Aufhebens ein.«

Alex sah sie an und lächelte. »Sie haben Recht. Natürlich. Er weiß nicht, dass wir ihn im Auge haben. Und jetzt, wo der Bankraub abgewickelt ist, möchte ich annehmen, dass sein kleiner Schläger keine weiteren Anschläge aufs Netz verübt. Kein Notfall. Wir können ein paar Tage warten. Das würde mir Erklärungen gegenüber dem Direktor sparen, warum ich in ein Dritte-Welt-Land eimarschiert bin und jemanden gekidnappt habe. Brillant, Toni.«

Toni lächelte. Sie war glücklich, wann immer sie eine solche Reaktion von ihm bekam.

»Natürlich wäre es eine gute Idee, wenn uns die CIA etwas dabei hilft, dieses Subjekt im Auge zu behalten, nur für den Fall, dass er sich entscheidet, woanders hinzugehen.«

»Das machen die gerne«, sagte Toni. »Sie haben Leute verloren, als diese Liste mit den Spionen im Web auftauchte. Sie wollen diesen Typen haben. Ich würde sa-

gen, wenn wir ihn nicht bald fassen, hat er eventuell einen tödlichen Unfall.«

»Das wäre schlecht«, gab Alex zu bedenken. »Wir brauchen ihn lebend, wenigstens bis Jay und Joanna die Letzten von seinen kleinen Zeitbomben aufgespürt und entschärft haben.«

»Ich weiß. Ich habe durchblicken lassen, dass wir ihn lebend wollen.«

*Sonntag, 16. Januar, 10 Uhr  
Chicago, Illinois*

Platt hatte einen Linienflug von O'Hare nach Heathrow gebucht, von wo er mit einer anderen Fluggesellschaft nach Nordafrika weiterfliegen wollte, bevor er in einen örtlichen Bananenbomber nach Oogaboogah umsteigen würde. Es ging los mit einer hübschen, großen M-11, dann mit einer DC-9 und am Schluss mit einer DeHavilland-Propellermaschine. Da er die ganze Reise in der Touristenklasse verbrachte, würden die Sitze nicht allzu bequem ausfallen, aber bald würde er sich nicht mehr mit diesem Mist herumschlagen müssen und Erster Klasse reisen können, wenn ihm danach war.

Der Abflug war jedoch erst am Nachmittag, und er musste noch mehr sechs Stunden totschlagen. Er erwog, ein Zimmer zu nehmen und eine Runde zu schlafen, aber er konnte sich auch im Flugzeug ausruhen, wenn man ihm zwei oder drei Kissen zur Verfügung stellte. Außerdem wollte er nicht riskieren, den Flug zu verpassen. Also beschloss er, im Flughafen zu warten. Er konnte herumhängen, die aktuellen Ausgaben von *Flex*, *Muscular Development* und *Muscle Mag* kaufen und ein gutes Mittagessen zu sich nehmen. Er hatte nur ein Stück Handgepäck, und dafür konnte er ein Schließfach mieten.

Da er so früh dran war, eilte es mit dem Check-in nicht. Er frühstückte, ging die Zeitschriftenregale durch, setzte sich aufs Klo, dann fand er einen Sitzplatz zum Lesen nahe an seinem Gate.

Er bemerkte die zwei FBI-Typen sofort, als sie reinkamen. Sie suchten jemanden, und er machte sich darüber nicht viele Gedanken. Es war die übliche Wolf-Jäger-Sache, er wurde eben aufmerksam. Aber dann bemerkte er, dass sie ihn sahen und erkannten und dann so taten, als interessierten sie sich nicht für ihn.

Mist!

Die zwei Agenten gingen rasch weiter, ohne ihn zu beachten, aber es war zu spät. Er war sich sicher. Sie waren auf der Suche nach ihm. Nach ihm und niemandem sonst. Sie waren früh dran, nahmen das Gelände unter die Lupe, um zu sehen, wo sie sich postieren konnten. Sie hatten nicht so früh mit ihm gerechnet.

Wie hatten sie seine Spur aufgenommen? Da sie am internationalen Gate waren, mussten sie wissen, dass er einen Flug mit dieser Linie gebucht hatte. Wenn sie das wussten, wussten sie auch, unter welchem Namen er reiste. Es gab nur eine Möglichkeit, wie sie das hatten erfahren können, weil er es nur einem Menschen mitgeteilt hatte.

Hughes. Hughes hatte ihn drangehängt.

So wie Platt Peterson drangehängt hatte.

*Scheiße.* Er hatte Hughes unterschätzt. Er hätte besser aufpassen sollen. Dieser Bastard.

Platt legte die Zeitschrift beiseite. Er musste so schnell wie möglich hier weg. Die zwei Feds riefen jetzt wahrscheinlich an, und in ein paar Minuten war der Flughafen abriegelt, wenn das nicht schon der Fall war.

Vielleicht wussten die Feds nicht, dass er sie bemerkt hatte. Das gäbe ihm ein paar Minuten. Aber er konnte nicht riskieren, durch den Haupteingang zu verschwin-

den. Womöglich waren schon örtliche Polizisten dort-hin unterwegs.

Er stand auf und ging auf den Ausgang zu, der zu den Gates führte. Das war der schnellste Weg, um das Gebäude zu verlassen.

An der Tür hing ein Vorhängeschloss, aber niemand sah in seine Richtung, also ging er davon aus, dass er die Tür mit der Schulter aufbrechen konnte. Doch als er genauer hinsah, stellte er fest, dass sich die verdammte Tür nach *innen* öffnete. Er konnte sie nicht aufbrechen. *Mist!*

Platt blickte sich um. Ein paar Frauen öffneten gerade ein Computerterminal an einem der nahe gelegenen Gates. Er ging auf sie zu.

»Ma'am, entschuldigen Sie die Störung, aber ich habe eben jemand durch die Tür da drüben gehen sehen.«

Die Stewardessen blickten ihn an. Die eine war groß und blond gefärbt, die andere klein und etwas pummelig; ihre roten Haare waren wohl auch gefärbt. »Sir?«

»Die Tür, auf der >Kein Durchgang< steht. Also, die stand halb offen, und irgendein Mädchen, ich weiß nicht, so acht oder neun, die ist durchgegangen und hat die Tür hinter sich zugemacht.«

»Ich sehe nach, Marcie«, sagte der Rotschopf.

»Da drüben«, wiederholte Platt mit einem Lächeln.

Während sie den Code eintippte und die Tür öffnete, ging Platt seine Optionen durch. Sie packen und rein-zerren, die Tür zumachen, ihr eine überziehen und ab-hauen? Oder sich einfach die Codenummer merken, warten, bis sie mit der Suche nach dem nicht existenten Mädchen fertig ist, und dann hineinschleichen?

Mit mehr Zeit hätte er sich für die zweite Mög-lichkeit entschieden. Weniger Stress. Aber noch während sie dastanden, konnten das FBI und die örtliche Polizei das Netz um das Gebäude zusammenziehen. Es kam vielleicht auf Sekunden an.

Er trat hinter der Frau durch den Eingang, legte ihr den Arm um den Hals und drückte ihr die Halsschlagader ab. Sie strampelte und versuchte zu schreien, aber es kam nur ein Röcheln heraus. Dreißig Sekunden später war sie bewusstlos, die Blutzufuhr vom Gehirn abgeschnitten. Wenn er weiter fest hielte und etwas stärker zudrückte, würde sie den Löffel abgeben, doch so verzweifelt war seine Lage noch nicht. Außerdem wäre es zu nichts gut: Sie wussten bereits, wer er war. Es brachte nichts, dem, was sie schon auf der Liste hatten, auch noch einen Mord hinzuzufügen. Als sie das Bewusstsein verlor, zerriss er ihre Bluse in Streifen, band Hände und Beine zusammen, stopfte ihr ein Stück in den Mund und benützte ihr Halstuch, damit der Knebel an seinem Platz blieb. Dann hob er sie hoch und warf sie sich über die Schulter. Er ging die Rampe hinunter und legte sie am Ende hinter der Kurve auf den Boden, wo sie keiner sehen konnte. Dann öffnete er den Notausgang und stieg die Leiter hinab auf den Beton. Als er ging, kam sie gerade zu sich. Sie würde sich erholen.

Verdammtd laut da draußen.

Zwei Gates weiter wurde ein Jet entladen, und Platt eilte in diese Richtung. Ein Mann auf einem motorisierten Transportfahrzeug kam vorbei, und Platt winkte ihm, er solle anhalten.

»Was ist?«, brüllte der Arbeiter, der Kopfhörer aufhatte.

Platt lächelte. Er packte den Mann, verpasste ihm einen Hieb in den Magen und einen Schlag gegen den Kopf, durch den er k.o. ging. Platt griff sich die Kopfhörer und sprang auf das Transportfahrzeug. Er legte den Gang ein und fuhr los.

Wahrscheinlich hatten sie im Handumdrehen Straßensperren rund um den Flughafen.

Denk nach, Platt, denk nach!

Also gut. Er hatte einen Pass für Notfälle und etwa 20 000 Dollars von Hughes - tausend in bar, den Rest auf einem Cashkonto mit Karte -, dazu 100 000 auf einem Sicherheitskonto, das er unter einem Namen führte, den niemand kannte.

Was er brauchte, war eine Mitfahrglegenheit, und zwar in der Nähe.

Vor ihm lag ein Abschnitt des Flughafens, wo Expresspost- und Transportservicemaschinen abgestellt waren.

Er grinste, als ihm die Idee kam.

»Guten Morgen, Sir«, begrüßte ihn der Manager des Frachtbüros. »Was kann ich für Sie tun?« Er war vielleicht 24 oder 25 Jahre und trug ein weißes Hemd und eine blaue Krawatte.

Platt lächelte. »Nun, Sir, ich hab' da ein kleines Problem. Mein Name ist Herbert George Wells, ich hab' da diese große Ladung Landmaschinen in London, England, in 'nem Verladedock sitzen und keine Ahnung, wie ich sie heimholen soll.« Er legte mehr Slang als sonst in seine Aussprache. Je dümmer er klang, desto besser.

»Dafür sind wir da, Sir.«

»Die Sache ist die: Die Fluglinie, die ich ursprünglich angeheuert habe, na, die hat mich im Stich gelassen, die hatten 'nen Motorschaden oder so, und um's von der Steuer absetzen zu können, hätte ich die Flugkosten bis zum 31. Dezember letzten Jahres zahlen müssen.«

Der Manager hob eine Augenbraue.

»Sehen Sie, ich spar' an die zehntausend Dollar, wenn ich nachweisen kann, dass ich das Geld vor drei Wochen bezahlt hab', verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich denke ja.«

»Ich möchte gerne eines Ihrer Flugzeuge anheuern, um selbst 'überzufliegen und meine Maschinen abzu-

holen. Da ist nichts Illegales dran, Sir, ich hab' ordentliche Papiere für alles. Aber wenn ich den ersten Flug nicht benütze, den ich gechartert habe, verlier' ich zehntausend Dollar. Auf der anderen Seite brauche ich die Teile wirklich, ich habe für jeden Tag Kosten, den sie in England sitzen und nicht in Mobile - dahin muss ich sie bringen, verstehen Sie, nach Mobile, Alabama.«

»Das ist ja anscheinend ein echtes Problem, Sir.«

»O ja. Und da an meinem Zeug da drüben nichts illegal ist, sagen wir doch einfach, nur, wissen Sie, wenn Sie zum Beispiel, äh, diese Order von mir, sagen wir, um Weihnachten bekommen haben, wie problematisch wäre das?«

Der Manager sah sich um. Dann blickte er wieder Platt an. Er sah einen großen, muskelbepackten Arbeiter vor sich, der in der Tinte saß. »Nun ja, Sir, wenn ich die Order angenommen und irgendwie vergessen hätte, sie im Computer einzutragen, dann wäre das mein Fehler. Ich könnte das, äh, korrigieren, wenn ich den Papierkram erledige, es vordatieren, so dass es mit dem tatsächlichen Tag übereinstimmt, an dem ich die Order entgegengenommen habe.«

Platt lächelte ihn an, unter Männern von Welt. »Also, Sir, wenn Sie das tun könnten, wäre ich Ihnen mächtig dankbar. Und Mrs. Wells war' auch mächtig erleichtert.« Er griff in die Brusttasche seines Hemdes, sah sich um und entnahm ihr dann zehn Einhundert-Dollar-Scheine, die in der Mitte zusammengefaltet waren. Er legte die Scheine auf den Tisch und schob sie dem Jungen zu.

Der Junge bedeckte die Scheine mit seiner Hand, öffnete eine Schublade, ließ das Geld von der Tischplatte verschwinden und machte die Schublade wieder zu. Er lächelte Platt an. »Also, gut, Mr. Wells, was für eine Ladung hatten Sie im Sinn?«

Platt ginste. Er hatte seine Mitfahrgelegenheit, und

die FBI-Leute würden ihn nicht finden - denn er hatte vor zwei Wochen und unter einem anderen Namen gebucht.

Wenn er erst in England war, würde es ein Kinderspiel sein, einen Anschlussflug nach Afrika zu bekommen.

Und dann hatten er und Mr. Thomas Hughes ein Hühnchen miteinander zu rupfen. O ja, das hatten sie ...

*Sonntag, 16. Januar, 12 Uhr  
Quantico, Virginia*

Michaels nahm eine chinesische Take-away-Mahlzeit zu sich. Er fischte das Zeug mit Wegwerfstäbchen direkt aus den Behältern und machte sich nicht die Mühe, den Pappteller zu benützen, der in der Tüte lag. Er hatte scharf gewürztes Huhn mit Nudeln und süß-saurem Tofu bestellt, doch es schmeckte fad, und er aß nur zur Nahrungsaufnahme, nicht aus Appetit.

Als Toni in sein Büro kam, sah er auf. Ihr Gesichtsausdruck war, wenn nicht grimmig, so doch ernst. »Weitere gute Nachrichten?«, fragte er.

»Vielleicht können wir doch nicht warten, bis Whites Jet Mr. Thomas Hughes hier abliefer.«

Michaels legte die Box mit dem Essen beiseite. »Es regnet nie, es schüttet. Was gibt's?«

»Die FBI-Agents, die Platt am Chicagoer O'Hare-Flughafen überwachen sollten, haben es versiebt.«

»Versiebt. Netter Ausdruck. Und was heißt das, >versiebt?< Und woher wussten sie, wo er war?«

»Sobald wir wussten, nach wem wir suchten, fanden wir eine Reihe verdeckte Konten, die Hughes eröffnet hatte. Kleinkram, auf keinem war mehr als zwanzig- oder dreißigtausend. Hughes versuchte, seine Verbindung mit den Konten zu verbergen, aber er hat sich dabei nicht überanstrengt. Platt benutzte Geld von einem der Konten, um sein Ticket zu buchen - und das unter falschem Namen.«

»Woher wusstest du, dass es sich um Platt handelt?«

»Wer sonst sollte in diesem Moment ein Geheimkon-

to anzapfen, um sich ein Ticket nach Übersee zu kaufen? Wir gaben den Hinweis an die Einsatzleute weiter. Sie waren einige Stunden vor Abflug am Flughafen, aber Platt war auch schon dort. Und bemerkte sie.«

»Und dann ist er abgehauen, stimmt's?«

»Das wollen die Einsatzbeamten noch nicht zugeben. Aber er ist aus dem Gebäude entkommen, indem er eine Fluglinienangestellte und einen Lagerarbeiter überfiel. Hat einen Lieferwagen geklaut und ist verschwunden. Das FBI sucht noch, aber es ist ein großer Flughafen.«

»Das kann man wirklich >Versieben< nennen. Wie sehen die Szenarios für den idealen und für den schlechtesten Fall aus?«

Toni lehnte sich gegen die Wand. »Im besten Fall finden sie ihn in fünf Minuten hinter einer Ladung Gartenmöbel und nehmen ihn fest. Er singt und gibt den Strafverfolgern genug nützliche Daten, um einen Flugzeugträger zu überladen und zum Sinken zu bringen. Hughes kommt nach Hause, wir schnappen ihn uns, er bekommt fünfzig Jahre und stirbt mit hundert im Gefängnis.«

Michaels lächelte. »Das gefällt mir.«

»Worst-Case-Szenario: Platt kommt davon, ruft Hughes in Afrika an - oder schlägt sich dorthin durch - und informiert ihn, dass das Spiel vorbei ist und wir ihm auf den Fersen sind. Hughes versteckt sich hinter seinem Geld und lebt glücklich und zufrieden im Gästezimmer des Präsidentenpalasts, um mit hundert Jahren an einer Überdosis Kaviar zu sterben.«

»Die Geschichte sagt mir nicht besonders zu. Wie kommt es nur, dass sie mir wahrscheinlicher scheint?« Michaels schüttelte den Kopf. »Irgendwie ist mein Vertrauen ins FBI nicht mehr so groß wie einst.« Er machte eine Pause und starrte die kalt gewordenen Nudeln mit Tofu an. »Wo ist Colonel Howard?«

«In der Luft, in einem Air-Force-Jet. Er sollte in den nächsten paar Stunden hier eintreffen. Was machen wir?»

»Eines noch: Wenn Platt ein Telefon in die Hand nehmen und Hughes anrufen will, können wir das verhindern?«

»Jay sagt Ja. Wenn die Virgilnummer, die Platt schon benutzt hat, Hughes' Einzige ist, dann können wir sie so manipulieren, dass sie keine Anrufe entgegennimmt. Aber es gibt noch mehr Telefone in Guinea-Bissau, von denen einige wohl sogar funktionieren. Wir können sie nicht alle blockieren.«

»Hast du dem Colonel schon erklärt, was los ist?«

»Noch nicht.«

»Ruf ihn an und setz ihn ins Bild. Sag ihm, dass er seine Einsatzszenarios aufstellen soll. Finde heraus, wie hoch unsere Chancen sind, ins Land einzudringen und Hughes herauszuholen.«

»Sind wir wirklich so weit, dass wir diesen Schritt tun können, Alex?«

»Der Kerl hat das Land terrorisiert, den Tod mehrerer Leute verursacht, beinahe eine Atombombe an eine Gruppe von Verrückten weitergereicht und einen Haufen Geld gestohlen. Ich will ihn hinter Gitter sehen. Wenn wir es richtig anpacken, sind wir drin und wieder draußen, bevor jemand begreift, was abläuft, und Mr. Thomas Hughes gehört uns. Ich *bin* so weit.«

»Dann rufe ich den Colonel an.«

Die Telefonanlage summte. »Ja?«

»Sir, der Anwalt Ihrer Frau ist am Apparat.«

Toll. »Lassen Sie sich seine Nummer geben. Dann bitten Sie meinen Anwalt, ihn zurückzurufen.«

Toni sah ihn an.

»Das ist eine lange Geschichte. Ich erzähle sie dir, wenn wir dazukommen.«

*Sonntag, 16. Januar, 17 Uhr  
Bissau, Guinea-Bissau*

Hughes stand auf der Terrasse vor seinem Zimmer und sah über die rosafarbenen Gebäude des Grundstücks aufs umliegende Gelände hinaus. Es war nicht so schlecht hier, wenn man über diese Art von Unterkunft verfügte. Man konnte sich in diesem Land für 20 000 Dollar ein anständiges Haus bauen, ein Anwesen für unter 100 000. Und er hatte vierzig Millionen. Er würde schon klarkommen.

Er lehnte sich gegen das Geländer und sah dem einheimischen Gärtner dabei zu, wie er mit einer Hacke in einem Blumenbett Unkraut jätete. So einen Angestellten bekam man für zwanzig Dollar im Monat.

Ja, er würde es sich hier gut gehen lassen.

Der Deal mit Domingos war reibungslos über die Bühne gegangen. Hundert Millionen Dollar waren auf das Schweizer Privatkonto des Präsidenten geflossen, und die Bodenrechte des Landes Guinea-Bissau gehörten nun Thomas Hughes - für die nächsten 99 Jahre. Das Öl, Bauxit und die Phosphate allein waren potenziell Milliarden wert - wenigstens hatten Hughes' Geologen und Ölingenieure das gesagt. Ganz zu schweigen von Gold, Silber, Kupfer, oder was sonst noch in dem völlig unerschlossenen Erdreich hier lag. Das Problem bestand darin, dass das Land nie genug Geld in der Kasse hatte, um ernsthafte Grabungen vorzunehmen. Und es genoss kein ausreichendes Vertrauen bei den großen internationalen Konzernen, als dass diese ein Risiko eingegangen wären. Man wollte nicht Hunderte von Millionen Dollar dafür ausgeben, ein Geschäft an so einem Ort aufzubauen, wenn man befürchtete, dass die Einheimischen die Manager umbrachten und das Ruder übernahmen.

Aber wenn Hughes die Rechte besaß, sah es anders

aus. Er war ein gebildeter Amerikaner, jemand, mit dem die großen Öl- und Minengesellschaften ins Geschäft kommen konnten. Dank seiner Arbeit für White verfügte er über eine Menge Erfahrung in Verhandlungen auf höchster Ebene. Er würde seinen potenziellen Partnern erklären, er sei von seinem Posten zurückgetreten, um hier sein Glück zu machen. Zum Henker, selbst wenn sie erfuhren, dass er die Banken abgezockt hatte, würde das keine Rolle spielen. Wenn ein Mann dachte, dass ihm ein Geschäft *Milliarden* einbringen würde, war er gerne bereit, ein paar dunkle Stellen in der Vergangenheit seines Geschäftspartners zu übersehen. Es gab in den Staaten gesuchte Kriminelle, die in anderen Ländern einträgliche Karrieren aufgebaut hatten. Wie hieß noch der Filmregisseur, der sich nach Frankreich oder so abgesetzt hatte und dort bleiben konnte, weil die Einheimischen seine Arbeit bewunderten und sich weigerten, ihn auszuliefern?

Geld war Geld. Und im Milliarden-Dollar-Bereich wurde Moral ein sehr dehnbarer Begriff.

Hughes hatte beglaubigte elektronische Kopien der Abmachungen, die eben auf Papier unterschrieben worden waren. Seine Kopien waren an einem Ort untergebracht, wo sie nicht verloren gehen konnten.

Er hatte ein halbes Dutzend wichtiger Konzerne an der Hand, die ihm geradezu die Türe einrannten, um ihm tonnenweise Geld für Abbaurechte aufzudrängen.

Natürlich würde Domingos auch davon einen Teil bekommen, zusätzlich zu dem >Vorschuss<, den er gerade kassiert hatte. Aber wenn es um Milliarden ging, gab es genug zu verteilen. Außerdem würde Domingos angesichts seiner Exzesse wohl in nicht allzu ferner Zukunft einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall erleiden. Und wenn das nicht geschah, ließ sich etwas ... arrangieren.

Wenn je ein Mann die Fäden in der Hand und alles

unter Kontrolle gehabt hatte, dann war das Thomas Hughes. Die Sache war fast perfekt.

Platt erwartete bei seiner Ankunft ebenfalls eine kleine Überraschung. Domingos würde mit Vergnügen einen gut ausgebildeten Schützen stellen, der Platt, ohne mit der Wimper zu zucken, abknallte. Und wenn Domingos nicht so hilfsbereit wäre, konnte er - so arm, wie die Menschen in diesem Land waren - eine kleine Einheimischenarmee anheuern, die bereitwillig jemanden abstechen würde. Es würde immer noch billiger kommen als ein Abendessen zu zweit in einem guten Washingtoner Restaurant.

Schon wenige Stunden nach seiner Ankunft würde Platt der Vergangenheit angehören. Er rechnete damit zu landen, zwanzig Millionen Dollar einzustecken und zu verschwinden.

Na ja, ein Teil davon stimmte auch.

Hughes streckte sich und wandte sich um in Richtung seines Zimmers. Bald würde Monique ihm mit einer kleinen Nachmittagsfreude aufwarten.

Es war gut, König zu sein. Doch der Mann hinter dem König zu sein war fast ebenso gut - und gewiss um einiges sicherer.

*Sonntag, 16. Januar, 15 Uhr 00  
Im Luftraum über dem Nordatlantik*

Platt hatte die 767 für sich allein, bis auf die Crewmitglieder. Es gab keine Stewardess, die ihm einen Drink oder die Mitgliedschaft im Mile-High-Klub angeboten hätte, doch er konnte sich in einer netten Hängematte ausstrecken, die jemand in den leeren Laderaum gehängt hatte, und das war ein Pluspunkt. Er war auf dem Weg nach Merrie Old England und praktisch in Sicherheit. Selbst wenn das FBI auf den Jungen im Frachtbüro

stieß und ihn befragte - er hatte tausend Dollar zu verlieren, wenn er Platt dranhängte, und musste dann außerdem erklären, warum er ein Datum auf einem Vertrag gefälscht hatte.

Platt hatte sich direkt vor dem Büro Geld aus einem Automaten gezogen, so dass er Bares in der Tasche hatte, mehr als genug, um einen Flug in den Senegal zu nehmen, ein Auto zu mieten und sich etwas Spielzeug zuzulegen. Er hatte nicht die Absicht, auf dem Flughafen von Bissau zu landen - o nein. Das käme dem Präsidenten recht schnell zu Ohren, und aus dem Mund des Präsidenten würde es zu Hughes gelangen, und damit war ihm gar nicht gedient. Hughes rechnete damit, dass er zu diesem Zeitpunkt in einem Bundesgefängnis saß. Platt wollte, dass sein Auftritt eine richtige Überraschung wurde.

Natürlich, eventuell war es schwierig, sich in das bewachte Anwesen einzuschleichen; aber selbst die Nigger sahen nicht im Dunkel. Platt hatte als Kind gelernt, wie man sich im Wald bewegte, und irgend so ein afrikanischer Busch konnte nicht viel schlimmer sein als die Sümpfe in der Heimat. Sobald er die Mauer überwunden hatte, war der Rest ein Spaziergang.

Es war eine echte Versuchung, Hughes bei dem Treffen in kleine Stückchen zu reißen, aber eigentlich wollte er nur seine zwanzig Millionen. Okay, vielleicht etwas Extra für den ganzen Ärger, das wäre korrekt. Wenn Hughes ihn nicht bezahlen wollte, würde er ihn überreden müssen, doch das war das letzte Mittel. Kam es zum Äußersten, konnte er den Bastard umbringen und sich aus dem Staub machen, aber das wäre keine gute Lösung. Dann wäre er pleite und die Polizei hinter ihm her. Wie man es auch betrachtete, in Hawaii mit seinem eigenen Studio das Leben zu genießen war um einiges besser, als auf der Flucht zu sein.

Etwas Ausrüstung beschaffen, über die Grenze

schleichen, ein kleines Gespräch mit Mr. Hughes führen und das Geschäft abschließen - so stellte er sich das vor. Okay, vielleicht musste er sich eine Dose Schuhkrem kaufen, um unter den Einheimischen nicht aufzufallen.

Ein lustiger Gedanke. Er als Neger verkleidet.

Platt lächelte. Je mehr er darüber nachdachte, desto besser gefiel es ihm. Würde das Hughes nicht umhauen, wenn er kurz hochsah und ein Riesen neger durchs Fenster reinkam, der genau wie Platt aussah?

Platt lachte laut auf. Ja, das war's.

*Sonntag, 16. Januar, 15 Uhr 35*

*Im Luftraum über Virginia*

Auf dem Heimflug in der Air-Force-Transportmaschine ging Howard auf eine abhörsichere Funkverbindung mit Julio Fernandez im Net-Force-Hauptquartier.

»Ich kann Sie nicht einmal ein paar Tage allein lassen, was, Sergeant?«

»Nein, Sir, Colonel. Die Katze ist weg, die Mäuse tanzen auf dem Tisch.«

»Lassen Sie mich alles über diese afrikanische Angelegenheit hören, Julio. Ist das eine ernste Sache?«

»Soweit ich sehen kann ja, Sir. Wurde auch Zeit. In den letzten Wochen ist es hier etwas langweilig geworden.«

»Und das sagen Sie mir.«

Der Sergeant rasselte Hintergrundinformationen über das Land, die Sprache, die Bevölkerung und die Geografie herunter. Nach einer Minute unterbrach ihn Howard: »Hören Sie, schicken Sie mir das alles einfach in meine Mailbox, und ich überfliege es nachher. Kommen wir zum Kern der Sache. Auf was werden wir stoßen, wenn wir unangekündigt in die Republik Guinea-Bissau hineinplatzen?«

»Sir, das Land wird von einer so genannten People's

Revolutionary Armed Force, im Volksmund FARP, verteidigt. Sie hat eine kleine Armee, eine ungefähr neun Boote starke Marine und eine Luftwaffe, die aus ein paar Propellermaschinen und anderswo ausgemusterten Hubschraubern besteht - wenn man den Learjet des Präsidenten nicht mitzählt. Es gibt eine paramilitärische Miliz, und obwohl theoretisch ein paar hunderttausend Männer eingezogen werden könnten, besteht das stehende Heer aus einem Zwanzigstel davon. Es ist schlecht bewaffnet und ausgebildet. Ungefähr die Hälfte von denen weiß, wie man einen Schuh bindet - wenn sie welche hätten.«

»Ich verstehe. Was noch?«

»Keine Eisenbahn, unter dreitausend Kilometer asphaltierte Straßen im gesamten Land und fünfunddreißig Flughäfen. Zwei davon haben ausreichend lange Landebahnen, damit etwas Größeres als ein Rosinennbomber darauf landen kann. Wir müssten im Senegal runtergehen, im Norden, und entweder mit einem Hubschrauber einfliegen oder auf dem Landweg - oder von einem Flugzeug aus mit Fallschirmen abspringen. Es gibt weniger als viertausend Telefone im Land, das macht vielleicht drei pro tausend Einwohner, und die Hälfte davon ist nicht funktionsfähig.«

»Die Telefone sind nicht funktionsfähig, Sergeant? Oder die Leute?«

»Beide, Sir. Das durchschnittliche Einkommen liegt bei ein paar hundert Dollar im Jahr.«

»Ich verstehe.«

»Sie haben drei UKW-Radiosender, vier Mittelwellensender, sie mögen Rock, Country und eine Menge blödes Geschwätz. Es gibt zwei Fernsehsender, einer geht erst bei Dunkelheit auf Sendung. Das liegt daran, dass es so viele Fernseher gibt wie Telefone. Und wohl halb so viele PCs insgesamt, von denen vielleicht ein Drittel Zugang zum Netz hat.«

»Klingt wie ein guter Ort für meinen nächsten Survivaltrip.«

»Wenn wir in einer Höhe von über dreißig Metern fliegen, sind wir sicher, denn so hoch kann kein Eingeborener einen Speer werfen. Ich könnte mit ein paar Leuten aus dem Ersatzteam nach Einbruch der Dunkelheit abspringen, und am Morgen hätten wir das Land im Griff, ohne auch nur ins Schwitzen gekommen zu sein.«

»Mangelndes Selbstbewusstsein hat noch nie zu Ihren Schwächen gehört, Julio.«

»Nein, Sir.«

»Für einen Mann, der sich wegen einer Schusswunde im Bein auf einem öden Stützpunkt erholen muss, hören Sie sich schrecklich zufrieden an. Ich kenne diesen Ton. Wie heißt sie?«

»Ich bin sicher, dass ich keine Ahnung habe, wovon Colonel sprechen.«

»Sie werden für solche Lügen in die Hölle kommen, Sergeant.«

»Ja, Sir, und wenn *Sie* dort ankommen, werde ich Ihnen Landeplatz abgesichert haben.«

Howard lachte. »Ist gut. Ich sehe mir durch, was Sie mir schicken, und lasse Szenarien auf meinem S&T-System laufen.« Er warf einen Blick auf die Uhr. »Ich lande in etwa einer halben Stunde. Holen Sie mich ab.«

»Ja, Sir.«

»Packen Sie Ihre Tropensachen, Sergeant, und geben Sie Ihrer Freundin einen Abschiedskuss.«

»Kein Problem, Sir.« Fernandez lachte.

»Entgeht mir hier da was Lustiges?«

»O nein, Sir, ich habe mich nur an einen alten Witz erinnert.«

»In dreißig Minuten, Julio.«

»Sir.«

*Montag, 17. Januar, 11 Uhr  
Quantico, Virginia*

»Okay«, sagte Michaels, »ich denke, das war's. Fragen?«

Er sah in die Runde im Besprechungszimmer: Howard, Fernandez, Winthrop, Gridley und Toni.

Toni machte den Anfang. »Haben wir das mit dem Direktor abgesprochen?«

»Der Direktor ist zurzeit in einer Nichts-fragen-nichts-sagen-Stimmung«, antwortete Michaels. »Wenn wir Hughes abliefern, wird es ihn nicht sehr interessieren, was wir tun mussten, um ihn zu kriegen. Und gewisse Senatsmitglieder, die normalerweise Zeter und Mordio schreien würden, werden sich, glaube ich, im Falle dieser Festnahme sehr ruhig verhalten.« Er grinste. »Wir können auch mit etwas inoffizieller Unterstützung durch die CIA rechnen. So ungefähr mit jeder, die wir brauchen. Noch etwas?«

Keiner antwortete.

»Gut. Sie kennen Ihre Aufgaben. Machen Sie sich am besten an die Arbeit.«

Die anderen gingen. Nur Toni blieb im Raum.

»Das ist keine gute Idee, Alex.«

»Du hast den Colonel gehört, es sollte glatt gehen.«

»Du weißt, dass ich nicht die Operation meine. Ich meine, dass du mitkommen willst.«

»Mein Rang bringt eben Privilegien mit sich, Toni. Ich war einmal ein guter Feldagent. Hin und wieder muss ich einfach raus. Die Verwaltungsaufgaben und die Politik in diesem Job machen einen fertig.«

»Es ist gefährlich.«

»Über die Straße gehen ist auch gefährlich.«

Er sah, dass sie sich wirklich Sorgen um ihn machte, und wollte nicht kurz angebunden sein. Also setzte er hinzu: »Wann würdest du dich besser fühlen?«

»Wenn du nicht mitfliegst.«

»Und sonst?«

Sie sah ihm in die Augen. »Wenn ich dich begleite.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich brauche jemanden, der sich hier um alles kümmert...«

»Wegen drei oder vier Tagen? Setz Chavez von der Nachschicht ein, hol dir Preston von der Abteilung Operations. Sie kommen so lange klar.«

»Ich weiß nicht...«

»Ach, es ist in Ordnung, wenn du in einen Einsatz gehst, aber nicht, wenn ich gehe?«

»Es ist gegen die Bestimmungen, wenn wir beide im selben Flugzeug sitzen«, sagte er und begriff im gleichen Moment, was für ein schwaches Argument das war.

»Du kommst mir mit den *Vorschriften*? Du wirfst das Buch mit den Regeln aus dem Fenster, um an einer Mission teilzunehmen, die der Direktor niemals absegnen würde, wenn er davon Wind bekäme. Und dann sagst du, dass wir nicht im selben Flugzeug sitzen dürfen?«

Sie wirkte verärgert. So kannte er sie gar nicht. Natürlich hatte sie Recht, und das wusste er auch. »Okay«, lenkte er ein und hob die Hände zum Zeichen seiner Aufgabe. »Okay, du kannst mitkommen.«

»Kann ich?«

An diesen zwei Wörtern hörte er, wie sie als kleines Mädchen geklungen haben musste. In ihrer Besorgnis, ihrem Ärger und ihrem plötzlichen Staunen war sie umwerfend, ihr Ruf wie der einer Sirene. Er wollte sie umarmen, küssen - und mit ihr auf die Couch sinken. Kei-

ne gute Idee, und schon gar nicht hier im Büro, aber so fühlte er sich nun mal.

Es musste etwas passieren. Er musste etwas unternehmen.

»Du hast Recht. Wir lassen uns etwas einfallen. Wenn es schief geht, suchen wir uns eben neue Jobs.«

»Damit kann ich leben.«

»Gut. Jetzt geh und kümmere dich um die anderen Details, die wir geregelt bekommen müssen, ja?«

»Okay«, antwortete sie. Sie lächelte ihn an und stand, so schien es, lange da. Plötzlich sagte sie, so leise, dass er nicht sicher war, es gehört zu haben: »Ich liebe dich.«

Dann war sie weg, und er blieb überrascht und verdattert mit offenem Mund zurück.

*Sonntag, 16. Januar, 18 Uhr 00*

*Bissau, Guinea-Bissau*

Hughes nippte an seinem Drink, einem guten Brandy in einem Kristallschwenker mit Monogramm, und musterte den Chauffeur und Bodyguard des Präsidenten mit gerunzelter Stirn.

»Sind Sie sicher?«

»Es tut mir Leid, Sir, aber er saß nicht im Flugzeug. Ich hätte ihn wiedererkannt. Als er das erste Mal hier war, habe ich ihn doch herumgefahrt. Er ist schwer zu übersehen.«

»Ja. Na, trotzdem danke.«

Der Chauffeur entfernte sich, und Hughes griff nach der kubanischen Zigarre in dem Aschenbecher, der neben seinem zu stark gepolsterten Stuhl auf dem Tisch stand. Die Zigarre war ausgegangen. Mit einem der Zündhölzer aus dem mit Schnitzereien verzierten Elfenbeinetui zündete er sie sorgfältig wieder an.

»Macht Ihnen das Sorgen?«, fragte Domingos. Auch

er paffte an einer Edelzigarre und blies duftenden Rauch aus.

»Nicht wirklich«, antwortete Hughes. »Früher oder später wird Platt auftauchen. Wenn nicht im heutigen Flug, dann morgen oder übermorgen. Ich habe sein Geld, und die Abmachung besagt, dass er es persönlich abholt.«

»Giles wird sich um ihn kümmern, wann immer er ankommt«, versicherte Domingos. »Kein Grund zur Beunruhigung.«

Hughes schwenkte den Brandy im Glas, hob es zum Mund und nippte daran. »Ich bin ganz unbesorgt, Herr Präsident.«

»Bitte, Sie müssen mich Freddie nennen. Wir werden schließlich eine lange und sehr angenehme Verbindung pflegen, nicht wahr?«

»Aber sicher, Freddie.«

*Sonntag, 16. Januar, 19 Uhr  
Tanaf, Senegal*

Platt war in seinem gemieteten Landrover nach Sedhiou gefahren und hatte von da aus die niedliche Fähre über den trägen, braunen Casamance River genommen; dann war er in den Süden nach Tanaf weitergefahren. Die Straße würde ihn bis auf etwa fünf Meilen an Sene-gals Südgrenze mit Guinea-Bissau heranbringen. Sie führte durch die Provinz Olo nach Süden, via Mansoa über den Canjambari-Fluss und in den Nordosten von Bissau hinein. Doch mit einem Landrover musste man nicht auf der Straße bleiben, wenn man keine Lust dazu hatte. Und in dieser Gegend waren die meisten Straßen ohnehin Schotterpisten. Er traute dem Typen nicht sonderlich, der ihm den Landrover vermietet hatte, doch der Kerl war Weißer und hatte gesagt, dass es mehr

Möglichkeiten gab, ungesehen die Grenze zu überqueren, als man aufzählen konnte. Wahrscheinlich stimmte das auch.

Luftlinie war es von seinem Standort aus nicht weit nach Bissau, aber wenn man auf diesen beschissenen Pisten fahren musste, dauerte es lange. Platt würde dort wahrscheinlich in der Dunkelheit eintreffen, vorausgesetzt, er lief keiner blutdürstigen Patrouille der Eingeborenenarmee in die Arme. Für diesen Fall war er vorbereitet. Er hatte sich ein feststehendes K-bar-Messer gekauft, einen halbautomatischen Browning 9mm, eine alte AK-47 und ausreichend Munition, um das ausverkaufte Highschool-Footballstadion einer Kleinstadt zu erobern. Außerdem hatte er zwei aus dem Zweiten Weltkrieg übergebliebene Handgranaten - deutsche Kartoffelstampfer, meinte der Waffenhändler, alt, doch garantiert funktionsfähig.

Wenn Platt einheimischen Soldaten in die Hände lief, die ihn fertig machen wollten, konnte er *sie* wie Kartoffeln zerstampfen. Niemand in diesem dunklen Land würde ihn davon abhalten, an sein Ziel zu kommen, jedenfalls nicht, ohne den Versuch sehr zu bedauern.

Als er weit genug in der Pampa war, fuhr er rechts heran und nahm sich die Zeit, ein paar Schichten von der dunkelsten Bräunungskrem aufzutragen, die er hatte finden können. Er war nicht richtig schwarz, aber mit einem nussbraunen Hautton und der Baseballkappe, die das Haar verbarg, sah er aus mehr als ein paar Metern Entfernung nicht wie ein Weißer aus.

Platt fand eine Art Viehpfad ein paar Meilen vor der Grenze, der durch ein grasbewachsenes Feld und ein paar gepflügte Äcker in den Wald führte. Er ging so lange nach Kompass weiter, bis er auf einen Zaun stieß, der sich in beide Richtungen in den Wald hineinzog.

Das musste die Grenzlinie sein, mutmaßte er.

Der Zaun, der die Grenze sicherte, bestand aus drei

Bahnen rostigem Stacheldraht, der an größtenteils verrotteten Holzpfosten angebracht war.

Verdammte Wilde, hatten die nicht mehr zu bieten? Jesus. Kein Wunder, dass sie auf keinen grünen Zweig kamen. Dieser Zaun würde nicht einmal das Vieh aufhalten.

Mit dem K-bar-Messer arbeitete er sich durch einen der Pfosten durch, überrollte ihn dann mit der Stoßstange des Rover und fuhr über die Grenze.

Willkommen in Guinea-Bissau, Sportsfreund. Hoffe, du genießt den Aufenthalt.

Er hatte ein wenig die Orientierung verloren, also hielt er an, um auf der Karte nachzusehen. Und das war ein Glück. Während der heiße Motor vor sich hintickte, hörte er ein anderes Fahrzeug. Er stieg aus dem Landrover aus und ging den Pfad hinunter.

Vor sich sah er einen heruntergekommenen Pick-up, dschungelgrün bemalt, darin vier Soldaten, zwei innen, zwei hinten drauf. Sie hatten wie er AKs und fuhren langsam und wachsam vorbei.

Platt begriff, dass er, wenn er nicht angehalten hätte, geradewegs in sie hineingefahren wäre. Und mit vier Gewehren gegen eines konnte es böse enden - vor allem wenn sie ihn zuerst sahen, was wohl der Fall gewesen wäre, denn sie passten auf und er nicht.

Mit einer Grenzpatrouille hatte er nicht gerechnet. Vielleicht waren diese Dschungelkaninchen besser drauf, als er gedacht hatte. Schlechte Angewohnheit, die Gegenseite zu unterschätzen.

Er ließ dem Pick-up Zeit, einige Meilen weiterzufahren, und ging dann zum Rover zurück. Von jetzt an fuhr er besser langsam und passte auf.

Er schätzte, dass er ziemlich nahe an die Stadt herankommen und dann einen Platz suchen musste, um den Rover zu verstecken, denn er brauchte ihn für die Rückfahrt. Er würde sich einen Tag lang verstecken müssen,

bis morgen Nacht, denn Verkleidung hin oder her, tagsüber wollte er sich nicht blicken lassen. Dienstagnacht würde er sich hineinschleichen und seine Arbeit erledigen.

Während er durch ein mit hohem Gras bewachsenes Feld fuhr, donnerte es weit weg in der feuchten, schweren Luft. Er konnte den herannahenden Regen riechen.

Na, toll. Ein Sturm war gerade das, was er brauchte. Er würde ihn noch länger aufhalten.

Auf der anderen Seite würde ein Unwetter wahrscheinlich dafür sorgen, dass die einheimische Miliz drinnenblieb und Bullenpisse trank, oder was sie sonst zu sich nahmen, und das wäre gut. Er hatte nicht im Sinn, sich erschießen zu lassen, wenn es sich vermeiden ließ.

Platt wischte sich mit der Rückseite der rechten Hand den Schweiß von der Stirn. Verdammt, war das schwül hier.

Vor sich in der Luft sah er eine Wolke Moskitos, Fliegen, oder was es auch war, herumschwirren. Er griff nach dem Insektenpray, das in der Tüte auf dem Beifahrersitz lag. Noch ein Vorteil des Regens - er würde die Insekten in ihren Löchern halten. Schlafkrankheit oder Malaria von diesem ganzen Mist zu bekommen, das fehlte ihm gerade.

Keine Diskussion, er würde sich von Hughes etwas mehr als die zwanzig Millionen auszahlen lassen, wenn er mit ihm sprach. Das hatte er sich ja wohl verdient.

*Montag, 17. Januar, 21 Uhr 00  
Im Luftraum über dem Atlantik*

»Banjul, ja?«, fragte Joanna.

Neben ihr saß Fernandez im Sitz der 747 des Teams.  
»Ja. Das ist in Gambia, so etwas wie eine Enklave um

den Gambiafluss, führt direkt in die untere Hälfte des Senegal. Etwas weiter weg, als wir uns das vorgestellt haben, schon an der Küste, aber es ist der einzige Flughafen südlich von Dakar, wo wir diesen Vogel landen können, ohne aufzufallen. Die CIA hat einen Laden da - wir steigen für den Rest der Reise in ein paar Hueys um. Also fliegen wir Dienstagnacht auf Baumhöhe ein, landen, erledigen unseren Auftrag und verziehen uns wieder. Das ist in Tschetschenien gelaufen und sollte in Guinea-Bissau auch funktionieren. Ich rechne nicht damit, dass das Radar hier auf dem neuesten Stand ist. Und falls sie uns bemerken, haben sie nicht viel, womit sie auf uns schießen oder uns verfolgen können.«

»Aufgepasst, der Colonel«, wisperte Joanna.

»Sir«, grüßte Fernandez, als Howard neben ihren Sitzen stehen blieb.

»Sergeant, Lieutenant.« Howard betrachtete die zwei ein paar Sekunden lang, dann lächelte er.

»Was gibt es zu lachen, Sir?«, erkundigte sich Fernandez.

»Gar nichts. Erinnern Sie sich an den Witz, der Ihnen durch den Kopf ging, als ich Sie auf dem Weg nach Washington anrief?«

»Ich erinnere mich.«

»Ich glaube, ich habe ihn jetzt kapiert, Sergeant. Weiter so.«

Als der Colonel gegangen war, sah Joanna Fernandez an. »Worum ging es?«

Fernandez grinste breit. »Ich schätze, der Colonel weiß, dass du und ich, äh ... dass wir uns gut verstehen.«

»Woher soll er das wissen? Gibst du damit an?«

»Nein, Ma'am, so stolz ich darauf bin, ich habe kein Wort gesagt. Aber ich arbeite seit langer Zeit für ihn. Er ist nicht dumm und kennt mich gut. Wenn sich ein Mann so gut fühlt wie ich, sieht man das gleich. Und

ich schätze, man sieht es noch mehr, wenn du dabei bist, wo du doch der Grund dafür bist. Ist das ein Problem?«

»Für mich nicht. Übrigens, ich gehe mal nach vorne. Kommst du mit?« Sie zog die Augenbrauen hoch wie Groucho Marx in einem alten Schwarzweißfilm.

»Lieutenant Winthrop, Sie sind eine verdorbene Frau, so mit einem Mann zu spielen.«

»Sie kennen noch nicht mal die Hälfte, Sergeant. Ich wärme mich bei Ihnen gerade erst auf. Und außerdem, wer sagt, dass es ein Spiel ist?«

»Ich sehe, du hast dein hübsches Messer dabei«, stellte Alex fest.

Toni sah auf und nickte. Der Kris lag in der Holzsachtel auf ihrem Schoß. »Meine Meisterin ist davon überzeugt, dass der Kris Zauberkräfte besitzt. Ich dachte, es kann nicht schaden.«

Er nickte. »Ich spreche mal ein paar Worte mit dem Colonel. Scheint, dass alles nach Plan verläuft. Noch ein paar Stunden, und wir sind am Flughafen. Dort laden wir die Ausrüstung in die Hubschrauber um, und dann geht es weiter.«

»Du hast den Colonel nicht überreden können, dass du in die Stadt mitdarfst, wo die Mission stattfindet, oder?«

Er lächelte kopfschüttelnd. »Nein. Und ehrlich gesagt bin ich nicht unglücklich, dass wir zwei mit den Piloten bei den Helis bleiben, bis die Teams zurückkommen. Mein Erfolg von neulich als Soldat im Feld war mehr Glück als Können. Für das hier sind Howard und sein Team zuständig. Ich will ihnen nicht im Weg stehen.«

»Wir könnten in Banjul bleiben«, schlug sie vor.

»Wenn wir das tun, hätten wir gleich in Washington bleiben können.«

»Habe ich das nicht von Anfang an gesagt?«

»Ja. Aber jetzt sind wir schon mal hier und können auch weiter mitfahren.« Er lächelte ihr zu.

Bisher hatte er sich nicht über das andere geäußert, das sie zu ihm gesagt hatte - ihr Liebesgeständnis. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie es für richtig gehalten, aber nachdem es heraus war, wurde ihr vor Angst fast schlecht. Sie hatten sich ein paar Minuten lang auf dem Vordersitz eines sehr kleinen Autos geküsst, das war alles. Vielleicht war es zu früh, ihm gegenüber so schweres Geschütz aufzufahren. Was, wenn er nur scharf auf sie war? Sie wusste, dass dieses Gefühl da war, das ließ sich nicht verheimlichen. Auch sie wollte mit ihm schlafen und würde sich für den Augenblick auch damit zufrieden geben. Aber letztlich wollte sie viel mehr.

Auf der anderen Seite hatte er nichts dazu gesagt, und das hieß ja auch, dass er es nicht zurückgewiesen hatte. Vielleicht hatte er es auch nicht gehört.

Keine Nachricht war eine gute Nachricht - oder wenigstens keine schlechte Nachricht.

Sie würde es nicht übereilen, sondern abwarten, was passierte. Der Zauber des Kris hatte sie bis hierher gebracht. Vielleicht half er ihr auch auf dem restlichen Weg...

*Dienstag, 18. Januar, 18 Uhr  
Bissau, Guinea-Bissau*

Domingos hatte sich um einige dringende Staatsgeschäfte zu kümmern - wahrscheinlich ein Band in einem neuen Weinkeller durchschneiden oder so was -, also genoss Hughes seine Zigarre und seinen Brandy in Einsamkeit. Abgesehen von dem kurzen Besuch eines Boten, der ihn in Kenntnis setzte, dass die Fünfuhrmaschine angekommen und Platt auch diesmal nicht an Bord gewesen war.

Das bereitete ihm Kopfzerbrechen. Platt wollte gewiss an sein Geld, und Hughes fiel nur ein einziger Grund ein, warum er nicht hereilte, um es zu kassieren: dass jemand ihn daran gehindert hatte. Und die einzigen Dinge, die Platt von etwas abhalten konnten, waren ernsthafte Verletzungen, der Tod oder eine Festnahme. Außerdem hatte Platt sich nicht gemeldet, und auch darüber machte Hughes sich Sorgen.

Was, wenn Platt Probleme mit den Behörden hatte?  
Wenn er verhaftet worden war?

Hughes hielt die Zigarre im Mund, ohne daran zu ziehen. Er hatte das natürlich schon früher in Betracht gezogen, obwohl er sich selbst gegenüber zugeben musste, dass er es nicht für wahrscheinlich gehalten hatte. Hughes glaubte nicht, dass Platt, falls er verhaftet worden war, ihr gewagtes Unternehmen verraten würde. Das war schwerlich in seinem Interesse. Aber wenn er irgendwie zum Sprechen gebracht wurde? Wenn das FBI Platt in seiner Gewalt hatte und ihn ausquetschte, würde das Hughes' Pläne erheblich beeinträchtigen.

In die Staaten zurückzukehren käme dann nicht in Frage. Sobald er das Flugzeug verließe, würden sich die Feds auf ihn stürzen wie ein Falke auf ein Huhn, und er hätte ein echtes Problem.

Was sollte er tun?

Die Marschroute mit dem geringsten Risiko war, die Sache einfach auszusitzen. Warten, dass Platt hier auftauchte oder anrief. Wenn er im Verlauf der nächsten Woche keines von beidem tat, würde Hughes aus der Ferne ein paar Nachforschungen riskieren und sehen, ob er herausfinden konnte, was seinem Handlanger zugestoßen war. Wenn Platt aufgrund eines Auto-ungfalls oder dergleichen im Krankenhaus lag oder gar tot war - umso besser. Doch wenn ihn die Behörden gefasst hatten, musste man das Schlimmste befürchten.

Die Zigarre war erloschen. Er streckte die Hand nach einem Streichholz aus.

Bis Donnerstag wurde er in den USA nicht aus Äthiopien zurückerwartet, so dass er ein paar Tage verstreichen lassen konnte. Wenn Platt bis dahin nicht auftauchte, würde Hughes den Senator anrufen und ihm irgendeinen Vorwand auftischen, warum er noch ein paar Tage in Afrika bleiben musste. Und wenn Platt gefasst worden war und ihn verraten hatte, würde Hughes auch hier bleiben. Das käme früher als geplant, und es würde ihn irritieren, wenn man ihm auf die Schliche gekommen wäre. Doch alles in allem wäre es kein Beinbruch.

Er zündete die Zigarre an. Wenn er sein Haus bauen ließ, würde er sichergehen, dass es einen Humidor enthielt, einen begehbarer Humidor, damit sein Vorrat an kubanischen Zigarren schön frisch blieb ...

*Dienstag, 18. Januar, 21 Uhr  
Banjul, Gambia*

Es regnete auf das Wellblechdach: ein stetes, fast hypnotisches Trommeln, das trotz der Schwüle im Inneren der Hütte, die sie als Operationsbasis benutzten, einen beruhigenden Effekt entfaltete. Der schwere Regen ertränkte beinahe das Brummen des Generators vor dem Gebäude.

Michaels fühlte sich von dem Regen und der Hitze eingelullt. Dies war angeblich die Trockenzeit, es hieß, die Monsune seien schon vorbei. Wie war dann erst die Regenzeit, wenn sie unter >trocken< einen solchen Tag verstanden?

Howard ließ eine Karte auf die mehr oder weniger weiße Betonwand projizieren. »Das hier ist Bissau-Stadt«, erklärte er. »Nördlich des Rio Geba, wo er in die Bay hineinfließt.« Er malte mit einem Laserstift einen roten Kreis um den Präsidentenpalast. »Das ist das Gelände.«

Howard betätigte eine Fernbedienung, und das Bild zoomte heran. »Das ist das Hauptgebäude und das der Ort, wo unsere Zielperson sein dürfte.«

Er drückte auf der Fernbedienung herum, und an die Stelle der Karte trat eine vom Computer bearbeitete Aufnahme von einem Spionagesatelliten. Der Winkel war verändert, um den Blick auf die Gebäude aus einer Höhe von wenigen hundert Fuß freizugeben. »Die CIA hat eines ihrer fliegenden Augen umgelenkt, um die Stadt für uns abzulichten. Wir möchten uns dafür bei ihr bedanken, wie auch für die Hueys und diesen Stützpunkt.«

Howard hätte gerne noch mehr Unterstützung von der CIA gehabt - zum Beispiel einen erdstationären Spionagesatelliten mit Infrarotausstattung, der das Gebiet von jetzt an bis zum Ende des Angriffs überwach-

te -, doch diese Operation war strikt inoffiziell. Die Agency hatte getan, was sie konnte, ohne zu riskieren, dass jemand auf die Aktivitäten der Net Force aufmerksam wurde, und Howard wusste ihre Bemühungen zu schätzen. Er nickte einem fit aussehenden grauhaarigen Mann in Khakishorts und T-Shirt zu, der lächelte und kurz die Hand hob.

34 Leute hielten sich im Raum auf. Howard hatte vier Trupps à fünf Mann dabei, Fernandez und Winthrop nicht eingerechnet. Dann waren da der CIA-Verbindungsmann, vier Helikopterpiloten, vier Techniker für die Bodenunterstützung und Toni und Michaels. Die Soldaten hatten bereits überwiegend ihre SIPE-Anzüge an.

Howard rief wieder die Karte auf. »Wir werden hier landen, etwa zwei Meilen vom Ziel entfernt, und dort auf Bodenfahrzeuge umsteigen, wiederum mit besten Grüßen von der CIA. Team Alpha leitet von da aus unser Ablenkungsmanöver ein, während Team Beta auf das Gelände vorstößt und den Einfall vorbereitet. Seht euch eure Grundrisse noch mal an, Beta. Wir wollen nicht, dass sich irgendwer da drinnen verläuft und in der Toilette landet, statt im Quartier unseres Päckchens.«

Dafür erntete er nervöses Gelächter.

»Wir würden Verluste auf beiden Seiten gerne vermeiden, wenn es irgendwie geht, also verwenden wir Blendgranaten, Brech- und Tränengas, um Bedrohung auszuschalten. Niemand schießt, wenn nicht vorher auf ihn geschossen wird, und auch dann nur, wenn die andere Seite Panzergeschosse benutzt, was sehr unwahrscheinlich ist. Unsere Aufklärung teilte uns mit, dass die meisten Soldaten in Bissau mit Kalaschnikows ausgestattet sind - wenn sie überhaupt Waffen tragen -, und die übliche Munition ist ausrangierter Ostblock-Standard.

Ich möchte in dem Punkt keine Zweifel lassen. Wir stehen mit diesem Land nicht im Krieg und wollen hier keine Leichenberge anhäufen, ist das klar?«

Es kam zustimmendes Gemurmel.

»Wir holen das Päckchen planmäßig um null-eins-dreizig. Fragen so weit?«

Niemand meldete sich.

»Nachdem Team Beta das Päckchen abgeholt hat, stoßen wir am Treffpunkt zu Alpha und begeben uns an den Abflugsort. Wie auch immer die Lage am Boden ist, die Hueys heben um null-zwei-dreizig ab und fliegen auf dem vereinbarten Weg nach Banjul zurück. Wenn jemand den Bus verpasst, hat er einen langen Fußmarsch nach Hause vor sich. Fragen?«

Niemand meldete sich.

»Alles klar. Zieht euch fertig an und ladet eure Waffen. In einer Stunde geht es los. Weggetreten.«

Die Piloten und die Soldaten traten in den allmählich nachlassenden Regen hinaus. Michaels, Toni, Winthrop und Fernandez blieben beim Colonel zurück.

»Haben Sie Ihre Ausrüstung?«, erkundigte sich Howard bei Michaels und Toni.

Er meinte die Kevlarhelme und die schusssicheren Westen aus hochfestem Material, die er ihnen gegeben hatte. Sie zogen nicht in den Kampf, doch er hatte darauf bestanden, dass sie sie trugen, wenn sie im Hubschrauber mitflogen. Zusätzlich hatte er jedem von ihnen eine schallgedämpfte Pistole ausgehändigt, die sie ebenfalls tragen sollten. Es bestand immer die Möglichkeit, dass eine Dichtung des Hubschraubers kaputtging oder dass er durch Schüsse aus Handfeuerwaffen zur Landung gezwungen wurde. Wenn man auf dem Landweg feindliches Territorium durchquerte, war es besser, bewaffnet zu sein. Und zwar mit einer Pistole, die nicht allzu großen Lärm machte.

»Haben wir«, antwortete Toni für sich und Michaels.

»Sie wissen, dass Sie eigentlich da bleiben sollten«, versuchte es Howard noch mal.

»Sie haben uns versichert, dass das Risiko minimal ist«, wandte Michaels ein.

»Minimal ist nicht dasselbe wie null«, gab Howard zurück.

»Ich weiß Ihre Besorgnis zu schätzen«, sagte Michaels. Ende der Diskussion.

»Also gut. Dann sind wir so weit. Winthrop kommt mit mir und dem Beta-Team mit, Fernandez führt Alpha an. Unsere Erfolgsaussichten sind zwischen 87 Prozent und 93 Prozent zu beziffern, wenn wir alle relevanten Variablen richtig eingegeben haben. Es sollte also ein Kinderspiel sein. Rein - raus, schnell und sauber. Morgen um diese Zeit wären wir dann längst auf dem Heimweg.«

Michaels nickte.

»Ich sehe Sie in 55 Minuten bei den Helis.«

*Dienstag, 18. Januar, 23 Uhr*

*Bissau, Guinea-Bissau*

Platt hasste dieses verdammte Land. In einer Lehmhütte festzusitzen, die den ganzen Tag in der heißen Sonne briet, hob seine Stimmung nicht gerade. Zum Teufel, selbst wenn es aus Kübeln goss wie an diesem Nachmittag, wurde es nicht kühl. Nur schwüler, so dass nicht einmal der Schweiß mehr verdunstete, er rollte nur die Beine runter und durchweichte einem die Socken. Es war, als säße man in Klamotten im Dampfbad.

Platt sah zum fünfzigsten Mal seit Einbruch der Dunkelheit auf die Uhr. Er war ungefähr eine Meile von dem rosafarbenen Palast entfernt. Den Landrover hatte er in einem Blechschuppen neben der Lehmhütte abgestellt. Der Hausbesitzer, ein weißhaariger alter Mann,

lag verschnürt auf dem Feldbett in der Ecke. Einen allzu verschüchterten Eindruck hatte der alte Knacker nicht gemacht, als der Mann mit der Knarre hereinstürmte. Fast hätte er Platt mit seinem Gehstock den Schädel eingeschlagen - er war um einiges schneller, als er aussah. Fünf Zentimeter weiter, und die Party wäre vorbei gewesen; so hatte der Stock einen Kratzer über Platts linkem Ohr hinterlassen.

Diese Nigger waren keine solchen Nieten, wie er gedacht hatte. Das beunruhigte ihn. Wenn die Palastwachen auf Zack waren, konnte das ein echtes Problem darstellen.

Nachdem er sich den Stock geschnappt hatte, hatte Platt den Alten wie ein Schwein zusammengebunden. Soweit er sehen konnte, schlief der alte Knabe jetzt. Fliehen ging nicht, also konnte er auch ein Nickerchen machen. An Stelle des Alten wäre er nicht so cool gewesen, dachte Platt.

Der Gedanke, von einem Nigger umgelegt zu werden, war ... war unwirklich. Er musste besser aufpassen.

Ursprünglich hatte er vor, bis Mitternacht zu warten, bevor er sich zum Palast aufmachte, aber er hatte genug von dieser Rumhängerei. Jetzt ging es los. Hier klapperten sie sowieso um acht oder neun die Gehsteige hoch - wenn sie welche hatten.

Er zog sich um - ein schwarzes T-Shirt und eine schwarze Hose, dazu schwarze Tennisschuhe und Socken. Was noch von seiner Haut zu sehen war, war dunkel gefärbt, und nachts würde davon nicht mehr viel zu erkennen sein. Er steckte eine kleine Taschenlampe in seine hintere Tasche und schnallte den Browning 9mm an, mit zwei Zusatzmagazinen in Taschen auf beiden Seiten des Netzgürtels, neben dem Messer in der Scheide. Er hatte einen Schalldämpfer für die Pistole dabei; den konnte er draufschrauben, wenn er ankam. Um sei-

ne Schulter hatte er sich ein 1,2-Zentimeter dickes, aufgerolltes Seil gehängt, mit Knoten jeden halben Meter und einem Stahlhaken an einem Ende. Er erwog, die AK-47 mitzunehmen, entschied sich aber dagegen und ließ sie im Rover. Doch die Tasche mit den zwei alten deutschen Granaten hängte er sich an den Gürtel. Wenn es hässlich wurde, würde er sich mit einem Knaller verabschieden ...

So gut vorbereitet wie nie, rollte Platt seine Schultern und dehnte seinen Nacken links und rechts, winkte dem schlafenden alten Mann zu und brach auf. Er würde vorsichtig sein. Es konnte also zwei, drei Stunden dauern, bis er an sein Ziel gelangte.

Wenn Hughes Gesellschaft im Bett hatte, würden sie zusammen gegen ein Uhr dreißig oder zwei Uhr eine Überraschung erleben. Platt freute sich schon darauf.

*00 Uhr 40*

Howard sprang als Letzter auf den betagten Pick-up und ließ die Plane herunter, die die Öffnung bedeckte. Der Pick-up war ein alter eintöniger Chevy; sein Besitzer hatte über die Ladefläche einen Holzrahmen gebaut und darüber eine Plane gespannt, so dass das Gefährt mehr oder weniger wie ein abgedeckter, motorisierter Karren aussah.

»Los«, befahl Howard.

Ein Mann vom Team Beta saß am Steuer. Er startete den Motor, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Als der Fahrer in den zweiten Gang gehen wollte, verschaltete er sich mit einem hässlichen Geräusch.

Einer der Soldaten rief: »Schönen Gruß an das Getriebe!«

Howard warf Lieutenant Winthrop einen Blick zu,

deren Gesicht in der Dunkelheit sehr blass wirkte, dann sah er auf die Uhr.

Team Alpha war schon in einem ähnlich abgehälften Vehikel unterwegs.

Man hatte Howard versichert, dass die Fahrzeuge, egal wie sie sich anhörten, von der Mechanik her in Ordnung waren und sie an ihr Ziel und wieder zurück bringen würden.

Das wollte er hoffen.

Die Einheimischen hätten die Hubschrauber gehört, wenn sie sich dem Boden näherten, daran bestand kein Zweifel. Doch eine Reaktion der Polizei auf nächtliche Motorengeräusche würde wohl nicht so schnell erfolgen - wenn sie sich überhaupt die Mühe machte, draußen nachzusehen, was los war. Sobald Team Beta eine weitere Viertelmeile auf der Straße zurückgelegt hatte, würde der Wagen halten. Dann würden zwei Soldaten herausspringen und auf beiden Seiten der Straße Granatwerfer für die Blendgranaten aufbauen. Sie würden von einem Druckkabel ausgelöst werden, die sie auf der einzigen Straße zwischen der Stadt und den Hubschraubern anbringen würden. Wenn die Polizei oder das Militär auffuhr, um nach dem Rechten zu sehen, würden sie eine Licht- und Lärm-Show erleben, die ihnen zu denken geben würde. Das Gleiche galt für jeden anderen, der so spät noch hier herausfuhr. Aber es war nicht sehr wahrscheinlich, dass ein anderes Fahrzeug hier vorbeikommen würde. Es handelte sich um eine enge Schotterpiste, die in einem Wald endete, und die Menschen, die hier lebten, besaßen keine Autos. Der Druckzünder ließ Fahrräder oder Motorräder passieren, ohne die Blendgranaten auszulösen.

Die Tageshitze hatte nicht wesentlich nachgelassen, und Howard spürte, wie der Schweiß seine Kleidung durchtränkte. Unter den SIPE-Anzügen trugen sie tro-

pengeeignete Kampfuniformen, aber bei so einer Temperatur und einer solchen Luftfeuchtigkeit war Kleidung jeder Gewichtsklasse zu viel.

»Sind Sie okay, Lieutenant?«

»Sir, mir geht es gut«, antwortete Winthrop. Dann fügte sie hinzu: »Eigentlich bin ich ein wenig nervös, Sir.«

Er lächelte sie an. »Nur ein wenig? Ich persönlich habe die Hose gestrichen voll. Mein Angst-Indikator steht bei etwa zwölf.«

Das entlockte ihr ein kleines Lächeln. Sie war zwar Soldatin, aber sie gehörte nicht zu den Einsatztruppen, hatte nur an Simulationen und Manöverübungen teilgenommen. Sie war Computerexpertin, eine der besten, und brauchte nicht in den Kampf zu ziehen. Die Net Force war nicht die reguläre Army, wo man, wollte man Karriere machen, früher oder später Felderfahrung sammeln musste. Doch sie hatte dabei sein wollen, und Julio hatte ein gutes Wort für sie eingelegt, also war sie hier.

»Wirklich?«, fragte sie Howard. »Sie?«

»Wenn man keine Angst hat, kann man auch nicht tapfer sein. Tapferkeit ist, wenn die Eingeweide eingefroren sind und man starr vor Schrecken ist, aber rausgeht und seinen Auftrag trotzdem erledigt. Ich will keine furchtlosen Krieger. Die werden als Erste ausgeschaltet, wenn die Situation bedrohlich wird. Furchtlos und dumm gehören oft zusammen.«

»Danke, Sir.«

Howard lächelte. »Ihnen passiert nichts, Winthrop. Sie tragen neueste Kampfausrüstung; wenn jemand irgendwas auf sie wirft, prallt es ab.«

»Bei Sergeant Fernandez war das nicht so, Sir.«

Howard lachte in sich hinein. »Julio ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Er ist ein guter Mann. Der beste, den ich habe.«

»Auch ich habe eine hohe Meinung von ihm«, erwiderte sie.

*1 Uhr*

Hughes stand auf und ging auf die Toilette. Er sollte nach 22 Uhr einfach nichts trinken. Er wusste doch, dass er dann jedes Mal mit dem Bedürfnis zu urinieren aufwachte.

Er war etwas eingeschnappt. Monique hatte sich heute Nacht nicht blicken lassen, ans Handy ging sie nicht, und niemand schien zu wissen, wo sie abgeblieben war. Domingos sagte, sie sei schon öfter mal für ein, zwei Tage verschwunden. Er vermutete, dass sie entweder einen Liebhaber in der Stadt hatte oder wegblieb, um Drogen zu nehmen. Einige Einheimische pflanzten erstklassiges *ganja* - es war nicht schwer zu finden.

Na gut. Es war ja nicht so, dass Hughes sie gebraucht hätte - er hatte in den letzten Tagen mehr gevögelt als in den Monaten zuvor -, aber er mochte keine Überraschungen. Das war das Problem mit Huren. Egal wie teuer sie waren, man konnte sich nicht auf sie verlassen. Man musste sie handhaben wie Papiertaschentücher - benutzen und wegwerfen. Wenn man das nächste Mal niesen musste, zog man ein frisches aus der Schachtel.

Er lächelte über diesen Vergleich und watete durch den dicken Teppich auf sein Bett zu. Das Summen der Klimaanlage würde ihn bald wieder in den Schlaf wiegen.

*1 Uhr 15*

In das Gelände einzudringen war aufwendiger gewesen, als Platt gedacht hatte. Die Bäume waren so ge-

schnitten, dass die Mauer freistand, und dazu waren oben diese Glassplitter. Aber es war ihm gelungen, mit Hilfe des Seils und des Enterhakens darüberzuklettern, ohne sich selbst in Streifen zu schneiden.

Jedes Mal, wenn er sich umdrehte, war etwas schwieriger als erwartet. Er war schon einmal hier gewesen, innen, und hätte nie damit gerechnet, dass er das nächste Mal über die Mauer zu Besuch kommen würde.

Er hatte angenommen, dass er, wenn er erst drinnen war, nur noch Acht geben musste, dass er nicht auf eine der schlafenden Wachen trat, und sich dann auf ins Hauptgebäude machen konnte. Aber vielleicht schließen die Wachen gar nicht. Er musste höllisch aufpassen.

Er hielt inne und schraubte den Schalldämpfer auf dem Browning fest. Das Schießeisen machte immer noch laut *Pop*, wenn man es abfeuerte - der Schalldämpfer stoppte das Geräusch nicht, wenn der Schlitzen zurückfuhr und die verbrauchte Patronenhülse ausgeworfen wurde -, doch mit Unterschallgeschossen klang es nicht, wie wenn eine Bombe oder weiß Gott was hochging. Man konnte das Geräusch überhören, wenn man nicht zu nahe dran war.

Hineinzukommen würde kompliziert sein, weil die Wachen im Haus todsicher wach waren und den Befehl hatten, erst zu schießen und dann Fragen zu stellen. Aber es gab einen Weg hinein, etwas, wie er festgestellt hatte, als er das erste Mal hier gewesen war. Aus der Küche führte eine Müllrutsche zu einem großen metallenen Müllcontainer, der neben dem Ausgang der Küche stand. Die Rutsche war groß genug, um einen ganzen Müllheimer zu fassen, und für einen Mann reichte sie auch, vorausgesetzt, er hatte nichts dagegen, alte Bananenschalen, Kaffeesatz und verfaultes Obst abzubekommen.

Platt machte sich auf den Weg zur Müllrutsche.

1 Uhr 25

Howard und das Beta-Team stiegen über die Ostmauer ein. Ein Orangenhain zwischen dem nächsten Gebäude und der Mauer, wo sie sich hinuntergelassen hatten, bot ihnen Deckung. Zum Glück mochte der Präsident dieses Landes der CIA zufolge kein Gebell, so dass sich keine Wachhunde auf dem Gelände herumtrieben.

Das Team durchquerte den Orangenhain, erreichte die vereinbarte Position, fächerte sich auf und verharrte am Boden. Das Hauptgebäude lag unmittelbar vor ihnen.

Howard sah auf die Uhr.

Er hob die Hand mit drei ausgestreckten Fingern.  
»Drei Minuten noch, Leute«, sagte er leise.

1 Uhr 30

Julio Fernandez zählte die Sekunden laut: »Fünf, vier, drei, zwei, eins!«

Er drückte den Zündknopf auf der Infrarotfernbedienung.

Zweihundert Meter entfernt flog ein niedriges Lagerhaus voller für den Export bestimmter Cashew- und Palmenkerne mit einem grellweißen Blitz und einem *Boom!* in die Luft, das den Wagen durchschüttelte, in dem Fernandez und die anderen Mitglieder des Teams Alpha saßen.

Die Flammen schossen hoch, und ein etwas härterer Regen, als ihn die Einheimischen gewohnt waren, prasselte als Schutthagel herab.

Ein Schauer von Nüssen klapperte auf das Dach und die Motorhaube des Wagens.

»So lassen sich Cashewkerne auch rösten!«, rief Fernandez. »Das dürfte sie etwas beschäftigen. Los geht's!«

Der Fahrer startete den Wagen und steuerte ihn auf die Straße hinaus. Eine Meile weiter begegnete ihnen ein Feuerwehrwagen mit heulender Sirene. Fernandez winkte der Mannschaft zu.

»Viel Glück bei der Löschaktion, Jungs.«

*1 Uhr 30*

Das Lagerhaus leuchtete auf, wenige Sekunden später folgte der Klang der Explosion. Im Hauptgebäude gingen Lichter an, und Wachen eilten heraus, die Waffen im Anschlag und erregt diskutierend.

»Wir gehen rein«, kommandierte Howard.

Die zwei Männer der Vorhut, Hamer und Tsongas, eilten auf die sechs überraschten Wachposten zu, die mit Sturmgewehren ausgerüstet waren. Die beiden Net-Force-Soldaten trugen Rucksäcke mit Hochdrucktanks, die mit militärischem Standard-Pfefferspray gefüllt waren. Sie wurden erst bemerkt, als sie bis auf sechs Meter an die ersten Wachen herangekommen waren, und da war es schon zu spät. Als die Wachposten sich umdrehen, öffneten Hamer und Tsongas die Ventile.

Der Pfeffernebel schoss in einer langen weißen Wolke hervor, die die unglücklichen Wachen einhüllte. Im Gegensatz zu Tränengassprays oder auch dem herkömmlichen, im Handel erhältlichen Fünf-Prozent-Pfefferspray, deren Wirkung ein Mensch sich entziehen konnte, war Pfeffernebel unmöglich zu ignorieren. Das Zeug geriet in die Atemwege und in die Augen, und man konnte die körperlichen Reaktionen nicht aufhalten. Die Augen schwollen zu und man fiel, nach Luft ringend, zu Boden. Für die nächsten 15 oder 20 Minuten tat man nicht viel mehr, als sich zu wünschen, man wäre nie geboren.

Howard hatte das Training durchgemacht, den Nebel geschluckt und wusste, wie diesen Wachposten zu muten war.

Die Militärversion war so ausgelegt, dass das Gas sich schnell verbreitete und rasch setzte. Aber man wartete besser ein paar Sekunden, bevor man durch ein eben eingenebeltes Gelände lief, und dann hatte man besser eine Schutzbrille oder Gasmaske auf.

»Los, los!«

Die beiden Vorhutmänner traten zu den sich windenden Wachen, um sie zu entwaffnen, während zwei weitere Soldaten ihnen Deckung gaben.

Howard und Winthrop liefen mit den sechs übrigen Teamleuten auf die Tür zu. Er erinnerte sich rechtzeitig, den Atem anzuhalten. Zwei Beta-Leute lösten sich, um die Flanken zu decken, während zwei andere durch die offene Vordertüre ins Gebäude rannten. Howard und Winthrop folgten ihnen mit gezogenen Handfeuerwaffen.

Howard sah, dass niemand in der Eingangshalle war, um sie aufzuhalten. Die Haupttreppe lag direkt vor ihnen. »In den dritten Stock. Weiter, weiter!«

Mit Winthrop an seiner Seite rannte Howard auf die Stufen zu.

*1 Uhr 31*

Platt stand in der Küche und kratzte etwas von seinem Arm, das wie gegorene Majonäse roch und auch so aussah, als die Gegenstände um ihn urplötzlich wackelten. Er sah ein helles Licht im Fenster neben der Hintertür aufleuchten und hörte in der Ferne eine Explosion, die die an der Wand hängenden Töpfe und Pfannen durchschüttelte.

Was zum Teufel war *das*?

Doch er hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Ein Wachmann rannte in die Küche, erblickte Platt und hob sein Sturmgewehr, um ihn auszuknipsen.

Platt hatte den Browning schon in der Hand. Er zierte auf den Wachmann und traf ihn zweimal - *Pop! Pop!* Mitten in den Oberkörper. War nicht allzu laut...

Der Wachmann blieb stehen, sah auf seine Brust, als ob ihn etwas störte, und schwang die Kalaschnikow weiter Richtung Platt.

Mann! Platt schoss ihm zwei Kugeln ins Gesicht. Der Soldat fiel wie ein Huhn ohne Knochen. Das war's dann.

Verdammte Neun-Millimeter! Man bekam in diesen Ländern keine vernünftige .45er oder .357er - als Zivilist war man auf kleine Kaliber beschränkt.

Platt eilte durch die Küche und öffnete die Tür zu dem kleinen elektrischen Lastenaufzug, in den er mit Mühe und Not hineinpasste. Er drückte den Knopf für den dritten Stock, quetschte sich in die Minischachtel und wartete, dass sich die Tür schloss. Der Lastenaufzug ächzte. Für ein solches Gewicht war er nicht geschaffen, doch er setzte sich in Bewegung. Platt hörte, wie jemand die Küche betrat und losbrüllte, als der Lift anfuhr. Aber da wussten sie schon nicht mehr, wo er sich befand.

*1 Uhr 33*

Offenbar waren die Bewohner klug genug, um in ihren Zimmern zu bleiben. Niemand versuchte, sie aufzuhalten, als sie im dritten Stock den Gang hinuntergingen.

Winthrop war erleichtert darüber. Die H&K-Pistole in ihrer Hand vermittelte ihr nicht die Sicherheit, die sie erwartet hatte. Sie fühlte sich wie ein fremdes Objekt an, trotz des Trainings. Am Lauf war sie wegen des

Schalldämpfers schwer, der Griff verschwitzt. Winthrop legte keinen besonderen Wert darauf, jemanden zu erschießen, obwohl sie sich dazu für fähig hielt, wenn es nötig war.

»Dritte Türe links«, sagte der Colonel.

Die zwei Beta-Team-Soldaten teilten sich auf die beiden Türseiten auf. Sie drehten sich um, so dass sie einander den Rücken zukehrten. Jeder deckte eine Seite des Gangs ab.

Howard erreichte die Tür und drückte die Klinke herunter. Verschlossen. Er nickte ihr zu und deutete auf den Raum. »Ich kümmere mich um die Tür, Sie gehen rein.«

Sie nickte und sagte mit trockenen Lippen: »Okay.«

Howard hob das Bein und trat die Tür ein. Winthrop sprang mit einer Rolle vorwärts hinein, wie sie es in der VR so oft getan hatte; sie kam auf ein Knie hoch, die Pistole zeigte nach vorn.

Thomas Hughes setzte sich in einem weißen Seidenschlafanzug im Bett auf, wo er offenbar bis zu diesem Moment geschlafen hatte.

»Wer zum Teufel sind Sie? Was wollen Sie?«

Der Colonel betrat hinter Winthrop den Raum. »Mr. Hughes«, sagte er und lächelte. »Commander Alexander Michaels von der Net Force möchte gerne ein Wort mit Ihnen wechseln.«

»Das glaube ich nicht«, mischte sich eine Stimme ein.

Winthrop fuhr herum zu der Glastür, die auf den Balkon hinausführte. Dort stand ein hoch gewachsener, dunkelhäutiger und muskulöser Mann und hielt ein seltsames Gerät in der Hand. Sie bewegte die Pistole, um ihn ins Visier zu nehmen.

»Das würde ich nicht tun, Schätzchen«, sagte der Mann.

Als sie den schweren Südstaatenakzent hörte, begriff Winthrop, wer das war. »Platt!«

»Sie sehen in Person viel besser aus als in VR, Honey. Wie war's damit, die Waffen hinzulegen?«

»Wie war's, wenn ich Sie stattdessen erschieße?«, gab Winthrop zurück.

»Schlechte Idee. Fragen Sie Ihren Niggerfreund da, warum.«

Sie warf dem Colonel einen Blick zu.

»Er hat eine Art Granate in der Hand«, antwortete Howard.

»Richtig, einen waschechten Kartoffelstampfer aus dem Zweiten Weltkrieg. Erschießen Sie mich, dann lasse ich ihn fallen, und auch wenn Ihr Anzug das meiste auffängt, bekommen Sie immer noch einiges ab. Vielleicht kommt ein Splitter durch und schlägt ein Loch in eine Arterie, und Sie verbluten. Und der alte Tommy hier, na, der wird garantiert zu einem Hamburger verarbeitet.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Howard. »Ich schätze, wenn ich Sie erschieße, fallen Sie mitsamt Ihrer Granate den Balkon da runter.«

»Ach«, erwiderte Platt. »Aber dann sterbe ich. Und das wollen Sie doch nicht, oder?«

»Warum nicht?«

*Verdamm*t, dachte Winthrop. Sie wusste, dass Platt Recht hatte. Und auch Howard wusste es. Sie hatte gehört, was Michaels ihm über die Fallen erzählte, die Platt zu seiner Absicherung aufgestellt hatte. Doch sie wusste auch, dass der Colonel nicht wollte, dass Platt erfuhr, dass sie Bescheid wussten - oder dass in diesem Augenblick Jay Gridley wie wild daran arbeitete, die Fallen zu deaktivieren.

*Gridley!* dachte sie. *Beeilung!*

»Es überrascht mich, dass Sie meine kleinen Überraschungen noch nicht gefunden haben«, sagte Platt. »Aber vielleicht seid ihr Net-Force-Typen ja auch nicht so gut, wie der alte Tommy hier dachte. Sagen wir ein-

fach, wenn ich es nicht von hier zu meinem Zielort schaffe - und zu dem kleinen Computer mit Satellitenverbindung -, und zwar in einer bestimmten Zeit, na, dann werden Sachen passieren, neben denen die letzten Angriffe aufs Netz wie Kinderkram aussehen.«

»Was wollen Sie?«, fragte Howard.

»Tja, wir müssen zu einer Art... Einigung kommen«, antwortete Platt.

Er lächelte.

*Mittwoch, 19. Januar, 2 Uhr 05  
Bissau, Guinea-Bissau*

Die Piloten standen entspannt bei den Hubschraubern, lachten und machten Witze. Michaels und Toni waren nicht so guter Dinge. Sie schlugen ein paar Schritte entfernt nach den Insekten, die um sie herumschwirrten. Das Insektenpray reichte aus, um den Mücken das Landen zu verleiden, aber es reichte nicht, um sie so weit fern zu halten, dass sie nicht nervten.

Michaels begann sich Sorgen zu machen. Die anderen sollten allmählich zurück sein.

Im selben Moment, als er das dachte, drang das Geräusch eines Lastwagenmotors an ihr Ohr.

Zwei der Piloten traten von den Hubschraubern zurück, die Sturmgewehre im Anschlag.

Der Lastwagen fuhr ein paar hundert Meter entfernt um eine Kurve und blendete im nächsten Augenblick kurz auf.

»Das sind sie«, sagte Toni.

Michaels spürte, dass er sich etwas entspannte.

Der Wagen kam etwa drei Meter von Michaels entfernt zum Stehen, und Sergeant Fernandez sprang heraus. Er runzelte die Stirn. »Team Beta ist noch nicht zurück.« Es war keine Frage.

»Wir dachten, sie treffen mit Ihnen zusammen, und dann kommen Sie zusammen zurück«, sagte Toni.

»So hätte es laufen sollen. Wir haben wie geplant bis null-eins-fünfzig gewartet. Vereinbart war, wenn sie sich aus irgendwelchen Gründen verspäten, sollten sie uns um null-zwei-null-null bei den Hueys treffen. Das

gefällt mir nicht. Der Colonel kommt nie zu spät. Ich denke, wir müssen ihn anrufen.«

»Wir sollen außer in Notfällen die Funkstille nicht unterbrechen«, warf Michaels ein.

»Sir, wirheben in fünfundzwanzig Minuten ab«, gab Fernandez zurück. »Das *ist* ein Notfall.«

Michaels nickte. »Okay.«

2 Uhr 06

Howard spürte, wie das Com-Gerät lautlos gegen seine Hüfte vibrierte. Das war wohl Julios Anruf. Aber er konnte ihm in diesem Moment nicht antworten. Der Langstreckenfunk ihrer Anzüge stand auf Standby, um sicherzustellen, dass niemand, der nach solchen Signalen Ausschau hielt, Streusignale auffing. LOSIR war in Betrieb, und die GPS-Einheiten waren eingeschaltet, aber das half jetzt auch nicht viel - sie wussten, wo er war, nur nicht, warum er noch dort war.

Howard hielt seine Pistole wie Winthrop noch immer auf Platt gerichtet. Platt wedelte in der Zwischenzeit mit der Handgranate hin und her, als wäre sie eine Drehspule, und er fischte mit Ködern in einem Teich nach Barschen.

»Sehen Sie, Colonel, wir können hier nicht die ganze Nacht herumhängen« sagte Platt. »Wenn wir nicht bald abhauen, werden die Jungs von El Presidente aufkreuzen. Wir sollten besser weg sein, wenn sie kommen.«

»Stecken Sie das Ding ein«, wies ihn Hughes an. »Sind Sie wahnsinnig?«

»Nein, ich bin *sauer*. Sie schulden mir dreißig Millionen Dollar, und die will ich.«

»Dreißig Millionen?«

»Richtig. Ich schätze, ich habe mir ein wenig extra für

meinen Stress verdient. Stress, den Sie verursacht haben.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Natürlich«, sagte Platt.

Aus dem Gang rief Martin: »Colonel, stimmt alles drin?« Er konnte sie nicht sehen, weil sich die eingetretene Tür hinter Howard geschlossen hatte, als er den Raum betrat.

»Bestätigt!«, rief Howard. »Aber hören Sie zu! Ich will, dass Sie und Hüll nach unten gehen, den Rest des Beta-Teams einsammeln und schleunigst den Lastwagen zurück zum Treffpunkt schaffen!«

»Sir? Was ist mit Ihnen und dem Päckchen?«

»Wir stehen hier in etwas ... heiklen Verhandlungen, Martin. Machen Sie zu, dass Sie zum Treffpunkt kommen, kapiert?«

»Ja, Sir!«

»Gut gemacht«, lobte Platt. »Wir machen uns besser selber auf den Weg.« Er wies mit der Handgranate auf die Tür. »Wir können durch die Küche raus. Es ist da hinten jetzt ziemlich ruhig.«

»Vielleicht nicht«, sagte Howard.

»Hören Sie, Colonel Sambo, der Deal läuft Folgendermaßen. Ich brauche Hughes, weil ich sonst geradewegs den Bach runtergehe, und zwar ohne Boot und Paddel. Sie wollen Hughes auch. Gehen wir irgendwohin, wo ich mein Geld bekomme, dann können Sie ihn haben.«

»Verdammst noch mal, Platt...«

»Hält's Maul, Hughes. Du nimmst an dieser Diskussion nicht teil.«

»Wenn Sie mich ausliefern, warum sollte ich Ihnen dann das Geld geben?«

»Oh, ich weiß nicht, vielleicht, weil ich dir andernfalls die Augen aussteche oder die Familienjuwelen abschneide?«

»Ihr Deal gefällt mir nicht besonders«, sagte Howard.

»Das ist der Einzige, den ich anzubieten habe. Ich weiß, wie ich aus diesem Stinkland rauskomme. Ich nehme eine Kontonummer mit, oder ich bleibe da. Schnappen Sie sich den Laptop da drüber auf dem Nachttisch, ja, Schätzchen? Wir müssen los. Noch Einwände, Colonel?«

Howard schüttelte den Kopf. Der Kerl war gefährlich, vielleicht auch wahnsinnig genug, um die Granate fallen zu lassen und sie alle umzubringen.

»Wenn das Ding aus dem Zweiten Weltkrieg ist, warum glauben Sie dann, dass es noch funktioniert?«, erkundigte sich Winthrop. »Vielleicht erschieße ich Sie, es fällt runter und geht aus wie ein nasses Streichholz.«

»Kann sein«, antwortete Platt. »Aber Sie kennen doch die Deutschen, was die bauen, hält ewig. Wollen Sie den Arsch ihres Colonels riskieren?«

»Gehen wir«, sagte Howard. »Er hat in einem Punkt Recht: Wenn die Granate hochgeht, sind wir alle tot.«

»Alter vor Schönheit«, sagte Platt.

Als Howard sich umdrehte, um den Raum zu verlassen, drückte er dreimal mit der vor Platt verborgenen Hand auf den Alarmknopf seiner Com.

*2 Uhr 10*

»Verdammtd!«, rief Fernandez.

»Was?«, fragten Michaels und Toni gleichzeitig.

»Mein Com-Gerät hat soeben den Beeperpuls gestartet. Der Colonel hat seinen Alarmknopf gedrückt. Das heißt, dass er getroffen oder gefangen ist und nicht sprechen kann.«

Michaels fragte: »Können wir ihn durch das Signal lokalisieren?«

»Ja, es ist ein GPS-Pulssignal.«

»Dann los.«

»Wir sollen in zwanzig Minuten abheben«, warf einer der Piloten ein. »Früher oder später wird die Armee hier die Hosen anziehen und nachsehen, wer den ganzen Ärger verursacht hat.«

»Wir verlassen diesen Ort nicht, bevor unsere Leute in Sicherheit sind«, sagte Michaels.

»Sir, die Befehle des Colonels ...« setzte der Pilot an.

»Negativ«, fiel ihm Fernandez ins Wort. »Wenn der Colonel in Gefangenschaft geraten ist, dann habe ich das Kommando, und ich sage, dass wir ohne Colonel Howard nicht abfliegen. Verstanden?«

Der Pilot sah zu Boden.

»Wenn das einheimische Militär anrückt«, sagte Fernandez, »können Sie abheben. Andernfalls warten Sie, bis wir zurück sind.«

»Ich komme mit Ihnen«, sagte Michaels.

»Ich auch«, fügte Toni hinzu.

»Das ist keine gute Idee, Sir«, begann Fernandez.

»Warum sagen das alle die ganze Zeit? Auf geht's, Sergeant, die Zeit wird knapp.«

*2 Uhr 15*

Der Rest des Beta-Teams war durch das vordere Tor gegangen, das offen und unbewacht war. Die eingenebelten Wachen lagen immer noch auf dem Boden, an Hand- und Fußgelenken mit Plastiktape gefesselt.

Howard, Platt, Hughes und Winthrop traten aus dem Haus. Um das Ablenkungsfeuer herrschte noch immer große Aufregung, und niemand schien auf das Präsidentengelände zu schauen.

»Er ist verrückt«, sagte Hughes leise zu Howard. »Er hasst Schwarze, zumindest schwarze Männer. Er wird uns alle töten, wenn er die Möglichkeit bekommt.«

Platt trat hinzu und tippte Hughes mit der Handgrapate auf den Hinterkopf.

»Au!«

»Habe ich dir nicht gesagt, du sollst die Klappe halten? Du hast deinen Kredit bei mir schon aufgebraucht.«

»Warum heißt das Ding Kartoffelstampfer?«, fragte Winthrop in der Absicht, Platt abzulenken.

»Wegen der Form«, antwortete Platt. »Sehen Sie, am Griff ist sie schmal, unten dick. Mit so was schlägt man auf gekochte Kartoffeln ein.«

Er bewegte die Granate auf und ab, als benutzte er sie, um etwas zu zerstampfen.

Gott, er war tatsächlich verrückt, dachte Winthrop. Schau dir dieses Grinsen an. Und was sollte die Farbe auf seiner Haut? Er konnte doch nicht wirklich glauben, dass er damit als Einheimischer durchging, oder?

2 Uhr 20

»Randall, was machen sie?«, fragte Fernandez.

»Sie sind immer noch in Bewegung, Sarge. Zu Fuß, langsam, wie die sind.«

Sie saßen im Transporter und fuhren ohne Licht. Das Fahrzeug fand jedes Schlagloch in der Schotterpiste und ließ sie springen wie Ping-Pong-Bälle. Toni hielt sich mit einer Hand an dem Holzrahmen fest, der hinten montiert war. Die andere Hand hatte sie am Griff des Kris. Sie hatte die Scheide in ihren Gürtel gesteckt, als sie in den Hubschrauber stiegen, obwohl sie nicht wusste, wie viel Glück er ihr in diesem Moment brachte.

Könnte schlimmer sein. Sie hätte tot sein können.

»Gleiche Richtung wie vorher?«, fragte Fernandez.

»Ja.«

»Fahren Sie so, dass wir vor ihnen sind, Butler, eine halbe Meile oder so, dann halten Sie.«

»Haben Sie einen Plan?«, erkundigte sich Toni.

»Nicht wirklich. Das GPS des Colonel bewegt sich mit Fußgeschwindigkeit vorwärts. Wenn es noch an ihm hängt und er frei ist, wird er eine Mitfahrglegenheit zu schätzen wissen. Wenn er in Gefangenschaft ist und man ihn nach draußen bringt, um ihn zu erschießen oder dergleichen, dann wird er wahrscheinlich auch nicht unglücklich sein, uns zu sehen. Egal, was von beidem zutrifft, wir müssen es herausfinden - Augenblick, jemand meldet sich über Funk. Sprechen Sie.«

»Sergeant Fernandez, hier Martin. Team Beta ist am Treffpunkt - bis auf Colonel Howard und Lieutenant Winthrop.«

»Was ist mit ihnen?«

»Ich weiß nicht, Sarge. Sie sind in das Zimmer des Päckchens gegangen, und dann wurde es sehr ruhig. Wir konnten sie reden hören, haben aber durch die geschlossene Tür nicht verstanden, was sie sagten. Nach einer Weile wies uns der Colonel an zu gehen.«

»Hat er einen Grund genannt?«

»Negativ. Er hat nur gesagt, er führt irgendeine Verhandlung.«

»Verstanden, Martin. Bleiben Sie so lange am Treffpunkt, wie Sie können. Wir holen jetzt den Colonel und den Lieutenant. Sehen Sie zu, dass Sie jeden vertreiben, der da rumschnüffelt, bis wir zurück sind.«

»Verstanden, Sarge.«

Fernandez sah überrascht aus. »Das ergibt keinen Sinn.«

»Wenn wir Howard finden, lassen wir's uns erklären«, sagte Michaels.

2 Uhr 25

»Wohin gehen wir?«, fragte Howard. Das Unterholz um den kleinen Pfad war dicht und strahlte immer noch die feuchte Hitze des Tages aus. Man sah keinen halben Meter weit in den Wald hinein und konnte den Pfad kaum erkennen, selbst mit Taschenlampen.

»Nicht viel weiter«, sagte Platt. »Eine halbe Meile oder so. Ich habe mein Fahrzeug da vorne untergestellt. Wenn wir ankommen, gibt Hughes mir den Bankcode, ich überprüfe ihn mit dem Laptop, und wir gehen getrennter Wege.«

Platt sah Winthrop und Howard schnelle Blicke austauschen. »Na ja, an Ihrer Stelle würd' ich mir auch nicht trauen. Aber ich gewinne nichts damit, dass ich jemanden umbringe. Außerdem habt ihr eure Waffen und so, stimmt's? Ihr bekommt den großen Fisch und einen Großteil des Geldes zurück, und ich werde angemessen bezahlt und bin weg, ihr seht mich nie wieder. Ich werde sogar meine kleinen Überraschungen entfernen, sobald ich sicher von hier verschwunden bin. Also, klingt das nicht nach 'nem rundum guten Deal? Bis auf Fat Boy hier, aber was er denkt, schert uns nicht sonderlich, oder?«

Howard sagte nichts. *Verdammtd, dachte er, Gridley, uns geht die Zeit aus. Beweg deinen Hintern!*

2 Uhr 30

»Es ergibt keinen Sinn!«, wisperte Michaels Toni zu. »Das da ist Hughes, in dem weißen Schlafanzug, und ich bin ziemlich sicher, dass der große Typ hinter ihm Platt ist, in irgendeiner Verkleidung.«

»Ja, und Howard und Joanna haben zwar beide ihre Pistolen noch, aber es sieht nicht aus, als hätten sie das Sagen.«

»Weil der große Typ eine Granate in der Hand hat«, erklärte Fernandez. »Wahrscheinlich schon entschärft. Der hat das Sagen, und deshalb legen sie ihn nicht um. Er fällt, und die Granate macht *Bumm*. Jesus, ist das dunkel hier draußen. Ich wünschte, wir könnten die Nachtsichtgeräte benützen.«

»Warum können wir das nicht?«, fragte Michaels.

»Sie schalten sich von selber ab, wenn die Taschenlampen in unsere Richtung leuchten. Ein Sicherheitsfeature, sonst ist es, wie wenn man in die Sonne schaut.«

»Ein Geiselszenario«, sagte Toni. »Sie haben dafür einen Standardoperationsplan, nicht wahr?«

»Ja, nur keinen, der mit abdeckt, dass wir in einem Dschungel im Ausland sind, feindliche Truppen im Nacken haben und unser Hubschrauber gleich abhebt. Standardverhandlungen bei Geiselproblemen basieren auf Psychologie - und Stunden oder Tagen, um daran zu arbeiten. Uns fehlt die Zeit.«

Michaels, Toni und Fernandez warteten fünfzig Meter vor der Vierergruppe, die auf sie zukam, im Gebüsch. Der Rest des Alpha-Teams befand sich hinter den vier auf dem Pfad.

»Was machen wir?«, wisperte Toni.

Fernandez antwortete: »Auf eine Gelegenheit warten. Wenn es eng wird, schalten wir den Bösen aus und hoffen auf minimale Verluste.«

»In wie großer Gefahr sind Howard und Winthrop, in der Kleidung, die sie tragen?«

»Eine gewisse Gefahr ist schon da«, sagte Fernandez. »Sie werden mit Sicherheit Verletzungen davontragen, Schnittwunden, aber die Panzerung wird das meiste von dem Schrapnell aufhalten. Der Typ im Schlafanzug und der große braune Kerl werden hundertprozentig geschreddert.«

»Kein großer Verlust«, sagte Toni. »Außer, dass Hughes uns vielleicht ein paar elektronische Bomben

hinterlassen hat. Wir können ihn nicht sterben lassen, bevor wir nicht sicher sind, dass das nicht der Fall ist. Und wenn doch, hat vielleicht Platt sie installiert, wenn es denn welche gibt. Können wir es uns leisten, beide sterben zu lassen? Brauchen wir nicht wenigstens einen von beiden lebend?«

»Ja«, sagte Michaels. »Aber die Uhr tickt. Wenn wir nicht eingreifen, sterben sie alle.«

In diesem Augenblick vibrierte sein Virgil.

Es war Gridley. »Geschafft, Boss. Alle Bomben sind deaktiviert.«

»Gute Arbeit, Jay«, antwortete Michaels. »Und gerade rechtzeitig.« Er schaltete das Gerät aus und sah sich um. »Jay hat es geschafft. Bereiten Sie sich vor, unsere Leute rauszuholen.« Er richtete sich auf und trat aus dem Gebüsch hervor.

»Alex, nicht...«, begann Toni.

Zu spät.

»Stehengeblieben, Arschloch!«, brüllte Michaels.

Hinter ihm sagte Fernandez zu Toni: »Ich decke ihn von rechts, Commander, gehen Sie links!«

Die vier Leute auf dem Weg blieben stehen.

»Wer zum Teufel bist du?«, fragte Platt. »Komm auf den Pfad raus, damit ich dich sehen kann - hallo! Du bist der Net-Force-Chef, oder? Was machst du hier draußen im Dschungel, Schreibtischhengst? Willst du zuschauen, wie echte Männer spielen?«

Howard ergriff seine Chance - er sprang los, packte die Hand, die die Granate hielt, und presste sie mit seinen Händen zusammen. »Schießen, Winthrop, schießen!«

Joanna schreckte auf. Sie zielte und feuerte, doch Platt fuhr herum, schwang den Colonel einhändig wie ein kleines Kind vor sich, und die Kugel aus Joannas Pistole prallte mit einem Scheppern an der Panzerung ab.

Eine Sekunde später donnerte eine andere Kugel von irgendwoher vorbei, ohne etwas zu treffen.

Michaels wurde bewusst, dass sich alle bewegten und Fernandez und Toni deshalb nicht richtig zielen konnten. Und wenn die Kugeln von der Panzerung abprallten, konnte man nicht ausrechnen, wohin sie sprangen - oder wer sich an einer ungeschützten Stelle eine einfing.

»Nicht weiterschießen!«, brüllte Fernandez. Auch er hatte die Gefahr wohl erkannt.

Und plötzlich geschah alles wie in Zeitlupe ...

... Platt zog ein Messer aus dem Gürtel, während er sich mit Howard im Kreis drehte, der weiterhin seine andere Hand fest hielt...

... Michaels rannte langsam auf die kämpfenden Männer zu, als wenn seine Füße in dickem Schlamm steckten ...

... Platt zog das Messer über Howards Arm, der zu bluten anfing ...

... Michaels erreichte die miteinander ringenden Männer, sah Platt grinsen, ihm das Messer entgegenstrecken und dann zustechen, so dass Michaels gezwungen war zurückzuspringen ...

... Platt wandte sich wieder Howard zu und führte das Messer an dessen Kehle, zu einer Lücke in der Panzerung. Langsam, ach so langsam ...

»Adios, schwarzer Junge«, sagte Platt. Er hob nicht einmal die Stimme.

Michaels' Pistole steckte immer noch im Halfter; er war als Einziger nahe genug, um auf Platt zu schießen und zu treffen. Er zog die Waffe, feuerte, ohne zu zielen - aus der Nähe konnte er ihn nicht verfehlen -, doch Platt sah seine Bewegung, wirbelte Howard herum, und noch einmal traf die Kugel Howards Schutzkleidung ...

Verdammmt...

»John!«

... Michaels drehte sich um und sah, dass Toni Howard etwas zuwarf ...

... den Kris ...

In einer Reflexreaktion schlug Platt nach dem Objekt, das er auf sich zufliegen sah, verfehlte es, aber das hieß, dass sein Messer Howards Hals verlassen hatte ...

Howard ließ die Handgranate los, griff die gewundene Klinge aus der Luft, drehte sich um, in Platt hinein, stach gleichzeitig mit ihm zu ...

... Platt knurrte, als sein Messer Howards Panzerung traf und daran abglitt ...

... Die Spitze des Kris grub sich zwischen Platts Rippen, und die Klinge senkte sich in seine mächtige Brust, bis das Heft fast seine Haut berührte ...

Platt stöhnte, atmete aus, stach nochmals zu, traf abermals die Panzerung. Das Messer drang ein wenig ein - dann brach die Klinge entzwei.

»Scheiße«, stieß Platt hervor. Er fiel auf die Knie, zog Howard mit sich zu Boden und entriss den Kris seinem Griff.

Hughes schrie auf: »Jesus, Jesus, erschießen Sie mich nicht! Bitte nicht erschießen! Bitte!«

Platt rollte auf die Seite und ließ dabei die Handgranate los.

Die Granate ...

Michaels ließ die Pistole fallen, sprang los, vollführte eine Rolle, kam mit der Bombe hoch und warf sie nach links zwischen die Bäume. Er hoffte, dass keiner der Soldaten sie auf dieser Seite umlaufen hatte und dass sie nicht von einem Baum zurückprallte ...

»Auf den Boden!«, brüllte er. »Auf den Boden, schnell!«

Er ließ sich fallen.

Howard war noch immer auf den Beinen und starnte Platt an.

Eins ... zwei ... drei ...

Bumm!

Die Granate explodierte, Metallsplitter flogen durch die Bäume und das Gebüsch, schlügen Löcher ins Laub und die Rinde.

Etwas fuhr brennend an Michaels' Arm entlang. Er runzelte die Stirn. Was ...!

Viel Zeit verging, ein paar tausend Jahre, wie Michaels dachte. Toni packte ihn, und er begriff, dass er noch am Leben war. Seine Ohren fühlten sich taub an.

Er umarmte sie mit dem unverletzten Arm und sah, dass sein anderer Arm von dem Schrapnell blutete, das ihn gestreift hatte. Es tat nicht weh, aber es schien eine Menge Blut daraus hervorzuquellen.

»Nicht schießen!«, rief Hughes. Er begann zu stammeln, große Tränen liefen seine Wangen hinunter.

»Halten Sie den Mund«, befahl Howard mit ruhiger Stimme.

Hughes verstummte.

Howard trat neben Michaels. Auch er hielt sich den Arm, der ebenfalls blutete. »Commander, sind Sie okay?«

»Ja. Und Sie, Colonel?«

»Jetzt geht's mir besser. Schön, dass Sie vorbeigekommen sind.«

»Wir waren zufällig in der Gegend.«

Sie sahen auf Platt hinunter, der immer noch atmete.

»Verdammtd«, sagte er. »Ich kann's nicht fassen. Ein *Nigger* ...«

Howard antwortete nicht.

Platt starnte Howard an. »Ich hasse dieses Scheißland«, wiederholte er. »Von einem gottverdammten *Nigger* umgelegt zu werden ...«

Platts letzter Atem verließ ihn, und er sank in sich zusammen.

Howard starnte in den Dschungel hinaus. »Er hatte Recht mit den Deutschen.«

»Wie bitte?«, fragte Michaels.

»Ich erzähl's Ihnen später, Commander.«

Hinter ihnen standen, eng umschlungen, Joanna Winthrop und Julio Fernandez.

»Nun«, sagte Michaels, »Ich unterbreche die Party nur ungern, aber wir sollten jetzt besser gehen.«

»Amen, Commander. Amen.«

Michaels beugte sich hinunter und zog mit einiger Mühe den Kris aus Platts Brust. Er wischte ihn an dessen Hemd ab und gab ihn Toni zurück. »Ich denke, du hast Recht, Toni. Das Ding bringt einem definitiv Glück, wenn man es dabeihat. - Gehen wir, Leute! Wir müssen einen Hubschrauber erwischen!«

Sie machten sich auf den Weg.

## EPILOG

*Samstag, 22. Januar, 8 Uhr  
Washington, D. C.*

Michaels drehte sich in seinem Bett von der rechten Seite auf den Rücken. Sein linker Arm schmerzte noch ein wenig, aber der Arzt hatte ihn mit einem speziellen Mittel behandelt und die 15 Zentimeter lange, klaffende Wunde zu einer dünnen Linie geklebt, die angeblich nur eine kleine Narbe hinterließ. Etwas Nettes für Partygespräche, sagte man ihm. Nicht jeder wird beinahe von einer Handgranate mit Antiquitätenwert in die Luft gejagt.

Der Rückflug von Guinea-Bissau war relativ ereignislos verlaufen. Die Einheimischen hatten sich gar nicht erst um die Hubschrauber gekümmert, jedenfalls nicht, bevor sie in der Luft waren. Sicher, der FBI-Direktor war von der Operation nicht begeistert gewesen, aber keiner in Guinea-Bissau würde sich darüber beschweren, wo der Präsident doch hundert Millionen gestohlene Dollar entgegengenommen hatte. Vielleicht dürfe er es sogar behalten, ließ der Direktor verlauten, denn womöglich sei es besser, wenn er der US-Regierung verpflichtet war, angesichts der instabilen politischen Lage dort drüben. Besser, er habe das Gefühl, ihnen einen Gefallen zu schulden, falls sie das einmal brauchten. Aber das war natürlich Sache des Außenministeriums.

Alles in allem regte sich der Direktor nicht allzu sehr auf. Und jeder Mitarbeiter von FBI und Net Force war froh, die Stille aus den Büros des Senators White zu vernehmen, nachdem sein Mitarbeiter wegen all dieser

Verbrechen vor Gericht gestellt worden war. White war zu reich, um an Hughes' Plan beteiligt gewesen zu sein, aber einen kleinen schwarzen Fleck hinterließ die Angelegenheit schon auf seinem hübschen Anzug. Vielleicht wurde er bei nächster Gelegenheit sogar abgewählt. Das war doch ein schöner Gedanke.

Colonel Howards Arm bedurfte einer gewissen Behandlung, aber es hieß, dass er nach der Heilung so gut wie neu sein werde. Anscheinend hatte der Colonel vor einiger Zeit eine seltene Virusinfektion erwischt, die an seiner Kraft gezehrt hatte. Das hatte man bei der Erstuntersuchung übersehen, doch es wurde festgestellt, als er wegen der Schnittwunde behandelt wurde. Nach dieser Diagnose konnten Howard Antibiotika verschrieben werden. Er würde sich freuen festzustellen, dass die Krankheit binnen weniger Wochen geheilt war und er sich dann viel besser in Form fühlen würde. Nicht dass Michaels dies beim Colonel für nötig gehalten hätte - als er mit dem verrückten, rassistischen Bodybuilder rang, er machte er den Eindruck, als wäre er verdammt gut in Form.

So war also trotz ein paar Ausrutschern alles ganz gut gelaufen ...

»Alex?«

Michaels sah auf. Toni stand nackt und in blinder Schönheit am Fußende seines Bettes und strahlte ihn an. »Hm?«

»Möchtest du einen Kaffee? Ich kann dir eine Tasse machen.«

Er lächelte sie an. »Später vielleicht«, antwortete er. »In diesem Moment habe ich eine andere Idee.«

»Ach ja? Was könnte das wohl sein?«

»Komm her, und ich zeig's dir.«

Sie gehorchte. Und dann zeigte er es ihr.

Auch das lief ganz gut.

Der Kaffee wurde erst kurz vor Mittag gekocht.

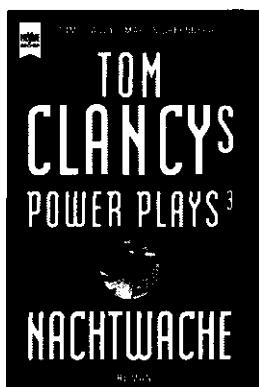


## Tom Clancy

Kein anderer Autor spielt so gekonnt mit politischen Fiktionen wie Tom Clancy.

»Ein Autor, der nicht in Science Fiction abdrifft, sondern realistische Ausgangssituationen spannend zum Roman verdichtet.«

*Der Spiegel*



01/13041

Eine Auswahl:

Tom Clancy

Gnadenlos

01/9863

Ehrenschuld

01/10337

Der Kardinal im Kreml

01/13081

Operation Rainbow

Im Heyne-Hörbuch als MC oder CD lieferbar

Tom Clancy

Steve Pieczenik

Tom Clancys OP-Center 5

Machtpiele

01/10875

Tom Clancys OP-Center 6

Ausnahmestand

01/13042

Tom Clancys Net Force 1

Intermafia

01/10819

Tom Clancys Net Force 2

Fluchtpunkt

01/10876

Tom Clancys Power Plays 2

01/10874

Tom Clancys Power Plays 3

Nachtwache

01/13041

HEYNE-  
TASCHENBÜCHER